

# Braunschweigisches Magazin.

Zehnter Band. Jahrgang 1904.





# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage des Geschichtsvereins  
für das Herzogtum Braunschweig

herausgegeben von

Dr Paul Bimmermann  
in Wolfenbüttel.



Zehnter Band.  
Jahrgang 1904.



**Wolfenbüttel.**  
Verlag von Julius Zwißler.  
Druck von Robert Angermann.  
1904.





# Inhaltsverzeichnis.

## I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

### 1. Vorgeschichte.

Ein Gräberfeld und eine Töpferwerkstätte aus der Völkerwanderungszeit (F. Fuhs), S. 34.  
Über einen bearbeiteten Oberarmknochen vom Rhinoceros tichorhinus (L. Knoop), S. 71.

### 2. Geschichte.

Hildesheim und Braunschweig 1605 (M. Buhlers), S. 62.  
Aus den letzten Tagen des Stiftes Gandersheim (P. Zimmermann), S. 113.  
Erlebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in d. J. 1810 und 1811. Aus Briefen Karl Hennebergs (H. Mack), S. 1, 18, 29, 53, 65.  
Braunschw. Chronik f. d. J. 1903 (W. Schadt), S. 7.

### 3. Literatur und Kunst.

Der Humanist Curicius Cordus in Braunschweig (Fr. Cunze), S. 89.  
Ein unbekanntes Gedicht Friedr. Wilh. Zacharia's (P. Zimmermann), S. 69.  
Zwei Gedichte Ludwig Hänselmanns, S. 47.  
Graphische Arbeiten von Mitgliedern des braunschw. Fürstenhauses (M. Wasel), S. 49.  
Die Fürstenberger Buntmalerei zu Braunschweig im Anf. d. 19. Jahrhunderts bis zu ihrer Auflösung 1828 (Ch. Scherer), S. 96.

### 4. Topographie, Architektur, Denkmalpflege.

Wüstungen bei Gattenstedt (C. Bürger), S. 48.  
Ein roman. Kapitäl der Klosterkirche in Walkenried (P. J. Meier), S. 13.  
Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses f. Denkmalpflege im Herzogt. Br. 1903/04 (R. Steindorfer), S. 72.  
Geschäftsordnung des Ausschusses f. Denkmalpflege im Herzogt. Braunschweig, S. 110.

### 5. Volkskunde und -lieder.

Die heilige Era in Braunschweig (R. Andree), S. 22, 151.  
Drei weltliche Lieder aus dem 17. Jahrhundert (L. Hänselmann †), S. 141.

### 6. Gerichtsweisen.

Rechtsstreit zwischen Joh. Brüning und Franz von Damm (D. Schütte), S. 137.

### 7. Technik.

War Jürgen aus Watenbüttel der Erfinder des Spinnrades? (F. M. Feldhaus), S. 147.

### 8. Biographie, Nekrologe und Bibliographie.

Dr. Wilhelm Behrens (Br. Schwarzenberg), S. 86.  
Ernst Ludw. Theod. Henke (Joh. Beste), S. 101.  
Ludwig Hänselmann † (P. Zimmermann), S. 37, 145.  
Schriften Ludwig Hänselmanns, S. 44, 146.  
Otto von Heinemann † (P. Zimmermann), S. 125.  
Schriften D. v. Heinemanns, S. 134.  
Oberbürgermeister Wilhelm Podels † (L. Engelbrecht), S. 25.

### 9. Geschichtsverein.

Sitzungsberichte des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig (H. Meier).  
31. Sitzung zu Wolfenbüttel (18. Jan. 1904), S. 24.  
32. " zu Braunschweig (1. Febr. 1904), S. 36.  
33. " zu Wolfenbüttel (15. Febr. 1904), S. 36.  
34. " zu Braunschweig (7. März 1904), S. 72.  
35. " zu Braunschweig (21. März 1904), S. 72.  
36. " (Hauptversammlung) auf dem Sternhaufe i. Lechelnholze (6. Juni 1904), S. 72.  
37. " (3. Wanderversammlung) zu Gandersheim (21. August 1904), S. 148.  
38. " zu Wolfenbüttel (24. Okt. 1904), S. 149.  
39. " zu Braunschweig (7. Nov. 1904), S. 149.  
40. " zu Wolfenbüttel (21. Nov. 1904), S. 150.  
41. " zu Braunschweig (5. Dez. 1904), S. 150.

## II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Büchern und Zeitschriften.

**Archiv** für Reformationsgeschichte I. Jahrg., S. 152.  
**Brandis**, Joachim, Diarium, S. 111.  
**Buhlers**, M., Joachim Brandis' d. J. Diarium, S. 111.  
**Danköhler**, Ed., zum braunschw. Schichtspiel und Schichtbuch, S. 64.  
**Ebe**, Gustav, August Orth, S. 64.  
**Eichwede**, Ferd., Beiträge zur Baugeschichte d. Kirche des R. Stifts zu Königsutter S. 88.  
**Evangelisches Gemeindeblatt**, S. 152.  
**Gerstenberg**, H., Henriette von Schwabenberg und Hoffmann von Fallersleben, S. 63.  
**Die 300jähr. Geschichte des Hauses F. H. Lattmann** in Goslar, S. 140.  
**Geschichtsblätter** für Stadt und Land Magdeburg, 38. Jahrg., S. 64.  
**Geschichtsblätter** für Waldeck und Pyrmont, 2. B., S. 64.  
**v. Glümer**, Claire, Aus einem Flüchtlingsleben, S. 124.  
**Gräf**, Hans Gerh., Goethe über seine Dichtungen II. Teil 2. Band, S. 140.  
**v. Heinemann**, Otto, Die Handschriften der Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel. II. Abteilung B. V; S. 151.  
**Helm**, Karl, Buch der Maccabäer herausgeg., S. 111.  
**Heussi**, Karl, Kirchengeschichtschreibung Joh. Lor. v. Mosheims, S. 87.  
**Hofmeister**, Herm., Gründung der Universität Helmstedt, S. 76.  
**Hoogeweg**, Herm., Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim III. L., S. 75.  
**Jahrbuch** d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforsch. Jahrg. 1903, S. 64.  
**Koldewey**, Friedr., deutsche Predigt von Joh. Caselius, S. 152.

**Korrespondenzblatt** d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforsch. Jahrg. 1903, S. 64.  
**Kretschmar**, Joh., Gustav Adolfs Pläne u. Ziele in Deutschland u. die Herzöge z. Br. u. Müneburg, S. 139.  
**Ladendorf**, Otto, Zwei polem. Gedichte von J. W. Zachariä, S. 88.  
**Braunschw. Landwehr-Zeitung**, S. 12, 152.  
**Langguth**, Adolf, Chr. Hier. Esmarck u. der Göttinger Dichterbund, S. 87.  
**Löser**, Ludwig, Herodotus von Ephesus, Tragödie, S. 138.  
**Buch der Maccabäer** in mitteldeutscher Bearbeitung, S. 111.  
**Meier**, Heinrich, die Straßennamen der Stadt Braunschweig, S. 74.  
**Monatsblatt** f. öffentl. Gesundheitspflege S. 112, 124.  
**Monatsschrift** für Handel u. Industrie, S. 152.  
**Nachrichten** über deutsche Altertumskunde 14. Jahrg., S. 64.  
**Pietscher**, Wolfgang, Rob. Grienpenker's Maximilian Robespierre, S. 87.  
**Neues Braunschw. Schulblatt**, S. 12, 152.  
**Braunschw. Sonntagsblatt**, S. 12, 124.  
**Steffen**, Heinr., Vom Köhlerbub zum fürstlichen Theaterdirector, S. 88.  
**v. Strombeck**, Friedr. Karl, Henning Brabant, S. 152.  
**Uasel**, August, Sammlung graphischer Kunstblätter, S. 10.  
**Uoges**, Theodor, Depotfund von Hessen, S. 64.  
**Evang.-luther. Wochenblätter**, S. 112.  
**Zachariä**, Fr. Wilh., zwei polem. Gedichte, S. 88.  
**Zeitschrift** d. Gesellschaft f. niedersächs. Kirchengeschichte 8. Jahrg., S. 11.

## III. Abbildungen.

Herzog Ferdinand Albrecht I. Schabkunstblatt von Herzog Anton Ulrich, S. 50.  
**Landschaft**. Radierung von Herzog Ferdinand, S. 51.  
**Braunschw. Infanterist**. Radierung vom Erbprinzen Karl Wilh. Ferdinand, S. 52.  
**Stadtarchivar** Ludwig Hänselmann, S. 37 u. 42.

Geh. Hofrat Otto v. Heinemann, S. 125.  
**Oberbürgermeister** Wilh. Poetels, S. 25.  
**Romanische Kapitäle** aus Walkenried, Speier und Magdeburg, S. 13.  
**Urnen** u. aus Cremlingen, S. 35 u. 36.

## IV. Verfasser.

**Andree**, Richard, Professor Dr in München, S. 22.  
**Beste**, Johannes, Superintendent D. theol. in Schöppenstedt, S. 11, 101.  
**Bode**, Georg, Landgerichtsdirector in Braunschweig, S. 75.

**Brandes**, Wilhelm, Schulrat Prof. Dr in Wolfenbüttel, S. 138, 140.  
**Bürger**, C., Oberlehrer Dr in Blankenburg, S. 48.  
**Buhlers**, M., Major a. D. in Hildesheim, S. 62.  
**Lunze**, Friedrich, Professor in Braunschweig, S. 89.

**Engelbrecht**, Louis, Justizrat in Braunschweig, S. 25.

**Feldhaus**, Franz Maria, Ingenieur in Heidelberg, S. 147.

**Fuhse**, Franz, Museumsdirektor Dr in Braunschweig, S. 34.

† **Hänselmann**, Ludwig, Stadtarchivar Prof. Dr in Braunschweig, S. 47, 141, 146.

**Knoop**, Ludwig, Lehrer in Börßum, S. 71.

**Mack**, Heinrich, Stadtarchivar Dr in Braunschweig, S. 1, 18, 29, 53, 65.

**Meier**, Heinrich, Oberstleutnant z. D. in Braunschweig, S. 24, 36.

**Meier**, Paul Jonas, Museumsdirektor Prof. Dr in Braunschweig, S. 13, 88.

**Schadt**, Wilhelm, Geometer in Braunschweig, S. 7.

**Scherer**, Christian, Museumsinspektor Prof. Dr in Braunschweig, S. 77, 96.

**Schütte**, Otto, Oberlehrer in Braunschweig, S. 74, 137.

**Schwarzenberg**, Bruno, Finanzrat in Braunschweig, S. 86.

**Steinacker**, Karl, Dr phil. in Braunschweig, S. 10, 72.

**Vasel**, August, Gutsbesitzer in Beierstedt, S. 49.

**Zimmermann**, Paul, Archivrat Dr in Wolfenbüttel, S. 37, 69, 113, 125.



•

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Januar.

Nr. 1.

[Nachdruck verboten].

## Erlebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in den Jahren 1810 und 1811.

Aus Briefen Karl Hennebergs  
mitgeteilt von Heinrich Mack.

Gäbe es über unser Herzogtum so eingehende verwaltungsgeschichtliche Arbeiten, wie sie beispielsweise Hannover in den ausgezeichneten Werken von Ernst v. Meier<sup>1)</sup> und Friedrich Thimme<sup>2)</sup> aufweisen kann, so würde darin von Trägern des Namens Henneberg als Männern, die sich um den Staat wohl verdient gemacht haben, mehrfach die Rede sein. Allein auch ohne solche Pflege hat sich das Andenken an die Familie Henneberg bei uns lebendig erhalten, wenngleich schon seit manchem Jahrzehnt kein braunschweigischer Beamter mehr aus ihr hervorgegangen ist und ihre noch blühenden Hauptzweige sämtlich außerhalb unseres Landes Wurzel geschlagen haben. Denn zunächst weiß wohl jeder in der heimischen Geschichte einigermaßen bewanderte Braunschweiger, daß zwischen dem braunschweigischen Postwesen und der Familie Henneberg über ein Jahrhundert hinaus eine sehr enge Verbindung bestanden hat, die freilich im einzelnen noch sehr der Aufklärung bedarf. Weiter ist die Vermählung von Lessings Stieftochter Amalie König, dem vermutlichen Vorbilde zur Recha in Nathan dem Weisen, mit dem Postrat Georg Konrad Albert Henneberg in Braunschweig wenigstens nicht nur den Literaturfreunden bekannt. Nicht ganz so bekannt ist vielleicht, daß Amalie noch in ihrem hohen Alter<sup>3)</sup> unserm um die Lessingforschung hochverdienten Landsmann Dr Karl Schiller über ihren

großen Vater bereitwillig Rede und Antwort gestanden hat, und daß aus Schillers Bericht hierüber<sup>4)</sup> die rührende Schilderung von Lessings letzten Stunden stammt, die wir heute in jeder Lessingbiographie, ja in jeder ausführlicheren Literaturgeschichte finden. Ob der wertvolle Schatz überhaupt je gehoben worden wäre, wenn Postrat Henneberg nicht um Amalie geworben und sie dadurch an Braunschweig gefesselt hätte, das ist eine Frage, die — zumal in diesem Zusammenhange — wohl aufgeworfen werden darf.

Verdankt aber der Postrat Henneberg das Fortleben seines Namens in weiteren Kreisen seiner Gattin, so ist sein älterer Bruder Friedrich Christian Ludwig um seiner selbst willen in ehrenvollem Gedächtnis bei den Braunschweigern geblieben. Hat er doch in der schweren Not der westfälischen Zeit das wichtige Amt eines Präfecten des Okerdepartements so verwaltet, daß ihm das Zeugnis eines wahrhaften Patrioten nicht versagt werden kann: frei von aller Liebedienerei trat er stets und mit allen Kräften für das Wohl der seiner Leitung und Obhut anvertrauten Untertanen ein, was ihm zuletzt seine Stellung kostete. Sein gerechter Ruhm wird freilich heute überstrahlt durch den seines Enkels. Das ist der leider schon im kräftigsten Mannesalter dahingeschiedene Maler Rudolf Henneberg, der Schöpfer „der Jagd nach dem Glück“ und „des wilden Jägers.“ In seiner Vaterstadt Braunschweig erinnert an ihn noch besonders das Rudolfstift, eine pietätvolle Schöpfung seiner Schwester Minna, eigentlich Wilhelmine, die für diesen Zweck den größten Teil ihres Vermögens der Stadt Braunschweig vermacht und so zugleich hohen Gemeinssinn und werktätige Liebe in schönster Weise bekundet hat. Über ihr an der Wolfenbüttlerstraße belegenes Grundstück, das bei der Gelegenheit mit in städtischen Besitz gelangte, führt heute die Hennebergstraße, und man darf im Hinblick auf die erwähnten Tatsachen die Wahl dieses

<sup>1)</sup> Hannoverische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1880—1866, Bd. 1. 2, Leipzig 1898. 99.

<sup>2)</sup> Die inneren Zustände des Kurfürstentums Hannover unter der Französisch-Westfälischen Herrschaft 1806—1813, Bd. 1. 2, Hannover u. Leipzig 1893. 95.

<sup>3)</sup> Sie starb am 20. April 1848 im 87. Lebensjahre.

<sup>4)</sup> „Über G. E. Lessings Persönlichkeit“ in Herrig u. Viehoffs Archiv für das Studium der neuern Sprachen u. Literatur, 1848, III, S. 317—327.

Namens gewiß als eine hervorragend glückliche bezeichnen.

Im Folgenden soll nun der Vater des Geschwisterpaars Rudolf und Minna, der Sohn des Präsekten, Karl Henneberg, zu Worte kommen. Vorher möge es jedoch gestattet sein unsere einleitenden Bemerkungen in einer kurzen Geschichte der Familie Henneberg zu vertiefen; denn bisher ist eine solche noch nirgends gegeben worden, obwohl der Gegenstand ohne Frage allgemeinere Beachtung verdient. Da sie indes hier nicht Selbstzweck sein, sondern vornehmlich das Verständnis der Jugendbriefe Karl Hennebergs erschließen helfen soll, werden wir sie nur bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts herabführen und auch bis dahin nur das Wesentliche berücksichtigen.

### 1. Die Familie Henneberg.

Trotz der eifrigen und höchst anerkennenswerten Familienforschungen des vor einigen Jahren verstorbenen Herrn Albert Cäsar Henneberg zu Poppenbüttel ist es vorläufig nicht gelungen mit einiger Gewißheit festzustellen, woher die braunschweigischen Hennebergs eigentlich stammen. Denn darf man auch in Anbetracht ihres verhältnismäßig späten Auftretens behaupten, daß sie nicht zu den alteingesessenen Familien der Stadt oder des Landes gehören, so fehlt doch noch der sichere Zusammenhang zwischen dem ersten Braunschweiger Henneberg und den bisher bekannt gewordenen ihm zeitlich nahestehenden Nichtbraunschweigern dieses Namens<sup>1)</sup>. Die erste Nachricht, die uns auf festen Boden führt, bietet unterm 24. Februar 1705 ein Eintrag im Kirchenbuche von St. Martini in Braunschweig. Er bezeugt die Haustrauung Herrn Heinrich Georg Hennenbergs mit Jungfer Regina Margaretha Jaseln, Herrn Georg Jasels ehelicher Tochter. Am 20. Dezember desselben Jahres ward im Dome St. Blasii das erste Kind des jungen Paares, ein Sohn Georg Heinrich, getauft. Unter den Gebattern wird des Täuflings Großvater väterlicherseits, Herr Georg Henneberg, unseres Wissens nur bei dieser Gelegenheit und leider ohne jeden Zusatz über Beruf und Wohnort, erwähnt. Vier Monate später wurde dann jene Urkunde ausgestellt, die den wichtigsten Markstein in der Geschichte der Hennebergs bedeutet. Am 26. April 1706 erteilte Herzog Anton Ulrich dem kgl. Preussischen Commissarius Wolff in Hamburg und seinem — des Herzogs — Postkammerschreiber Heinrich Georg Hennenberg das Privilegium zur Anlegung einer „gewissen“ Küchenpost zwischen Hamburg und Braunschweig. Gegen die Verpflichtung an den Grafen v. Platen als Generalexherpostmeister des Gesamtthauses Braunschweig eine jährliche Reko-

gnition zu zahlen, erhielten Wolff und Henneberg für jene Strecke das Recht, „nebst denen für . . . Fürstl. Hoffstadt benötigten Actualien zugleich auch andere Päckereyen sammt denen an Sie liefernden Briefen und sich angehenden Passagiers auf- und anzunehmen.“ Weder das Privilegium selbst noch die Gründe, die den Herzog zu dessen Gewährung veranlaßten, können hier erörtert werden; das sei einem besonderen Aufsatze über die Beziehungen der Familie Henneberg zum braunschweigischen Postwesen<sup>2)</sup> vorbehalten. Aber zweierlei darf hier doch nicht unbetont bleiben. Erstens, daß die Bezeichnung Hennebergs als „Unser Post-Cammerschreiber“ dessen Beruf und Stellung vor der Verleihung des Privilegiums von 1706 erkennen läßt und begreiflich macht, weshalb gerade ihm die Einrichtung der neuen Post übertragen wurde. Und zweitens, daß die Küchenpost durch die ihr in erster Linie gestellte und auch in ihrem Namen ausgedrückte Aufgabe, der herzoglichen Hofstatt zu dienen, zum Unterschiede von allen andern damals in Braunschweig bestehenden Posten, die Fürstlich Braunschweigische Post nicht ausgenommen, den Charakter einer Hofpost im eigentlichen Sinne des Wortes erhielt. Von der Gründung der Küchenpost her datieren denn auch die engen Beziehungen der Familie Henneberg zum herzoglichen Hause, die bis ins dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein zu verfolgen sind. Als am 31. Dezember 1707 Heinrich Georg sein zweites Kind, wieder einen Sohn, taufen ließ, waren die vier Paten sämtlich Mitglieder der herzoglichen Familie, Herzog Anton Ulrich an der Spitze, von dem das Kind seinen ersten Namen, Anton, erhielt, während der zweite, Wilhelm, ihm nach dem Erbprinzen August Wilhelm beigelegt wurde<sup>3)</sup>. Und in gleicher Weise ward das dritte, am 3. Oktober 1709 getaufte Kind, Elisabeth Char-

<sup>1)</sup> Diese Beziehungen sind zwar in den Arbeiten R. Schuchts über das Postwesen in Braunschweig (s. Br. Mag. 1897. 98. 99. 1902 u. Archiv für Post u. Telegraphie 1901) schon berücksichtigt worden, verdienen aber eine eingehendere Behandlung auf Grund des im Hennebergischen Familienarchiv zu Poppenbüttel beruhenden reichen Materials, das Schucht nicht vorlag, für die hier gebotene Skizze jedoch bereits hat verwertet werden können. Verf. darf nicht unterlassen auch an dieser Stelle für die große Güte zu danken, mit der ihm Frau Marie Henneberg zu Poppenbüttel das von ihrem verstorbenen Gatten gegründete und nunmehr von ihr gehütete Archiv zugänglich gemacht hat. Auch Herrn Amtsrat Henneberg zu Wasserleben bekennet er sich für wiederholte Förderung zu aufrichtigem Danke verpflichtet; insbesondere erhielt er von ihm den Stammbaum der Familie Henneberg, zu dem Herr Oberstleutnant Meier mit bekannter Bereitwilligkeit einige Ergänzungen beisteuerte.

<sup>2)</sup> 1748 heißt dieser Anton Wilhelm im Kirchenbuche von St. Martini, das ihn unter den Gebattern seines Neffen Friedrich Christian Ludwig, des nachherigen Präsekten, verzeichnet, Anton Wilhelm Ludwig. Danach scheint er sich auch nach seinem dritten Paten, dem Prinzen Ludwig, genannt zu haben.

<sup>1)</sup> Solche sind u. a. in Osterode, Goslar und Quedlinburg nachgewiesen worden.

lotte, nach Patinnen aus dem herzoglichen Hause benannt, nach der Königin Elisabeth von Spanien und nach ihrer Schwester, der Prinzessin Charlotte. Der Kirchenbuchseintrag über diese Taufe wird doppelt interessant dadurch, daß der Taufvater in ihm lediglich als Kgl. Spanischer Agent bezeichnet wird. Es kann natürlich keinem Zweifel unterliegen, daß er diesen Titel und das etwa mit ihm verbundene Amt — hierüber weiter unten — der erlauchten ersterwähnten Patin seiner Tochter verdankte; wahrscheinlich fand die Verleihung im engen Zusammenhang mit Übernahme der Patenschaft durch die Königin statt. Erinnert man sich nun, daß Elisabeths Gemahl demnächst die spanische Krone mit der römischen Kaiserkrone vertauschte, so begreift man leicht, weshalb in einem Privileg Herzog Ludwig Rudolfs vom Jahre 1717, dessen Inhalt nachher noch zur Sprache kommen wird, aus dem Königlich Spanischen ein Kaiserlicher Agent geworden ist. Nach einer Eingabe der Schwiegertochter Heinrich Georg Hennebergs an Herzog Karl I. aus dem Jahre 1763 wäre aber jener nicht nur „Römisch“ sondern auch „Russisch Kaiserlicher Agent“ gewesen. Für die Richtigkeit dieser Angabe spricht ja von vornherein die Tatsache, daß die Prinzessin Charlotte, die mit ihrer Schwester Elisabeth zusammen bei Hennebergs Töchterchen Gebatter stand, 1711 mit Peters des Großen Sohne Alexej vermählt ward. Allerdings könnte wohl jemand in Unbetracht der Nichterwähnung von Hennebergs russischem Agententum in dem Privileg Ludwig Rudolfs — denn unter dem Kaiserlichen Agenten dort kann nur ein solcher des deutschen Kaisers verstanden werden, — dem Verdachte Raum geben, man habe es hier lediglich mit einer naheliegenden Kombination der Nachkommen Heinrich Georgs zu tun. Aber vielleicht waren dessen Beziehungen zu Rußland durch den vorzeitigen Tod Charlottens im Jahre 1715 gelöst worden, wodurch sich ihre Übergehung im Privileg von 1717 auf sehr natürliche Weise erklären würde. Noch mehr indessen muß ein anderes Moment davon abhalten, jenem Verdachte beizupflichten. In einem mit der erwähnten Eingabe vermutlich gleichzeitigigen Memorial gedenkt Hennebergs Schwiegertochter ausdrücklich seiner „ansehnlichen genoßenen Salarien von Wien und Petersburg.“ Mit dem Titel auch diese Petersburger Zahlungen für leere Erfindung zu erklären, wäre doch höchst gewagt. Man muß also damit rechnen, daß Henneberg wirklich vom Hofe zu Wien sowohl, als auch von dem zu Petersburg gegen festes Gehalt mit der Versorgung irgend welcher Geschäfte, wohl eher kaufmännischer als politischer Art, betraut gewesen ist, der beste Beweis für die auch anderweitig belegte Tüchtigkeit und Mührigkeit des Mannes.

Das neue Unternehmen der Küchenpost scheint schon bald gute Erträge abgeworfen zu haben.

Denn bereits im September 1710 kaufte Henneberg ein Haus auf der Gördenlangerstraße — nach heutiger Zählung Nr. 44 — und gab ihm durch einen Umbau, der wohl fast ein Neubau gewesen sein mag, die Gestalt, die es im wesentlichen noch heute hat und der man würdevolle Stattlichkeit nicht absprechen kann<sup>1)</sup>. Dies Haus ist recht eigentlich als Stammhaus der braunschweigischen Hennebergs anzusehen: bis 1871 ist es in ihrem Besitze geblieben. Wann Heinrich Georg es bezogen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Sein viertes Kind wurde am 27. Juli 1711 noch im Dome getauft, erst sein fünftes und letztes in der Martinkirche. Das geschah am 19. April 1714, doch schon im Januar 1713 erwähnt Henneberg in einem Briefe des Vaters als einer abgetanen Sache; damals wohnte er jedenfalls schon im neuen Hause, das natürlich nun auch Posthaus der Küchenpost war. Sehr bald aber fand neben dieser zugleich die Fürstlich Braunschweigische Post dort ihr Heim, denn im März 1713 ward unserm Henneberg, ohne daß sein Verhältnis zur Küchenpost dadurch berührt worden wäre, vom Grafen Platen auf wiederholte herzogliche Verwendung die frei gewordene Stelle des Fürstlichen Postmeisters zu Braunschweig verliehen, übrigens nicht etwa ein Amt im heutigen Sinne, sondern eine Pachtung. Indes auch hiermit war der Unternehmungslust und dem Tätigkeitsdrange Heinrich Georg Hennebergs noch nicht Genüge geschehen. Das lehrt das früher gestreifte Privilegium Herzog Ludwig Rudolfs vom 8. Juni 1717, wodurch jenem in Gemeinschaft mit dem herzoglichen Geheimsekretär Rudolf August Heyland zu Blankenburg die Anlegung einer wöchentlich zweimal fahrenden Küchenpost zwischen Blankenburg und Braunschweig übertragen wurde. Auch dieses Unternehmen in Flor zu bringen sollte Heinrich Georg nicht mehr vergönnt sein; schon am 19. Dezember 1717 ward er nach kaum achttägiger Krankheit, offenbar im kräftigsten Mannesalter, durch den Tod abberufen.

Seiner Witwe Megine Margarethe legte der Heimgang des Gatten eine schwere Last auf die Schultern, fast zu schwer für die Schultern einer Frau. Sie hatte nicht nur für die Erziehung des „betrübten Häufleins“ ihrer unmündigen Kinder zu sorgen, sie mußte auch die Postgeschäfte ihres Mannes im

<sup>1)</sup> P. E. Nibbentrop rühmt es in seiner „Beschreibung der Stadt Braunschweig“ Bd. I. S. 80 als „eines der hiesigen vorzüglichsten Häuser.“ Er nennt auch den Baumeister, allerdings nicht ganz richtig: Korf. Es kann nämlich niemand anders in Frage kommen, als Hermann Korb (1656—1735), der berühmte Erbauer der alten Wolfenbüttler Bibliothek und des Schlosses zu Salzdahlum. Eine Abbildung des Hauses in seiner ursprünglichen Gestalt nach einem Deckchen Kupferstiche hat H. Schuch in seinem Aufsatze über die Postgebäude in Braunschweig (Br. Mag. 1902 S. 31 ff.) beigegeben.

vollen Umfange weiterführen. Die Fürstliche Postmeisterei freilich kam schon anderthalb Jahre später an einen gewissen Paul Meyer, der nach Ablauf des Hennebergischen Pachtkontraktes die Witwe überboten hatte. Diese behielt also jetzt nur noch die Hamburgische und die Blankenburgische Küchenpost, von denen aber die letztgenannte als wenig ertragsfähig sich erwies. Deshalb ging sie nach etlichen Jahren des Bestehens — der genaue Zeitpunkt ließ sich noch nicht ermitteln — wieder ein, ward indes schon 1722 durch Herzog Ludwig Rudolf von neuem ins Leben gerufen, jedoch auf viel breiterer Grundlage als das erste Mal, indem sie unter Zustimmung Kurfürstens mit der „Leipziger Gelben Rutsche“ kombiniert wurde. Auch handelte es sich jetzt nicht mehr um eine Privat-, sondern um eine Fürstliche Post, an der die Witwe Henneberg nur insofern beteiligt wurde, als sie die Expedition erhielt. Zehn Jahre später erfuhr die Hamburgische Küchenpost die gleiche Wandlung. Herzog Ludwig Rudolf, der ein Jahr zuvor durch den Tod seines Bruders August Wilhelm zur Regierung der gesamten Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande gelangt war, unterstellte im März 1732 wie die blankenburgische, so auch die hamburgische Post der Fürstlichen Kammer. Damit kam das Privileg von 1706 in Wegfall, doch zeigte sich der Herzog bestrebt die hierdurch Betroffenen zu entschädigen. Der Witwe Henneberg bewilligte er eine Pension, ihrem dritten Sohne, August Jakob Ulrich mit Namen, und dem Kommissär Wolff in Hamburg übertrug er die Expedition der braunschweig-hamburgischen Küchenpost gegen ein festes Jahressalarium und einen Anteil am Ertrage, außerdem wurde dem jungen Henneberg eine feste monatliche Vergütung für die Expedierung der blankenburgischen Rutsche zugewilligt und ihm gestattet mit seinen beiden Spannpferden Nebenverdienst durch Stellung von Extraposten zu suchen. Nach diesen Grundrissen bestimmte sich das Verhältnis der Familie Henneberg zur Post bis zur westfälischen Zeit: selbst sonst tief eingreifende organisatorische Änderungen, wie sie mehrfach vorkamen, rüttelten an ihnen nicht. Insbesondere ließ die 1738 vollzogene Umwandlung der Küchenpost in eine Chur- und Hochfürstlich Braunschweig-Lüneburgische, d. h. nach unserer ausdrucksweise Hannoversch-Braunschweigische Kommunionpost, gewöhnlich kurzweg die Hamburger Kommunionpost genannt, die Stellung der Expeditoren in Braunschweig und Hamburg unberührt. Auch daß im Jahre 1743 auf herzogliche Anordnung die Abfertigung der Kommunion- und der blankenburgischen Post aus dem Hennebergischen Hause in das Fürstliche Posthaus auf der Breitenstraße verlegt wurde, war, so unangenehm es von August Jakob Ulrich Henneberg empfunden ward, doch insofern eine Änderung nur sekundärer Natur,

als jener nach wie vor die Expedition beider Posten behielt.

Da Heinrich Georg ein bedeutendes Kapital in seine Postunternehmungen hineingesteckt hatte, so sahen seine Erben in der Aufhebung des Privilegs von 1706 eine große Härte. Die Folge hat aber dieser durchaus begreiflichen Anschauung nicht Recht gegeben. Während Heinrich Georgs Witwe einerseits durch das Fehlschlagen des blankenburgischen Unternehmens, andererseits durch vieljährige Schikanierung der Küchenpost als eines Privatunternehmens auf hannoverschem Gebiete nicht nur keinen Gewinn, sondern sogar beträchtlichen Schaden gehabt hatte, gerieten durch die Verstaatlichung von 1732 die Posteinnahmen der Hennebergs in eine zwar langsame, aber im ganzen stetige Aufwärtsbewegung, die bis zum Jahr 1806 angehalten hat. So wurde der ursprüngliche Wohlstand der Familie nicht allein bewahrt, sondern auch noch vermehrt und dementprechend prägte sich ihr, wenn wir so sagen dürfen, patrizischer Charakter immer schärfer aus.

Wie erwähnt, war August Jakob Ulrich, der bei der Neuordnung des Postwesens im Jahre 1732 an die Stelle seiner Mutter trat, der dritte Sohn seiner Eltern. Am 27. Juli 1711 geboren zählte er damals noch nicht 21 Jahre. Weshalb keiner der beiden älteren Brüder statt seiner ans Ruder kam, läßt sich nicht mehr recht erkennen. Von dem ältesten, Georg Heinrich, wissen wir lediglich durch die besprochene Eintragung im Taufregister des Domes. Der zweite, Anton Wilhelm, heißt in der Familientradition der Alchymist, war also, wie man hiernach annehmen möchte, ein berufsloser Sonderling. Dafür spricht auch, daß er unvermählt blieb. Neben diesen Brüdern hatte August Jakob Ulrich zwei Schwestern, eine ältere, die uns schon bekannte Elisabeth Charlotte, und eine jüngere, Helene Christine. Auch sie heirateten nicht. Es scheint fast, als ob die ganze Familie, mit Ausnahme von Georg Heinrich, im Hause auf der Gördeningerstraße wohnen blieb und mehr oder weniger auf den Verdienst des einen Bruders angewiesen war, namentlich nachdem die Mutter schon lange vor ihrem erst 1755 erfolgten Tode ihre Pension verloren hatte. Hieran lag es wohl auch, daß sich August Jakob Ulrich selbst erst verhältnismäßig spät verheiratete. Am 20. Februar 1745 vom Herzog Karl I. mit dem Charakter Agent begnadigt, wurde er am 18. Juli selbigen Jahres zu Halberstadt mit Sophie Louise Henriette, der zwanzigjährigen Tochter des Bürgermeisters Dr med. Samuel Sellschopp dort, getraut. Aus dieser Ehe entsprossen außer zwei Töchtern, die beide früh starben, fünf Söhne. Sie erwachsen zu sehen und einen oder mehrere von ihnen in die Postgeschäfte einzuführen, war August Jakob Ulrich nicht beschieden. Gleich seinem Vater wurde er aus voller Tätig-



keit durch einen frühen Tod — am 16. Januar 1763 — herausgerissen, als sein ältester Sohn erst vierzehn, sein jüngster noch nicht ein viertel Jahr alt war. Seine Witwe befand sich in ähnlicher Lage wie einst die Witwe ihres Schwiegervaters. Auch sie hatte ein Häuflein unmündiger Kinder großzuziehen. Auch sie mußte zu dem Behuf die geschäftlichen Unternehmungen ihres Mannes weiterzuführen trachten. Demgemäß richtete sie an den Herzog das Gesuch, er möge die bislang von ihrem Manne innegehabte Expedition der Hamburger Kommunion- und der Blankenburg Post vorerst ihr und demnächst einem ihrer Söhne übertragen. Da an maßgebender Stelle offenbar anerkannt wurde, daß die Entschädigungspflicht wegen Aufhebung des Privilegiums von 1706 noch fortbestehe, zudem die Hennebergs bei Hofe sehr gut angeschrieben waren und vorab im Herzog Ferdinand einen eifrigen Gönner besaßen, so wurde das Gesuch genehmigt. Dreizehn Jahre lang leitete die Witwe August Jakob Ulrichs die Postgeschäfte, zuerst von dem Gehilfen Melis, der schon ihrem Vatten einige Jahre gedient hatte, nach dessen Tode im Jahre 1767 von ihrem damals siebenjährigen zweiten Sohne Georg Konrad Albert, dem späteren Vatten Amalie Königs<sup>1)</sup>, unterstützt. 1776 wurde dann dieser auf Antrag der Mutter zum Fürstlichen Postagenten ernannt und übernahm nunmehr die Postexpedition in Braunschweig im eignen Namen. Es glückte ihm das besondere Wohlwollen Herzog Karl Wilhelm Ferdinands dadurch zu gewinnen, daß die Kommunionpost unter seiner Verwaltung ersichtlich höhere Erträge brachte denn vordem. Als Ausfluß dieser gnädigen Gesinnung haben wir wohl seine Ernennung zum Postrat anzusehen, die ihm 1789 zu Teil wurde. Und als er im Jahre 1805 seinen zweiten Sohn Ernst<sup>2)</sup> in das braunschweigische Postbureau zu Hamburg eintreten ließ, geschah das der Familienüberlieferung zufolge auf den ausdrücklichen Befehl des Herzogs, den jungen Mann im Postfach auszubilden. Fürstlich Braunschweigischer Postagent in Hamburg war damals der vorletzte Bruder des Postrats Henneberg, der 1759 geborene Johann Philipp August. Er war in dem einträglichen Amte Nachfolger des Agenten Friedrich Wilhelm König, eines Oheims Amaliens, geworden, der im November 1797 gestorben war; beiläufig sei hierzu bemerkt, daß man auch bei Vergabung der hamburgischen Expedition so lange als möglich ausschließliche Verwandte des 1706 privilegierten Unternehmers d. h. des Postkommissärs Wolff berücksichtigt hatte, allein schon Königs Vor-

gänger Adler hatte nicht mehr zur Wolffschen Verwandtschaft gehört. Was nun Johann Philipp August Henneberg betrifft, so war sein Wirken in Hamburg nicht auf die Post beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf die Besorgung politischer Aufträge seines Herzogs. Demgemäß führte er außer dem Titel eines Postmeisters auch den eines Legationsrats. Unter Karl Wilhelm Ferdinand lag ihm z. B. nach sicherem Zeugnis<sup>3)</sup> ob, die Hamburger Zeitungen im Sinne des Herzogs zu beeinflussen, namentlich dahin, daß sie keine Artikel über braunschweigische Angelegenheiten brächten. Nach der Katastrophe von 1806 aber wurde er der Vertrauensmann Herzog Friedrich Wilhelms<sup>4)</sup>, für den es von großer Wichtigkeit war in Hamburg einen so klugen, so rührigen und so patriotischen Förderer seiner Pläne zu haben. Nicht zum wenigsten dieser unzweifelhaft höchst lobenswerten Tätigkeit des Legationsrats in den Jahren der Fremdherrschaft wird es die Familie Henneberg zu verdanken gehabt haben, daß sich Friedrich Wilhelm nach der Rückkehr auf den Thron seiner Väter besonders gnädig gegen sie erwies.

Noch einer der fünf Söhne August Jakob Ulrichs fand im braunschweigischen Postdienste Anstellung und zwar der jüngste, 1762 geborene, Johann Julius Wilhelm mit Namen. Er wurde Postmeister zu Blankenburg, dem dritten der für die Geschichte der Küchenpost hauptsächlich wichtigen Orte. So bleiben nur zwei von den Brüdern übrig, die nicht den väterlichen und großväterlichen Beruf ergriffen, der älteste und der dritte. Dieser, Johann Karl Justus, geboren im Jahre 1752, wurde Landwirt: er war zuerst Amtmann zu Neuhaus im Solling, dann Oberamtmann in Greene. Jener, Friedrich Christian Ludwig, 1748 geboren, widmete sich mit besonderem Erfolge dem höheren Verwaltungsdienste. Nachdem er in Helmstedt, Leipzig und Jena die Rechte studiert hatte, begann er seine Laufbahn als Kammersekretär. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand berief ihn aber bald um seiner Tüchtigkeit willen als Sekretär mit dem Titel Legationsrat in die Geheime Kanzlei, eine Stellung, die am ehesten der heutigen eines Ministerialrats zu vergleichen ist, wies ihm jedoch über seine eigentlichen Amtsgeschäfte hinaus gelegentlich die Besorgung solcher Aufträge zu, die Fürsten nur Vertrauenspersonen von der höchsten Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit zu erteilen pflegen<sup>5)</sup>. 1801 wurde

<sup>1)</sup> Gustav Antons v. Wolffradt: Brief an Friedrich Karl v. Strombeck 1831 Sept. 14.

<sup>2)</sup> Auch hierfür finden sich Belege in Wolffradts Briefen, außerdem in den Erinnerungen des schwarzen Beder: „84 Tage aus den 8 wichtigsten Jahren meines Lebens“ (Das Sonntagsblatt auf d. Jahr 1825, Gildesheim, Gerstenberg, Jgg. 18 Nr. 11—30) und „Ich und die Schwarzen, mein Fläschchen und ich, oder die weißen Rosen“ (ebda. Jgg. 19 Nr. 30—39).

<sup>3)</sup> Ein Fall der Art wird im zweiten Teil dieses Aufjages näher erörtert werden.

<sup>1)</sup> Er vermählte sich mit ihr im April 1782, nachdem er seine erste Gattin, Sophie Justine Luise Mercker, im Februar 1780 nach kaum einjähriger Ehe durch den Tod verloren hatte.

<sup>2)</sup> Der älteste, Gustav Friedrich Georg, war als kleines Kind gestorben.

er zum Geheimen Legationsrat ernannt. 1805 wählte ihn das Kapitel des säkularisierten Bistums zu seinem Dekan. Vermöge dieser Würde kam ihm die Vertretung der Prälaten im engern Ausschusse der Landstände zu, der zugleich als Schatzkollegium die von den Ständen bewilligten Steuern zu verwalten hatte. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Ausschusses bemühte er sich nach der Besitzergreifung des Herzogtums durch die Franzosen im Oktober 1806 in einträchtigem Zusammenwirken mit dem Geheimen Räte v. Wolfradt erfolgreich um stetige Fortführung der bisherigen Verwaltung und um gerechte Verteilung und ordnungsmäßige Abtragung der dem Lande von Napoleon auferlegten Kontribution. Wie Wolfradt ließ er sich dabei lediglich von der Rücksicht auf das Gemeinwohl leiten, indem er gleich jenem erwog, daß, wenn man dem Feinde den Dienst verweigere und ihn dadurch zwingt, sich erst eine Verwaltung neu zu schaffen und seine Kontribution selber einzutreiben, die Braunschweiger hierfür durch doppelte Bedrückung würden büßen müssen. Und um so mehr durften die beiden Männer von der Richtigkeit ihres Handelns überzeugt sein, als es sich vollkommen mit den Weisungen ihres Herzogs und Herrn deckte. Hatte doch der todwunde Karl Wilhelm Ferdinand, ehe er aus Braunschweig zur weiteren Flucht gen Norden aufgebrochen war, Wolfradt das Versprechen abgenommen, auf jeden Fall beim Lande zu bleiben. Indessen, was unter diesen Umständen zum Wohle des braunschweigischen Volkes geschah, das kam zugleich den Franzosen zu statten, und so begreift es sich, daß die Tätigkeit Wolfradts und Hennebergs von den französischen Autoritäten sehr lebhaft anerkannt wurde. Es begreift sich ferner, daß demnächst beim Aufgehen des Herzogtums in das Königreich Westfalen beide Männer in dem neuen Staate besonders wichtige Ämter erhielten. Wolfradt kam als Staatsrat nach Kassel und stieg nach Jahresfrist zum Minister des Innern empor, Henneberg aber wurde Präsekt des Okerdepartements, was er bis in den Anfang des Jahres 1812 blieb. Damals ward er, weil man ihm zu große Milde gegen den Braunschweiger Vöbel Schuld gab, seiner Pflichttreue und der unter schwierigen Verhältnissen bewährten Umsicht und Entschlossenheit ungeachtet seiner Stellung enthoben und zum Staatsrat in Kassel ernannt. Bevor er jedoch das neue, ihm sehr widerwärtige Amt antreten konnte, verschied er am 26. April 1812 im 64. Jahre seines Alters, aufrichtig betrauert von den Braunschweigern in Stadt und Land<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Abichtlich ist hier auf Hennebergs Waisen als Präsekt nicht näher eingegangen: das muß in größerem Zusammenhange geschehen und erfordert auch umfänglichere Quellenstudien. Besonders interessant ist die Geschichte seines

Im Jahre 1782 hatte er sich mit Dorothea Elisabeth Thies, der Tochter eines begüterten Kaufmanns, verheiratet. Aus dieser Ehe waren drei Kinder entsprossen, von denen aber nur zwei zu reiferem Alter gediehen, eine Tochter und ein Sohn. Die Tochter Henriette Dorothea, von den Ährigen nur Etta genannt, vermählte sich im Alter von 21 Jahren 1805 mit dem 1778 zu Herslohn geborenen Bankier und Großhändler Ludwig Böbbecke, der sich nicht nur in seinem Berufe, sondern mehr noch als Kommandeur der Bürgergarde von 1830 — man bezeichnete ihn wohl als den braunschweigischen Lafayette<sup>2)</sup> — einen Namen gemacht hat. Der Lebenslauf des Sohnes Georg Karl Wilhelm, der seit der Franzosenzeit allgemein Charles hieß, spiegelt die braunschweigische Geschichte der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts mit allem ihrem Wechsel wieder. Am 23. Juni 1786 in Braunschweig geboren erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung auf den dortigen Gymnasien und dem Collegium Carolinum. Von 1806 bis 1808 studierte er in Heidelberg und Göttingen die Rechte und arbeitete dann zunächst im Bureau seines Vaters unter der besonderen Leitung des Generalsekretärs Eschenburg. Im Juni 1810 trat er seine große Reise nach Frankreich und Italien an, über die uns nachher seine Briefe näher unterrichten sollen. Hier sei nur bemerkt, daß er während seines Aufenthaltes in Paris seine Ausbildung durch mehrwöchige Tätigkeit im Ministerium des Innern zu vervollkommen suchte. Nach Ablauf eines Jahres heimgekehrt wurde er im August 1811 zum Staatsratsauditeur en service extraordinaire ernannt und mit den Geschäften eines Unterpräsekten im Distrikte Braunschweig beauftragt. Dieses Amt vertauschte er mit dem gleichen im Distrikte Kassel, als er im März 1812 zum Staatsratsauditeur en service ordinaire aufstieg. Doch schon im Mai desselben Jahres erhielt er die Weisung, sich dem neuernannten Präsekten des Okerdepartements, de Bercagny, zur Verfügung zu stellen, und war seitdem als Unterpräsekt des Distrikts Magdeburg tätig, bis ihn der Zusammenbruch des Königreichs Westfalen nach Braunschweig zurückführte. Unterm 27. April 1814 ernannte ihn Herzog Friedrich Wilhelm zum Kammerassessor, fast genau ein Jahr später übertrug er ihm für den bevorstehenden Feldzug die Leitung seiner Kabinettsgeschäfte. So kam es, daß Henneberg nach der Schlacht bei Quatrebras die Leiche des gefallenen Helden in die Heimat zu begleiten hatte. Aber schon Ende 1815 verließ er diese wieder, um in Paris die Erfüllung der braunschwei-

Amtswechsels im Jahre 1812, die wir an der Hand der leider nur aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Wolfradts an Henneberg genau verfolgen können.

<sup>2)</sup> In den Wolfradtschen Briefen aus und nach dem Jahre 1830 wird er stets so genannt.

gischen Forderungen an die französische Regierung — vornehmlich solche pekuniärer Natur — zu betreiben. Für den Fall, daß seine Geschäfte vor dem Rückmarsche des braunschweigischen Truppenkorps noch nicht beendet sein würden, sollte er auch die seit Abreise des Hofrats Emperius vom Hauptmann Mahner besorgte Einziehung der aus Braunschweig entführten Kunstschätze mit übernehmen. Bis in den August 1817 hielten ihn diese Aufträge in Paris fest; er wird sie zu voller Zufriedenheit der Regentschaft ausgeführt haben, denn im März 1818 wurde er unter Bewilligung einer beträchtlichen Gehaltszulage zum Kammerrat befördert. Als dann am 16. Juni 1822 sein Oheim Johann Philipp August, vordem in Hamburg, seit Friedrich Wilhelms Rückkehr aber Postdirektor in Braunschweig, gestorben war, wies man ihm zur einstweiligen Besorgung im Nebenamte auch dessen Geschäfte zu. Erst im August 1828 wurden sie ihm wieder abgenommen und — abermals provisorisch — seinem Vetter, dem Postrat August Johann Philipp Henneberg, dem dritten Sohne Georg Konrad Alberts, übertragen. Inzwischen war Charles Henneberg durch Herzog Karl im April 1827 mit dem Referat in den auswärtigen Angelegenheiten im Geheimratskollegium betraut und einen Monat später zum Staatsrat ernannt worden. Um dieselbe Zeit ward er Mitglied der Untersuchungskommission gegen den Geheimen Rat v. Schmidt-Philsebeck und einige Wochen danach Präsident des Obersanitätskollegiums. In seiner Ministerialstellung blieb er bis zur Vertreibung Herzog Karls, der ihn noch wenige Monate vorher zu der höchst peinlichen und ganz erfolglosen Mission benutzte, an den Höfen zu Bückeburg, Detmold und Krollen die Absehung ihres gemeinschaftlichen Rats im Obergericht zu Wolfenbüttel, des bekannten Friedrich Karl v. Strombeck, zu fordern, der dem Herzog mißliebig geworden war<sup>1)</sup>. Von Herzog Wilhelm wurde Henneberg auf seinen Antrag im Oktober 1830 wieder der Kammer überwiesen, auch des Präsidiums im Obersanitätskollegium enthoben.

Seiner mehrjährigen Tätigkeit in dieser Behörde hatte er wohl seine Berufung in die Immediatkommission zur Abwehr der Cholera zu verdanken, die im Juni 1831 eingerichtet und erst im November 1832 wieder aufgelöst wurde. Die letzte Stufe in Hennebergs amtlicher Laufbahn bedeutet seine Ernennung zum Obersteuerrat am 20. Dezember 1832. Als solcher ward er gelegentlich der Verbindung der Herzoglichen Steuerdirektion mit dem Herzoglichen Finanzkollegium zum 1. Januar 1835 mit vollem Gehalte pensioniert. Offenbar sprach hierbei die Rücksicht auf seine Kränklichkeit mit, die ihn

<sup>1)</sup> Das Concept von Hennebergs Bericht über den Verlauf dieser Sendung d. d. 1830 Juni 20 besitzt die Stadtbibliothek zu Braunschweig.

mehrfach längeren Urlaub zu Badefuren zu nehmen benötigt hatte.

Noch ein paar Worte über die häuslichen Verhältnisse des Mannes. 1821 vermählte er sich mit Juliane Wilmerding, die bereits 1828 starb, noch nicht 29 Jahre alt. Aus dieser Ehe entsprossen vier Kinder, von denen das älteste, ein Sohn, und das jüngste, eine Tochter, ihr erstes Lebensjahr nicht vollendeten. Der beiden andern, des 1826 geborenen Malers Rudolf Henneberg und seiner um zwei Jahre älteren Schwester Minna, haben wir schon gedacht. Sie überlebten den Vater, der am 30. März 1857 das Zeitliche segnete<sup>2)</sup>.

## Braunschweigische Chronik f. d. J. 1903.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig.)

### Januar.

4. Hermann Wegener, Major a. D., Vorstand des Städtischen Museums †.
14. Reise des Regenten nach Hannover (Johanniterfest).
16. Reise des Regenten nach Berlin.
19. Zentralauschuß des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
22. August Rose, Landtagsabgeordneter, † in Brunfen.
23. Bergwerksdirektor Karl Rowold † in Blankenburg.
25. Maximilian Frh. von Specht, R. u. K. Rittmeister a. D. †.
26. Johannes Schäfer, Zahnarzt †.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Erich Brehmann, Dr. med., † in Wolfenbüttel.
30. Konrad Heusinger, Herzogl. Salinendirektor †.
31. Rückkehr des Regenten.

### Februar.

5. Adolf Stünkel, Oberamtsrichter †.
5. Wiederbeginn des Landtages.
10. Gustav Schmid, Amtsrat, † in Walkenried a. H.
14. Der Landtag genehmigt den Neubau eines Dienstgebäudes für Staatsministerium, Kammer, Baudirektion etc.
21. Großfeuer in Flehhausen b. Seesen.
24. Plenarsitzung der Handelskammer.
26. Robert Mack, Oberlehrer a. D., Professor, † in Süderstapel in Schleswig.
26. Karl Friedr. Gudewill, Amtsrat †.
27. Reinhold Söhner, Pastor, † in Bodenstedt.

### März.

1. 25. jährig. Jubiläum des Sanitätsrats Dr. v. Solwede als Oberarzt am städt. Krankenhaus.

<sup>2)</sup> Rudolf starb 1876, Minna 1886, beide unvermählt.

2. Autor Frh. v. Strombeck, Landgerichtsrat a. D. und Besitzer des Ritterguts Gr. Zwölzstedt, † in Halberstadt.
3. 71. Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
6. Otto Orth, Oberamtsrichter a. D., Ehrenbürger der Stadt Gandersheim, †.
- 7.—9. 20. Allgemeine deutsche Militär-Brief-tauben-Ausstellung.
13. Schluß des 26. ordentlichen Landtages.
18. Reise des Regenten nach Hannover.
21. Emanuel Münzer, Dr. phil., Oberlehrer an der Jakobson-Schule in Seesen, † in Berlin.
23. Karl v. Seelen, Landgerichtsrat und Landtags-abgeordneter †.
23. Wilhelm Altmann, Fabrikbesitzer u. Landtags-abgeordneter, † in Schöningen.
27. Ferdinand Koken, Pachthofskommissär a. D. †.
30. Reise des Regenten nach Baden-Baden.

#### April.

1. 50jähriges Dienstjubiläum des Geh. Hofrats Prof. Dr Otto v. Heinemann, Oberbibliothekars in Wolfenbüttel.
1. 25jähriges Dienstjubiläum des Ober-Regie-rungsrats Gruse, Direktors der Landes-Straf-anstalt in Wolfenbüttel.
2. Einweihung der neuen Bürgerschule in Holz-minden.
4. 1. Sitzung der Kreisversammlung im neuen Kreisdirektionsgebäude in Wolfenbüttel.
4. Theodor Winkelmann, geb. Braunschweiger, Kapellmeister, † in Magdeburg.
7. Karl Linke, Stadtrat, † in Helmstedt.
9. Karl Seebach, Pastor, † in Gehlen a. Weser.
- 11.—12. 14. Delegiertenversammlung des deut-schen Werkmeister-Verbandes.
12. Gustav Adolf Oscar Barthel, geb. Braun-schweiger, Königl. Schauspieler a. D., † in Lauterberg a. Harz.
- 16.—18. III. Braunschweigischer Lehrerinnentag.
17. 50jähriges Jubiläum des Musikalien-Verlags-händlers Theodor Ritzsch.
19. Orkanartiger Sturm.
19. 60jähriges Offizierjubiläum des Obersten z. D. Gustav v. Erichsen.
19. 60jähriges Offizierjubiläum des Obersten Maximilian v. Förster in Blankenburg.
21. Einweihung der neu erbauten Schulen zu Schapen und Schöningen.
25. 50jähriges Doktorjubiläum des Landgerichts-präsidenten Dr. jur. Adolf Dedekind.
25. Generalversammlung des deutschen Flotten-vereins.
28. u. 29. 25jähriges Bestehen des Progymnasiums in Gandersheim.

#### Mai.

1. Generalsuperintendent Schröter in Ganders-heim tritt in den Ruhestand.
4. Vollversammlung der Handwerkskammer.
5. Hermann Schulze, Schulinspektor †.
6. Rückkehr des Regenten.
8. Geburtstagsfeier des Regenten.
8. Abreise des Regenten nach Blankenburg.
8. Wilhelm Claus, Stadtssekretär †.
13. Otto Müller, Sanitätsrat Dr. med. †.
14. Max Schmelzer, Dr. med., † in Blankenburg a. H.
14. August Nezel, Direktor der Braunschweigisch-Hannoverschen Hypothekbank, † in Hannover.
18. Karl Just, Baukommissär, † in Gandersheim.
19. Wilhelm Bayern, Hofbildhauer †.
- 21.—26. 20. Allgemeine Ausstellung Vereinigter Zuckerwaren-Fabrikanten.
- 22.—23. Versammlung des Zentralausschusses der Internationalen Gesellschaft zur Förderung des Kaufmännischen Unterrichtswesens.
- 22.—24. 20. Braunschweigischer Städtetag in Seesen.
- 23.—25. 25. Gauertfest des Braunschweigischen Turngaues in Salzgitter.
26. Theodor Breithaupt, Justizrat und Notar in Braunschweig, † in Holzminden.

#### Juni.

2. 25jähriges Jubiläum des Hofchauspielers Hein-riech Heinemann.
3. 13. Bezirkstag des Braunschweigischen Bezirks-vereins im deutschen Fleischergerwerbe zu Holz-minden.
4. 2. Verbandstag des Deutschen Verbandes für das Kaufmännische Unterrichtswesen in Blan-kenburg a. H.
4. Christian Koff, Schulinspektor a. D., † in Wol-fenbüttel.
10. 11. Jahresversammlung des Landes-Prediger-vereins.
14. Verbandstag des Tierchutzvereins für das Herzogtum Braunschweig in Harzburg.
18. 75jähriges Bestehen der Gymnasial-Turnge-meinde in Wolfenbüttel.
24. Georg Hermann Frh. von Eschwege, Land-gerichtsrat a. D. †.
27. 51. Plenarsitzung der Handelskammer.
- 27.—29. 26. Braunschweigisches Landwehr-Ver-bandsfest in Helmstedt.
28. 25jähriges Dienstjubiläum des Direktors Eiß-feldt als Leiter des Wilhelmsstiftes zu Bevern.

#### Juli.

1. 50jähriges Dienstjubiläum des Stadtkämmerers Heinrich Gerloff.

1. Bürgermeister Rappée in Schöningen tritt in den Ruhestand.
1. Regierungs-Assessor Otto Podels wird Bürgermeister in Schöningen.
- 11.—13. Rennen in Harzburg.
- 15.—17. 36. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Nordhausen.
18. u. 19. Rennen in Harzburg.
21. Albert Brandes, Pastor, † in Eschershausen.
23. Wilhelm Trolldenier, Kreistierarzt, † in Blankenburg a. S.
24. Christian Rosenthal, langjähriger Landtagsabgeordneter, † in Dettum.

### August.

2. Turmweihe der St. Johanniskirche.
2. 33. Volkswettturnen auf dem Elme.
- 2.—3. 36. Unterverbandsstag der Konsum-Vereine der Provinz Sachsen und angrenzenden Staaten.
11. Rudolf v. Bosse, Major a. D. †.
11. Wilhelm Suder, Bergwerksbesitzer, † in Blankenburg a. S.
13. Dr. Hermann Scheffler, Ober-Baurat †.
14. Wilhelm Seidel, Ober-Landesgerichtsrat †.
16. Willibald Eydam, prakt. Arzt Dr med., † in Oberg.
16. 22. Verbandstag des Braunschw. Hannoverschen Stenographentages, sowie 40 jähriges Bestehen des Stenographenvereins Braunschweig.
19. 25 jähriges Jubiläum des Stadtrats F. H. Willeke als Mitglied des Stadtmagistrats in Königs-Lutter.
22. Rückkehr des Regenten.
- 22.—23. 11. Wanderversammlung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig in Helmstedt.
23. Landesparteitag der sozialdemokratischen Partei in Wolfenbüttel.
23. IV. Harzer Volkswettturnen in Blankenburg.
24. Reise des Regenten nach Blankenburg.
30. 6. Parteitag der Braunschw.-welfischen Partei in Hesse.

### September.

2. Sedanfeier.
6. 75 jähriges Bestehen der Taubstummen-Anstalt Braunschweig.
6. Verbandstag der Braunschweigischen Gemeindebeamten in Helmstedt.
- 13.—15. 25. Verbandstag des Deutschen Kellnerbundes.
- 21.—24. 32. Kongreß für innere Mission.
23. Werner Scholz, Ober-Landesgerichtsrat a. D. †.
- 28.—30. 75. Landes-Lehrerversammlung in Wolfenbüttel.

30. 150 jährige Jubelfeier des Herzogl. Lehrers-Seminars in Wolfenbüttel.

### Oktober.

1. Friedrich Bosse, Seminar-Oberlehrer, tritt in den Ruhestand.
1. Wilhelm Baumgarten, Landgerichtsdirektor a. D. †.
6. Karl Hampe, Medizinalrat Dr med., † in Helmstedt.
7. Orkanartiger Sturm im Herzogtume und Umgebung.
- 8.—9. 5. Jahresversammlung des niedersächsischen Vereins für Gas- und Wasserfachmänner.
- 10.—11. Parteitag der Braunschw. Landes-Rechtspartei.
15. Arthur v. Arnstedt, Oberst und Kommandeur der 1. Kavallerie-Brigade, früher Kommandeur des Braunschw. Infanterieregiments, † in Königsberg.
- 24.—25. IV. Braunschw. Handwerkertag.
26. Ludwig August Verglein, Gymnasialdirektor a. D. Dr phil. †.
26. Einweihung der neuerbauten Schule in Borwohle.
29. Jahresfest des evangelischen Bundes in Ganderstheim.

### November.

1. 25 jähriges Jubiläum des Herzogl. Hofkapellmeisters Hermann Niedel.
3. Einweihung der neuerbauten Schule zu Wittmar.
8. Einweihung der neuerbauten Kirche in Benzingerode.
16. 52. Plenarsitzung der Handelskammer.
16. 3. Braunschw. Stellmachertag in Helmstedt.
17. Herbstversammlung des Zentralausschusses des Landwirtschaftlichen Zentralvereins.
20. Karl Lang, Pastor emer., † in Wolfenbüttel.
21. Fr. Witten, Professor Dr, † in Helmstedt.
24. Wilhelm Willeke, Stadtkämmerer, † in Königs-Lutter.
29. Einweihung der neuen Lutherkirche in Harzburg.

### Dezember.

9. Rückkehr des Regenten von Berlin.
10. August Oberstein, Herzogl. Wildmeister, † in Harzburg.
11. Hugo Leidloff, Prof. Dr phil., † in Holzminden.
13. Besuch des Regenten in Bad Harzburg.
16. Wilhelm Schmidt, Leihhaus-Rentmeister †.
18. Karl Bührmann, Kaufmann und Stadtverordneter, † in Mülheim a. Ruhr.
19. u. 20. Besuch des Regenten in Hannover.
20. Einweihung der neuerbauten St. Josephskirche.

20. Verlobung der Herzogin Alexandra zu Braunschweig-Lüneburg mit dem Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.
21. Feier der silbernen Hochzeit des Herzogs Ernst August und der Herzogin Thyra in Gmunden.
22. u. 23. Reise des Regenten nach Berlin.
28. Friß Schulz, Kaiserl. Postinspektor †.
28. Rob. Clavel, Geheimer Oberpostrat, früher Oberpostdirektor in Braunschweig, † in Wiesbaden.

W. S.

### Bücherschau.

**M. Basel**, Sammlung graphischer Kunstblätter nebst Anhang: Aquarelle und Handzeichnungen, zusammengestellt und beschrieben. Mit 10 Abbildungen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1903. XV u. 388 S. 8° broch. M. 6.—.

Die Kunst zu sammeln ist ein so schwieriges wie edles Vergnügen, denn sie entsteht aus einer Leidenschaft, die immerfort weiser Leitung bedarf. Je nach dem Grade des Objektes ist allerdings auch der Wert des Sammeleifers verschieden. Bei Gegenständen, die selbst kaum eine Belehrung geben, keinen Genuß vermitteln, wie etwa die Freimarkte, liegt der Reiz allein in der Methode des Sammelns; je strenger diese ist, je wissenschaftlicher, um so größer wird auch der Gegensatz derselben zu ihrem wichtigen Objekt, und deutlich erkennt man, daß hier im besten Falle doch nur eine rein formale Beschäftigung, etwa gleich dem Kartenspiel, getrieben wird. Eine Fülle von Anregung künstlerischer, kultureller, technischer Art dagegen quillt aus dem Besitz einer Reihe von Kupferstichen, wenn es der Besitzer versteht, sie im Ganzen zu gruppieren und im Einzelnen richtig zu bewerten. Daß besonders Letzteres voll feiner und bildender Genüsse ist, erfährt zumal, wer zum Besitzer erst durch eigenes Sammeln geworden ist. Da wird der Liebhaber zum Kenner im gleichen Maße als seine Sammlung wächst, und an ihr sein Urteil und sein künstlerisches Empfinden reift. Nach der Seite solcher ganz allmählich wachsenden Erfahrung ist der Sammler von graphischen Kunstblättern auch dem Kenner von Verus überlegen, da bei diesem kaum eine so glückliche Übereinstimmung zwischen Anschauen und Wissen möglich ist. Denn den Sammler von Kunstwerken braucht nichts zu drängen. Je bekannter er wird mit dem Stoffe seiner Neigung, um so wählerischer wird er, um so mehr tritt der begreifliche erste Wunsch nach irgend einer Vollständigkeit zurück vor dem folgenden, welcher heißt: nur das Beste zu nehmen. Auf keinem Sammelgebiete hängt der Erfolg mehr von diesem Grundsatz ab, als bei Werken der graphischen Kunst, und mahnt daher immer und immer zur Geduld. Wie selten aber auch der Fall, daß ein solches privates Sammelunternehmen zu einem Abschlusse kommt,

welcher es über den Besitzer hinaus der Öffentlichkeit betrachtenstwert und lehrreich macht.

Wir sind so glücklich, in den Grenzen unseres Landes einen unermüdblichen Sammler nach zwanzigjähriger Arbeit und Geduld an diesem Ziele angelangt zu sehen. Herrn M. Basels Sammlung graphischer Kunstblätter in Beierstedt, den Liebhabern und Kennern längst dem Namen nach und den meisten auch im gastlichen Hause des Besitzers nach eigener Anschauung bekannt, ist nunmehr in einem sorgfältig zusammengestellten und gedruckten Kataloge von Herrn Basel auch einem größeren Kreise zugänglich gemacht.

Wir übersehen darin die graphischen Künste von ihrem Entstehen bis an die Grenzen der Gegenwart. Kupferstich, Holzschnitt und Steindruck haben jeder die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden, jeder Künstler von Bedeutung ist vertreten, und zwar nach Möglichkeit in sorgfältig gewählten Vorzugsdrucken. Nach diesen allein, und nicht nach der Zahl der Blätter überhaupt — 6312, wobei die Folgen immer nur als eine Nummer gezählt sind, kann man den Wert der Sammlung schätzen. Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens kommen aber auch die persönlichen Neigungen des Sammlers zur Geltung. Herr Basel spricht sich selbst darüber in der Einleitung seines Kataloges aus. Einige bevorzugte Künstler sind daher nach Möglichkeit vollständig vertreten, darunter Chodowiecki und namentlich Adolf Menzel. Dagegen hat Herr Basel auch einigen nur gelegentlich als Graphiker tätigen Künstlern und abseits stehenden Kunst dilettanten Beachtung geschenkt, und dabei interessante Unica, z. B. eine Radierung M. v. Humboldts, nach Rembrandt, zusammengebracht. Die zehn dem Buche beigegebenen Abbildungen geben solche und andere Seltenheiten wieder, auch das wertvollste Blatt der ganzen Sammlung, die Halbfigur eines segnenden Christus vom Meister E. S., datiert 1467 (B. 84).

Die in Braunschweig heimischen Künstler sind nur teilweise vertreten, ziemlich vollständig allein die Werke von Knolle und von Karl Schröder d. ä., dessen Arbeiten Herr Basel erst unlängst in dieser Zeitschrift — Jahrgang 1900, Nr. 12—14 — zusammengestellt hat. Es sind diese Braunschweiger offenbar erst in jüngerer Zeit in Herrn Basels Sammelgebiet mit eingeschlossen, und mit Recht. Denn ein Sammler, der mit ihnen begönne, könnte leicht über der Leidenschaft des Sammelns das Interesse am künstlerischen Werte seines Stoffes einbüßen, da der Gegenstand auf lokalem Gebiete auch bei graphischen Erzeugnissen bald das Künstlerische verliert und endlich ganz im Bedeutungslosen endet. Dieser Gefahr rein mechanischer Sammelei entgeht natürlich, wer wie Basel aus der weitesten Umschau seines Sammelgebietes sich der Lokalkunst nähert. Er bringt vielmehr die rechten

Werte mit zur Beurteilung der Graphiker dritten bis letzten Ranges, mit denen wir unter uns vorlieb nehmen müssen. Vielleicht fühlt sich Herr Vasei noch einmal bewogen, den reichen Schatz seiner Erfahrung zu einer umfassenden Sammlung und Beurteilung graphischer Brunsbüvencien zu nutzen, die denn doch notwendig wird, um so mehr, als kein hiesiges öffentliches Institut bereit zu sein scheint, einer solchen Arbeit sich zu widmen.

Über die Zukunft seiner auch materiell äußerst kostbaren Sammlung spricht sich der Besitzer in dem höchst erfreulichen Sinne aus, sie ganz oder doch in ihren Hauptteilen dauernd vor Zerstreuung zu bewahren. So ist in diesem Falle nicht, wie so oft, die Veröffentlichung des Kataloges zugleich die Vorbereitung der Veräußerung, vielmehr dürfen wir hoffen, daß, wie der Besitzer sich noch lange mit uns seiner Schätze freuen soll, er mit ihrer Weiternutzung auch bei der wißbegierigen Nachwelt ein fruchtreiches und dankbares Erinnern in seiner Heimat sich stiften wird. Karl Steinacker.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte**, unter Mitwirkung von D. Paul Tschadert und D. Karl Kayser herausgegeben von Lic. Ferdinand Cohrs. 8. Jahrgang. Braunschweig, Limbach 1904. 293 S. 8°. 4 M.

Im Vorworte wird uns mitgeteilt, daß der Superintendent D. Kayser, welcher seit Begründung der Zeitschrift im Jahre 1895 die Redaktion mit treuer Hingabe und unermüdlicher Arbeit besorgte, sich genötigt gesehen hat, die Redaktionsarbeit aufzugeben, und daß unser ehemaliger Landsmann, der frühere Pastor prim. Ferdinand Cohrs zu Eschershausen, jetzt Studiendirektor zu Grichsburg, an seine Stelle getreten ist. Doch werden ihm auch ferner Professor D. Tschadert und Superintendent D. Kayser helfend und beratend zur Seite stehen. Gleich an erster Stelle bringt Tschadert eine geistvolle Abhandlung über Johannes Amandus, den ersten Superintendenten der freien Reichsstadt Goslar. Amandus gehört nach Tschaderts Darstellung zu den Sturmgeistern des Reformationszeitalters, die am Lichtbilde der Reformation als kräftige Schatten wirken. „Er wollte ohne Zweifel das Beste; aber Sympathie hatte er, wie es scheint, überhaupt nur mit den niedersten Volksschichten; ein christlich-sozialer Demagoge, ein geistlicher Kleon, verheßte der unbotmäßige Mann überall das Volk gegen die Obrigkeit; überall riß er nieder, nirgends verstand er zu bauen.“ Er hatte keine gelehrte Bildung; gedruckt liegt von ihm nicht eine Silbe vor. Nach seinen Briefen zu urteilen, sprach er das Deutsche platt und schrieb das Latein vulgär. Dagegen hat er kräftige evangelische Anregungen gegeben als christlicher Volkstribun, als Mann der Tat, der vor keiner Gefahr zurückschreckte. Seine zündende, bil-

derreiche Sprache erwarb ihm die Liebe des niederen Volkes, das er wiederholt zu tumultuarischen Auftritten anfeuerte, bei denen ruhmvolle Baudenkmäler, herrliche Bilder und Altäre vandalisch zerstört wurden. Amandus wurde zuerst durch Luthers Vermittelung nach Königsberg berufen, wo er am 29. November 1523 in der altstädtischen Pfarrkirche zum ersten Male predigte. Es ist leicht begreiflich, daß der ungebildete Fanatiker mit Paul Speratus, dem Königsberger Hofprediger, dem auf der Höhe solider evangelischer Bildung stehenden Doktor dreier Fakultäten, sich nicht stellen konnte. Hochend auf die Gunst der Volksmassen behauptete Amandus, das Amt eines evangelischen Bischofs und das eines Predigers sei ein und dasselbe und verweigerte dem Bischof Polenz von Samland den Gehorsam. Auch mit der weltlichen Obrigkeit geriet er in Streit und erhielt deshalb 1524 den Befehl, daß er sich „bei Sonnenschein“, d. h. vor Sonnenuntergang „ohne allen Beheß aus Königsberg machen solle; wo nicht, wolle man ein anderes dabei tun.“ Nun zog der aufreizende Volksprediger nach Danzig, Stolpe und Stettin. Überall schuf er sich Spannung, Disharmonie, Mißtrauen und Feindschaft hinsichtlich der Obrigkeit. Auch Luther hatte das Vertrauen zu ihm verloren und verglich ihn mit Karlstadt. Aber nach einem persönlichen Verhör in Wittenberg faßte er über ihn eine günstigere Ansicht und vermittelte seine Berufung zum Superintendenten nach Goslar. In dieser freien Reichsstadt am Harz, „dem kleinen Rom“, hat Amandus noch zwei Jahre, 1528—30 so kräftig gewirkt, daß sich das „gemeine Geschrei“ erhob, „Amandus sei nicht allein Prediger, sondern auch Bürgermeister zu Goslar“. Mit großer Freimütigkeit vertrat er die Sache der Gemeinde, d. h. des evangelischen Teiles der Bürgerschaft, gegen den Rat, der aus begreiflicher Angst vor seinem Feinde, Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig, sich nach außen noch immer den kaiserlichen Mandaten gemäß zu halten suchte, um die Stadt vor dem Außersten zu bewahren. Für dergleichen Rücksichten hatte Amandus kein Verständnis, der große Haufe noch weniger. Amandus rief in Goslar 1528 eine Bürgerschule verbunden mit einer Lateinschule ins Leben. Ein weiteres Verdienst erwarb er sich durch die Berufung des Antonius Corvinus zum evangelischen Pfarrer an der St. Stephanikirche, und des Helmoldus Boppius als dessen Diaconus. Beide waren früher Mönche in Riddagshausen gewesen und haben über ihr Verhältnis zu diesem Kloster sowie zu dessen fanatisch katholischen Abte Hermannus Remus im Jahre 1533 in Marburg eine Doppelschrift zu ihrer eigenen Verteidigung drucken lassen. Ein Exemplar dieses in Deutschland sonst wohl unbekannten Werkes besitzt die Stadtbibliothek zu Braunschweig, eine Abschrift dieses



Exemplars die Universitätsbibliothek zu Göttingen.

An zweiter Stelle bietet Professor Dr. Hölcher in Goslar eine Geschichte des Interims in Goslar. Er führt uns in jene Zeit, da die Protestanten bei Mühlberg 1547 eine vollständige Niederlage erlitten hatten, die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes in Gefangenschaft schmachteten und die Vereinsverwandten zähneknirschend sich gestanden, daß nur eigener Unverstand und schmählicher Verrat im eigenen Lager dem Kaiser und seinen verhassten Spaniern den Sieg verschafft hätten. Unter den Ständen war kein Fürst, der den Mut gehabt hätte, der Kaiserlichen Majestät zu trosten, und unter den Städten waren es eigentlich nur noch zwei, die sich nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, im Süden Lindau, im Norden Magdeburg. Dem Beispiele Magdeburgs folgend, zögerte von den sächsischen Städten neben Braunschweig Goslar am längsten, den verlangten Fußfall zu tun, beide von Furcht erfüllt, von dem Kaiser dem drohenden Feinde, dem Rache schnaubenden Herzoge Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, überliefert zu werden. Sobald aber Braunschweig vom Kaiser die beruhigende Zusicherung erhalten hatte, daß dem Herzoge nichts nachgelassen werden sollte, unterwarf es sich am 5. Januar 1548 und ließ Goslar allein, gegen das sich nun der ganze Zorn der kaiserlichen Räte wandte. Sie warfen Goslar vor, daß es „die Prinzipal-Ursache gewesen, weswegen Herzog Heinrich von Land und Leuten vertrieben und solcher Rumor in der deutschen Nation angerichtet worden sei.“ Die Darstellung dieser bangen, schweren Zeit der Stadt Goslar ist eine Ergänzung zu der Geschichte der Reformation in Goslar, welche derselbe Verfasser im vorigen Jahre (vgl. Br. Mag. 1903 S. 58) veröffentlicht hat.

Es folgt eine Darstellung der General-Kirchenvisitation von 1588 im Lande Göttingen-Kalenberg, aus den Protokollen auszugsweise mitgeteilt von D. Karl Kayser. Als Herzog Julius zu dem von seinem Vater Heinrich d. J. 1568 überkommenen Herzogtume Braunschweig-Wolfenbüttel, welches damals auch das Fürstentum Hildesheim mit umfaßte, nach dem Tode Erichs II (1584) auch das Herzogtum Kalenberg nebst der 1583 mit diesem vereinten Obergrafschaft Hoya geerbt hatte, veranlaßte der für die Herstellung der reinen Lehre augsbургischen Bekenntnisses mit aller Kraft eintretende Fürst in den neu erworbenen Landesteilen eine Generalvisitation, in welcher über den Bekenntnis- und Kultusstand der einzelnen Gemeinden, ihre sittlichen Schäden und Gebrechen, namentlich aber über die Träger des geistlichen Amtes, ihre Personalien, Begabung, Bildungsgang, Lehre, Wandel,

Dienst- und Familienverhältnisse zuverlässige Erhebungen gemacht, vorgefundene Ordnungswidrigkeiten und Mißstände sofort beseitigt und kirchenordnungsmäßige Zustände überall eingeführt wurden. Die Seele der Visitation war Basilius Satler, geboren 1549 in Württemberg, welcher von 1569 bis zu seinem Tode 1624 dem kirchlichen Leben unsres Landes die Spuren seines Geistes aufdrückte, ein rechtgläubiger, treuflüssiger Hierarch von rücksichtslosem Durchgreifen und unbegrenzter Leistungsfähigkeit. Ihm zur Seite stand der feinsinnige Helmstedter Professor Soetefleisch, der zum Generalsuperintendenten des Landes Göttingen berufen wurde, sowie eine Anzahl landeskundiger Vertreter des Adels und der Prälatenschaft.

An vierter Stelle bringt Ferdinand Cohns eine Daffeler Altarleute-Ordnung aus dem Jahre 1536. Dann folgen als Miscellen ein Brief des Pastors Joh. Heinr. Gevers an Leibniz (1709) und ein Brief des Katholiken Leander van Eß an den Konfiskatorialrat Seytro in Hannover; den Schluß bilden Bücheranzeigen. Außerdem bringt der Herausgeber in diesem Jahrgange zum ersten Mal eine Übersicht über die lesterschienenene Literatur zur nieder-sächsischen Kirchengeschichte, welche in Zukunft jedem Jahrgange beigegeben werden soll. Der angegedeutete Plan, durch diese jährliche Übersicht eine allmähliche Registrierung der gesamten kirchengeschichtlichen Literatur Niedersachsens anzustreben, ist in hohem Grade zu begrüßen.

Schöppenstedt.

D. Johannes Beste.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 18. A. Heinemann, zum 22. September (22. Sept. 1753 Herzog Karls Verordnung für die Schulen auf dem Lande). — 19 u. 20. Th. Sander, der Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Tätigkeit vom 1. Okt. 1902—1903. — 22. A. Heinemann, ländliche Volks- und Jugendbibliotheken. — 23 u. 24. Über die geistliche Schulaufsicht im Herzogt. Braunschweig.

Im Braunschweiger Sonntagsblatte setzt Joh. Beste seine Lebensbilder Braunschweiger Stadtgeistlicher fort. Er behandelt in Nr. 41 Friedrich Möhle, in Nr. 46 Joh. Heinr. Schiller, den Vater Karl Schillers, des verdienten Begründers des städtischen Museums, dessen Tätigkeit hier auch zugleich eine kurze Würdigung erfährt. In Nr. 50 führt er uns H. W. J. Wolff vor, der 1827 von Braunschweig nach Hamburg ging und hier am 4. April 1844 gestorben ist. Auf dem Gebiete der inneren Mission in Braunschweig behandelt in Nr. 42 H. Kielhorn die Braunschweigische Hilfsschule, Lehnecke in Nr. 49 die Knabenhorte. Nr. 48 enthält des Generalsuperintendenten Verche Synodalbericht der Stadtinspektion Braunschweig.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 1 Braunschweig auf dem Meere. — 5. Rapport des Braunschweiger Landwehr-Verbandes vom 1. März 1903. — 14. u. 15. Delegierten-Versammlung am 28. Juni 1903; 26. Braunschw. Landwehr-Verbandsfest zu Helmstedt. — 18. Der 4. Kolonnenstag des Verbandes der freiwilligen Sanitäts-Kolonnen im Braunschw. Landwehr-Verbande zu Blankenburg.



# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Februar.

Jr. 2.

[Nachdruck verboten].

## Ein romanisches Kapitäl der Klosterkirche in Walkenried.

Vortrag<sup>1)</sup> gehalten am 15. Dezember 1903 in der gemeinsamen Sitzung des Braunschw. Architekten- und Ingenieurvereins und des Braunschw. Geschichtsvereins von P. J. Meier.

Im März 1902 ist beim Einsturz einer Seite der Chorapsis der Cistercienser Klosterkirche in

Walkenried eins der merkwürdigen Kapitäle herabgeworfen worden, die die Gewölberippen des gotisch erneuerten Chors trugen. Die erst jetzt mögliche genaue Betrachtung des Stücks zeigte, daß es sich um die getreue Nachbildung eines römischen Kompositakapitāls handelt, mit einer Reihe scharf gezackter und scharf gerippter Akanthusblätter, einer Perlschnur, einem stark mißverstandenen, tief eingeschnittenen Eierstab, den üblichen Voluten und dem einwärts gebogenen Abakus. Das Kapitäl besteht aus



Walkenried.



Speier (S. Maria).



Magdeburg.

Bechstein (Dolomit), wie er bei Walkenried ansteht und auch sonst für die Klosterkirche verwendet ist; es ist also an Ort und Stelle gearbeitet worden, hat aber wohl zuerst in dem ursprünglichen, spätromanischen Chore<sup>2)</sup> geessen, von dem es gleich dem Rundbogenfries in den gotischen Chor übernommen wurde. Die Formen machen freilich den

<sup>1)</sup> Der Vortrag wird hier nicht wörtlich, sondern nur in einem Auszug mitgeteilt, dafür aber mit Anmerkungen und Nachweisen versehen. Der Gegenstand soll später in andern Zusammenhang ausführlicher behandelt werden.

<sup>2)</sup> Das Kapitäl war zum Einbinden in die Wand bestimmt, ist aber an der rechten Seite abgearbeitet. Bei ihrer neuen Verwendung sind die vier Kapitäle so gestellt worden, daß die jetzt einzig vollständige Volute schräg heraussteht. Die einst scharfen Formen sind durch Verwitterung stark verflacht worden.

Eindruck, als gehörte das Stück der früh romanischen Zeit an. Aber Kapitäle genau derselben Art und offenbar von der gleichen Hand gearbeitet oder doch wenigstens entworfen finden sich im Bischofsgang, d. h. dem oberen Chorumgang des Magdeburger Doms<sup>3)</sup>, und ihnen gesellen sich andere Kapitäle, Unterbrechungen des Säulenschafts als Ersatz der Schafringe, Schlusssteine in der Stabverzierung der Arkaden, eine Nischeneinfassung und das ganze Dachgesims des Bischofsganges, Stücke, die sämtlich jene antike, in der romanischen Zeit fast unerhörte Bildung des Akanthusblattes zeigen,

<sup>3)</sup> Clemens, Mellin und Rosenthal, der Dom zu Magdeburg. — v. Flottwell, Jaehn und Ochs, Mittelalterl. Bau- und Kunstdenkmäler in Magdeburg.

3. T. jedoch nicht allein nachweislich gleich für ihre jetzige Stelle gearbeitet sind, sondern auch gewisse Merkmale tragen, die ganz bestimmt auf den Anfang des 13. Jhdts. hinweisen, wie dies namentlich bei einigen Kompositakapitälern mit gebuckelten, rundlappigen Blättern französischer Art auf den Voluten und beim Dachgesims mit seiner nachromanischen Gestaltung der Fall ist. Da alle diese genannten Zierstücke eng zusammengehören, geht es nicht an, einzelne von ihnen herauszugreifen, sie für frühchristliche anzusehen und sie schon dem ottonischen Dome zuzuweisen, wie Hasak<sup>1)</sup> erst noch vor kurzem ausgeführt hat; sondern man hat anzunehmen, daß sie sämtlich erst gleichzeitig mit dem Bau des Bischofsganges gearbeitet sind. Diesen aber können wir zeitlich ziemlich genau bestimmen. Der Neubau des im April 1207 durch Brand zerstörten Domes begann 1208 durch einen Meister, der bei den Kapitälern noch romanische Formen verwendete; ihm folgte für kurze Zeit ein Meister des Übergangsstils, der die Chorkapellen vollendete, und auf diesen wieder der Meister des Bischofsganges, den auch ich kurzweg „Bohnenack“ nennen möchte<sup>2)</sup>. Wenn nun 1221 eine Verhandlung durch den Magdeburger Erzbischof in superiori porticu maioris ecclesiae stattfindet<sup>3)</sup>, so ergibt sich daraus, daß das Obergeschoß des Chorumganges — denn nur dieses kann mit dem Ausdruck gemeint sein — damals bereits vollendet war und benutzt werden konnte. Es hat also in jener Zeit eine außerordentlich rasche Bautätigkeit in Magdeburg stattgefunden. Für den Bischofsgang insbesondere bleiben nur die wenigen Jahre zwischen etwa 1215 bis 1220 übrig. Damals sind also auch jene Kapitäle und Zierstücke gearbeitet worden, und ihnen gehen vermutlich, wie wir noch unten sehen werden, die Walkenrieder Kapitäle unmittelbar voraus. Da nun in Walkenried im allgemeinen auch der Übergangsstil vorherrscht, und hier im südlichen Nebenchor außerdem dieselben Mondschifftragsteine<sup>4)</sup> vorkommen, wie im Magdeburger Bischofsgang, so fragt es sich, ob

nicht wenigstens der Chor in Walkenried, soweit er nicht gotisch erneuert worden ist, mit dem Magdeburger Bauteil den gleichen Architekten hat.

Wer freilich Hasaks Meinung<sup>5)</sup> teilt, daß gleich dem heutigen auch der mittelalterliche Architekt bei den großen Monumentalbauten sämtliche Einzelheiten, Profile und Kapitäle, figürlichen und ornamentalen Schmuck, entwirft, alles selbst anordnet, für alles persönlich verantwortlich ist, als Künstler mit einer Art Hochschulebildung turmhoch über den am Bau tätigen einfachen Handwerkern steht, der ist eigentlich der Antwort auf jene Frage enthoben. In der Tat aber genügt jedem Vorurteilslosen gerade das urkundliche Material, das Hasak selbst beibringt, vollkommen zu dem Schlusse, daß der Architekt jener Zeit von der Pike auf diente, daß er erst die gewöhnliche Bearbeitung der Steine, dann die feinere ornamentale und figürliche Ausführung, schließlich auch die Baukunst lernte. Ein Ausdruck umfaßte alle diese, heutzutage scharf von einander getrennten Berufe: Steinmetz (=lapidaria, latomus<sup>6)</sup>), wie auch die trennende Bezeichnung Landschafts-, Historien-, Bildnis-, Kunstmaler in früheren Zeiten unbekannt war. Wenn wir sehen, daß ein Dürer seine Kunst durchaus handwerksmäßig in der Werkstatt Wolgemuts lernte, so kann eine gleiche Annahme für den mittelalterlichen Architekten diesen doch nicht seines unstreitig hohen künstlerischen und technischen Wertes berauben. Die Anschauung, als hätte Erwin von Steinbach heute die Fassade des Straßburger Münsters entworfen, morgen die Profile gearbeitet und am dritten Tag die schlichten Quadern behauen, wird niemand mehr teilen. Wer innerhalb des „Steinwerks“ es zu wahrhaft künstlerischer Bedeutung gebracht hatte, gebrauchte für minderwärtige Arbeit auch minderwertige Kräfte. Im übrigen aber war der Architekt jener Zeit nur der primus inter pares, und die Bezeichnung Baumeister, magister operis, maître de l'œuvre u. ä. bedeuten sich keineswegs mit dem jetzigen Ausdruck Baumeister, unter dem wir einen des Bauens kundigen Meister verstehen, sondern bedarf noch eines ausdrücklichen oder aus dem Zusammenhang zu ergänzenden Genitivs, wie Meister des Baus der Stephanskirche oder der Bauten eines Fürsten usw. Seinem Beruf nach war der damalige Architekt Steinmetz, seinem an Zeit und Ort gebundenen Auftrag nach Baumeister oder besser Bauleiter. Ist dies aber der Fall, so liegt es scheinbar an sich sehr nahe, daß der Architekt sämtliche Einzelheiten seines Baus, die er selbst auszuführen gelernt hat, we-

<sup>1)</sup> Hasak, zur Geschichte des Magdeburger Dombaues. Zeitschr. f. Bauwesen 1896, auch in Sonderabdruck erschienen.

<sup>2)</sup> Von dem Namen, der unter der trefflich gearbeiteten, einst vollkommen bemalten Kalksteinsfigur eines Steinmetzen am ersten südlichen Pfeiler des Langhauses (Abb. bei Brandt, Dom zu Magdeburg S. 10, darnach Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie II 495) in großen Majuskeln aufgemalt ist, sind die Buchstaben BONEN . . . noch gut zu erkennen. Die Blätter an der Konsole hinter der Figur zeigen Formen aus der 1. Hälfte des XIII. Jahrh.; doch hat sich die Tätigkeit des Meisters des Bischofsganges nur auf diesen und das entsprechende Geschoß des Chors erstreckt. Wollen wir also für diese Teile den Namen Bohnenack der Kürze halber beibehalten, so tun wir gut, ihn mit Ausführungszeichen zu versehen.

<sup>3)</sup> Gerade diese Urkunde, für den Bau des Bischofsganges die wichtigste von allen, v. Mühlverstedt Reg. Archiepisc. Magd. II S. 292 Nr. 639, hat Hasak übersehen.

<sup>4)</sup> Hasak aad. Abb. 11. — Paulus, Maulbronn.

<sup>5)</sup> Hasak, Haben Steinmetzen unsre mittelalterlichen Dome gebaut? Zeitschr. f. Bauwesen 1895, auch als Sonderabzug erschienen. — Verh. im Handbuch der Architekturf. II. Teil, IV. Band 3. Heft, 222 ff.

<sup>6)</sup> Das griechische latomus scheint Hasak für etwas besseres zu halten, als das lateinische lapidaria.

nigstens auch entwirft, aber ebenso gut kann man doch auch annehmen, daß er bei seiner Stellung als erster Handwerker des Baus seinen Genossen im Beruf eine Selbständigkeit läßt, die wir heute nicht kennen.

Wollen wir also die oben gestellte Frage, ob wir auf Grund der Übereinstimmung von Kapitälern und anderen Zierstücken den Walkenrieder Chor und den Magdeburger Bischofsgang demselben Baumeister zuschreiben dürfen, beantworten, so bleibt nichts übrig, als diese beiden Werke auch im Hinblick auf das rein Architektonische und namentlich auf das Konstruktive mit einander zu vergleichen. Dann aber müssen wir hierbei zugleich auch die im Übergangsstil gehaltenen Bauten im Eisterzienkloster Maulbronn, namentlich das Paradies und das Herrenrefektorium<sup>1)</sup> berücksichtigen, die schon Kasat<sup>2)</sup> mit Recht dem Magdeburger Meister „Bohnenfack“ zuschrieb und die Paul Schmidt<sup>3)</sup> mit guten Gründen zeitlich so angefaßt hat, daß der Bischofsgang dem Paradies nachfolgt, aber dem Herrenrefektorium vorangeht. „Bohnenfack“, der die Kenntnis seiner Diagonalrippen und Gruppen von Diensten, seiner Knollenkapitäle und Schafringe, seiner Strebepfeiler und Fenstereinfassungen den frühgotischen Bauten im nördlichen Frankreich entnommen hat, muß doch als ein schon gereifter, innerlich gefestigter Künstler die Fremde besucht haben. Denn seinem Kern nach ist er Deutscher und Vertreter des romanischen Stils geblieben. Er übernimmt aus Frankreich nur soviel, als seine Grundanschauungen ohne erhebliche Änderung übertragen können. Die französische Frühgotik steht und fällt mit dem Spitzbogen und seiner konstruktiven Verwendung, „Bohnenfack“ aber gebraucht diese überaus wichtige Form, wenn wir von einer Ausnahme absehen, nur an nebensächlicher Stelle, an Fenstern, wo der Rundbogen ebenso gut am Platze gewesen wäre, und geht im Maulbronner Paradies, das sein System am reinsten zur Anschauung bringt, von dem altgewohnten Quadrat des Gewölbejoches, dem Rundbogen und hauptsächlich von dem graden Gewölbescheitel aus. Während z. B. der Meister der sonst stilgleichen Abtskapelle in Schulpforta<sup>4)</sup> bei Gleichzeitigkeit des Jochs und Halbkreisform der Bogen die Kapitäl seiner Dienste in derselben Höhe hält und nur zum Ausgleich der somit verschieden hohen Diagonal- und Gurt-, sowie Schildbogenrippen die Gewölbekappen be-

trächtlich steigen läßt, und während andererseits der Meister der 1207 im Übergangsstil vollendeten Michaeliskapelle in Ebrach<sup>5)</sup> den Spitzbogen als Retter aus allen Schwierigkeiten verwendet, hilft sich „Bohnenfack“ damit, daß er die mit größerem Radius geschlagenen Bogen der Diagonalen tiefer herabzieht, als die übrigen, und sich auf diese Weise gerade Gewölbescheitel sichert. Und da das Paradies sowieso niedrig sein mußte, konnte er die Scheitelhöhe der Jochseite gleich nehmen und es erreichen, daß der Kämpfer der niedriger sitzenden Diagonalkapitäle sich als Schafring um die höheren anderen Dienste verkröpft, und sich nun ein vollkommen durchsichtiges, ungemein reizvolles System ergab.

Beim Magdeburger Bischofsgang und dem Maulbronner Remter war der Grundriß bereits festgelegt, als „Bohnenfack“ seine Tätigkeit begann. Dort war ja der Chorumgang von einem anderen Meister vollendet, und hier scheint das Gebäude in seinen Umfassungsmauern gleichfalls schon errichtet gewesen zu sein<sup>6)</sup>. So hatten die Jochbeide bei dem einen Bau rechteckige und trapezförmige, bei dem andern ausschließlich rechteckige Gestalt. In Magdeburg hat nun „Bohnenfack“ bei den Rechtecken für die Dienstkapitäle, im Gegensatz zum Maulbronner Paradies, gleiche Höhe genommen, aber, da er auch hier am Halbkreisbogen und graden Gewölbescheitel festhielt, für die kleineren Bogen über den Kapitälern Stelzen eingeführt, die mit einem besonderen Kämpferprofil schlossen; bei den Trapezen der Apsis, die er wohl zuerst in Angriff nahm, sind die Dienste noch verschiedentlich hoch gebildet, er mochte aber bei den Rechtecken von seiner alten Gewohnheit abweichen, weil sich beim Bischofsgang mit seinem abweichenden Grundriß doch nicht jenes rhythmische System, wie beim Paradies, anwenden ließ. Bei den Trapezen läßt sich auch insofern eine gewisse Schwerfälligkeit im Lösen konstruktiver Schwierigkeiten beobachten, als der Meister nicht, wie es bei solchem Grundriß in Frankreich bereits üblich war, gebrochene Diagonalen wählte, die sich im Scheitel des Gewölbes trafen, sondern grade, bei denen die Schlüsselsteine vom Scheitel herabgerutscht scheinen. Auch beim Maulbronner Herrenremter war dem Meister, wie es scheint, der nur in Rechtecke teilbare Grundriß gegeben; dazu kam die Gewohnheit, dergleichen Räume durch eine Reihe von Säulen in zwei Schiffe zu teilen; da es nun hier natürlich unmöglich war, verschieden hohe Dienste zu benutzen, so konnte „Bohnenfack“ nicht umhin, wenigstens die Gurt- und Scheidebogen diesmal spitz zu gestalten, und bei den rundbogigen, beson-

<sup>1)</sup> Das Baienrefektorium hat sein ursprüngliches Gewölbe nicht bewahrt; ich lasse dies daher hier ebenso außer Betracht, wie den ältesten Teil des Kreuzganges, bei dem ich von der Urheberschaft „Bohnenfacks“ nicht ganz überzeugt bin.

<sup>2)</sup> Z. Gesch. d. Magd. Dombaues S. 10.

<sup>3)</sup> P. Schmidt, Maulbronn, in d. Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 47, Straßburg 1903, S. 45 ff.

<sup>4)</sup> Leidig, Bldhr. f. Bauwesen 43 (1893) 231 ff. Tf. 26—28.

<sup>5)</sup> Joh. Jäger, Klosterkirche zu Ebrach (1903) 48 ff.

<sup>6)</sup> Die Außenfassade zeigt keinerlei Merkmale „Bohnenfacks“, der auch mit Leichtigkeit quadratische Jochbeide hätte wählen können.

ders schmalen Arkaden — für die Zwischenrippen der sechsteiligen Gewölbe waren dünnere Säulen in die Reihe der anderen gestellt — wiederholte er die Stelzen und Kämpfer des Magdeburger Bischofsganges, kam aber freilich selbst auf diese Weise nicht hoch genug, um auch hier den Gewölbescheitel gerade zu legen. Man sieht also, wie ungemein schwer sich der Meister zu Neuerungen entschließt, die er sich nur Schritt für Schritt abringen läßt, wenn die Schwierigkeiten mit den altgewohnten Mitteln schlechterdings nicht zu beseitigen sind. Es handelt sich also um eine festgeschlossene, eigenartige Persönlichkeit, die sich in keinem seiner nachweisbaren Werke verleugnet und sich niemals hätte verleugnen können. Zeigt nun der Chor von Walkenried nicht die dargelegten Eigentümlichkeiten, so kann in ihm um so weniger ein Bau „Bohnensack“ erkannt werden, als doch alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß er dem Magdeburger Bischofsgange hätte — wenn nicht vorausgehn, so doch — unmittelbar folgen müssen. Die Chorapsis selbst, wo die Kompositakapitälre sitzen, muß hier freilich des gotischen Umbaus wegen außer Betracht bleiben, aber von den zweischiffigen, aus Rechtecken bestehenden Nebenschiffen, die allerdings nicht mehr stehen, sind sowohl die Gewölbeanfänge, wie an einer Stelle, der nordöstlichen Ecke des südlichen, die Schildbogen erhalten, und an ihnen erkennen wir, daß von Stelzung hier nirgends die Rede ist, und durchweg der Spitzbogen zur Verwendung kam.

Der dargelegte Tatbestand würde bereits genügen, um klarzustellen, daß der Chor von Walkenried trotz der Übereinstimmung mit dem Magdeburger Bischofsgang namentlich in den Akanthuskapitälren doch nicht denselben Baumeister gehabt haben kann, wie dieser, und daß wir den weiteren Schluß ziehen müßten, der Architekt und der Bildhauer für die feineren Eierformen wären ganz verschiedene Personen gewesen. Aber die Sache wird wesentlich klarer, wenn wir noch ein weiteres Bauwerk, den Kaiserdom in Speier, heranziehen.

Der Dom in Speier<sup>1)</sup> hat im Jahre 1159 durch einen großen Brand eine weitgehende Zerstörung erfahren, die, wie der Bau selbst es erkennen läßt, eine vollständige Erneuerung der beiden Querhäuser, des Langhausgewölbes — wenn anders ein solches vordem überhaupt bestand — und der S. Afrakapelle, sowie die Anbringung von Laufgängen im Äußeren und die damit zusammenhängende Erhöhung der Mittelschiffsmauern nötig machte. Bei allen diesen Teilen des mächtigen Domes, die in das letzte Viertel des 12. Jahrh. und noch etwas darüber hinaus anzusehen sind, läßt sich die Hand des Meisters der Walkenrieder und Magdeburger

Akanthuskapitälre in zahllosen Eierstücken mit Sicherheit erkennen<sup>2)</sup>. Das ist zunächst bei einigen sorgfältig ausgeführten Kompositakapitälren der Afrakapelle<sup>3)</sup> der Fall. Sie tragen zwei anscheinend geringfügige, aber grade deshalb für unsern Beweis entscheidende Merkmale, die bei den Kapitälren in Walkenried und Magdeburg noch nicht erwähnt waren, sich aber auch bei ihnen zeigen. In seiner Abhängigkeit von den sorgfältig studierten antiken Kapitälren läßt er nämlich, so weit ich beobachten konnte, stets den Ring, der das Kapitäl vom Schaft trennt, der aber im Mittelalter sonst mit dem ersten zusammengearbeitet zu werden pflegt, fort, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Steinmetz, der den Schaft herstellte, seiner sonstigen Gewohnheit gemäß, den Ring oft ebenso wenig ausführte. Im Chor zu Magdeburg sind vielfach antike, aus dem ottonischen Bau übernommene Schäfte mit Ring benutzt, aber im eigentlichen Bischofsgang sitzen die ringlosen Kapitälre zweimal ohne weiteres auf dem gleichfalls ringlosen Schaft, der nun zu dünn erscheint, und im dritten Fall ist ein besonders gearbeiteter Ring zwischen Kapitäl und Schaft eingeschoben. In Speier ließ sich wenigstens das feststellen, daß der Ring in der Afrakapelle, in der Katharinenkapelle, deren alte Kapitälre in den Neubau aufgenommen sind, und bei einzelnen aus dem Dom stammenden Kapitälren des Museums stets mit dem Schaft, nicht mit dem Kapitäl verbunden ist und daß er bei den Fenstereinfassungen des Querhauses öfters ganz fehlt.

Sodann aber zeigt in Walkenried, Magdeburg und S. Afra zu Speier die flache Scheibe, die das Ei des antiken Eierstabes vertritt, eine senkrechte Reihe von Bohrlöchern, die zum Eindruck des Ganzen nicht das mindeste beitragen und eine ähnliche Bedeutung haben, wie etwa der gewohnheitsmäßige Schnörkel einer Handschrift, Sachen, die ein Nachahmer sicher nicht wiederholt.

In S. Afra sind die meisten Kapitälre, die übrigens sämtlich Kompositaform zeigen, nur bossiert, einige davon wenigstens geglättet, die andern aber ganz rauh gelassen, so daß bei ihnen die Absicht späterer sorgfältiger Ausführung keinem Zweifel unterliegt; ja, fast um die Sache noch klarer zu machen, ist bei einem Bossenkapitäl mit der feineren Ausarbeitung eines Akanthusblattes bereits der Anfang gemacht. Es ist nicht zweifelhaft, daß auch alle diese Stücke dem „Meister des Akanthus“, wie ich ihn nennen möchte, zuzuweisen sind, freilich nicht in dem Sinne, als hätte dieser ganz allein die sämtlichen Kapitälre, die in Frage kommen, zugehauen. Er hat vielmehr seine Gefellen gehabt, die nach einem von ihm selbst

<sup>1)</sup> Meyer-Schwartzau, der Dom zu Speyer und verwandte Bauten.

<sup>2)</sup> Meyer-Schwartzau macht a. a. D. S. 119 auf diese Übereinstimmung aufmerksam, ruft sie jedoch nicht aus.

<sup>3)</sup> Ebd. Tf. XXIII.

hergestellten Probestück arbeiten konnten, die sich vielleicht in Roh- und Feinarbeit teilten, aber jedenfalls sich nicht immer, sei es nun aus Mangel an Genauigkeit, sei es im Gefühl eigenen Könnens, haarscharf an die Vorlage hielten. Für die Eigenart des Ganzen blieb aber doch der Meister verantwortlich. Nun zeigt aber der Speirer Dom selbst keineswegs nur die Kompositaform, die in ihrer verschiedenartigen Gestaltung — abgesehen von der Apsisapelle — hier fast ganz auf die Zwerggallerien<sup>1)</sup> beschränkt ist und dann meist nur im Boffencharakter erscheint, sondern er bevorzugt die Form des wieder ganz der Antike nachgebildeten korinthischen Kapitäl<sup>2)</sup>, weist aber daneben ein von ihr sich entfernendes Kapitäl<sup>3)</sup> auf, das gleichwohl von dem Meister des Ananthus herzuführen scheint und z. B. an den Langhausdiensten, sowie an den Säulen der Ostnischen der Querschiffe mit dem korinthischen Kapitäl regelmäßig wechselt. Namentlich verraten auch die reichen Einfassungen der Fenster der Querschiffe<sup>4)</sup>, die in verschiedenen Randmustern und in Säulen mit Ananthusblättern bestehen, vielfach die Kunst unsres Meisters. Er ist offenbar der fast ausschließlich für die ornamentale Ausschmückung dieser spätromanischen Teile des Domes beschäftigte Bildhauer gewesen, der aber, noch ehe er die nur halb fertig gestellten, wenn auch versehenen Kapitäle ganz ausgeführt hatte, den Bau verließ, um seine Werkstatt dann nach Sachsen zu verlegen.

Wenn nun eine Vergleichung der rein architektonischen Eigenschaften des Walkenrieder Chors mit denen der entsprechenden Bauten in Magdeburg und Maulbronn nicht ganz hoffnungslos war, da hier überall der Übergangsstil herrscht, so hat Speier in dieser Hinsicht mit keinem der genannten Werke auch nur die allergeringste Ähnlichkeit. Denn in Speier ist von irgend einem französischen Einfluß keine Rede, der Dom ist in den Teilen, die hier in Frage stehen, ein durch und durch romanischer Bau, der zudem auch in der Gewölbeanlage mit Magdeburg und Maulbronn nichts zu tun hat. (S. Aps<sup>5)</sup>) hat als Gewölbe sich durchschneidende, merkwürdigerweise korbbogenartige Tonnen ohne Diagonalrippen. Im Langhaus herrscht bei den Gurten und den gratigen Diagonalen ausschließlich der Rundbogen, so daß die Rippen beträchtlich steigen müssen, und das gleiche liegt in den Querschiffen vor, die nur im Gegensatz zum Langhaus Diagonalrippen von rechtem Profil zeigen<sup>6)</sup>. Andererseits fehlen in Maulbronn Zierstücke mit Ananthusblättern vollkommen. Mochte bisher noch ein Zweifel sein, ob die

Person des dekorativen Bildhauers von der des Baumeisters zu trennen war, so ist ein solcher jetzt vollkommen ausgeschlossen. Sie stellen in unserem Falle zwei von einander völlig unabhängige Kreise dar, die sich nur zu einem ganz kleinen Teile berühren.

Als Meister „Bohnenfack“ von Maulbronn seine Reise nach Magdeburg antrat, war der bequemste Weg für ihn den Saalbach entlang, der ihn fast unmittelbar an die Stelle des Rheins führte, die gegenüber von Speier lag. Hier hat er gewiß den Meister des Ananthus kennen gelernt und ihn für sich verpflichtet. Aber während der Architekt selbst wahrscheinlich einem bestimmten Rufe nach Magdeburg folgte und gleich den Ort seiner neuen Tätigkeit aufsuchte, führte der einfachere Bildhauer seine Reise ganz nach Art der wandernden Handwerker aus; er machte Halt, wo er hoffen konnte Arbeit zu finden. Auf seiner Wanderung nach dem Norden hat er, wie wir sahen, das nicht weit von der Heerstraße liegende Walkenried aufgesucht und hier die vier Kompositakapitäle gearbeitet, aber anscheinend weiter nichts, ein deutlicher Beweis, daß er dort nur vorübergehend weilte.

Aber wir können seine Tätigkeit während der Reise noch an einem andern Orte nachweisen. Unweit der Straße von Frankfurt nach Norden, in der Wetterau, liegt das Dorf Ilbenstadt<sup>7)</sup>, und für die Vorhalle zu dessen Pfarrkirche lieferte er Kompositakapitäle, wie wir sie aus Speier kennen, und Ananthuskapitäle nach korinthischer Art, aber auch eins mit figürlicher Darstellung. Vielleicht ist es kein Zufall, das gerade diese Stücke, wie auch die Walkenrieder, die er gewiß allein ausgemeißelt hat, besonders gut ausgefallen sind.

Es war fraglos ein in seinem Fach sehr tüchtiger Meister. Aber wunderbar bleibt es dennoch, daß „Bohnenfack“, der in Maulbronn so ganz andere Zierformen gewohnt war und in Magdeburg doch auch mehrere Bildhauer benutzte, die sich auf die modernen Kapitäle französischer Art, auch solche mit reichem Blätterschmuck verstanden, in erster Linie den durchaus romanisch-antikisierenden Meister des Ananthus zu sich heranzog. Man kann sich dies nur erklären, wenn man bedenkt, daß dieser für seine Zeit eine wirklich einzigartige Kenntnis antiker Formen besaß, die er sich in Italien erworben haben mochte, und die selbst auf die Vertreter des neuzeitlichen Stils nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Es hat jedenfalls nach Kräften dazu beigetragen, die Ausschmückung des Magdeburger Doms reicher und mannigfaltiger zu gestalten. Daß er, wie erwähnt, gleichwohl hier unter den Einfluß der französischen Formensprache geriet, ohne freilich deshalb

<sup>1)</sup> Ebd. Tf. XXII. XXIV.

<sup>2)</sup> Ebd. Tf. XXI.

<sup>3)</sup> Ebd. Tf. XX. 6.

<sup>4)</sup> Ebd. Tf. XVIII. XIX.

<sup>5)</sup> Ebd. S. 157 Fig. 66.

<sup>6)</sup> Ebd. Tf. XII—XV.

<sup>7)</sup> Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Nr. Friedberg Figg. 90. 91. (S. 145. 146).



seine Eigenart zu verlieren, ist nicht zu verwundern.

Unsere Untersuchung gestattet uns zuerst, für die hier in Frage stehenden Bauten genauere zeitliche Bestimmungen zu treffen. Beginnt der Bau des Magdeburger Bischofsanges um 1215 und endigt er um 1220, so müssen wir annehmen, daß das Maulbronner Paradies etwa in den Jahren 1210 bis 1215, das Herrenrefektorium etwa 1220 bis 1225 gebaut worden ist, und daß auch die spätromanische Bauperiode des Speierer Domes sich bis gegen 1215 hin erstreckt hat<sup>1)</sup>. Die Vorhalle von Silberstadt und der Chor von Walkenried würden dann etwa ins Jahr 1215 fallen.

Sodann gewinnen wir in den Betrieb der damaligen Bauhütten einen Einblick, der uns bisher noch fehlte: Wir sehen, daß der Baumeister oft selbständige, künstlerisch geschulte Bildhauer verwendet<sup>2)</sup>, bisweilen mehrere mit ganz verschiedener Richtung, die ihre Zierstücke selbst entwerfen, sehen auch vor allem, daß diese Steinmengen, der Baumeister so gut, wie der Bildhauer nicht an einem bestimmten Ort ansäßig sind, sondern ihren Aufenthalt wechseln, je nachdem, wo eine Aufgabe ihrer harret, daß sie also keiner Zunft angehören, sondern sich in der jeweiligen Bauhütte zusammenfinden, ähnlich, wie dies später, nur in festeren Formen in der Zeit der Steinmetzordnungen geschah. Hier darf auch an eine frühere Untersuchung<sup>3)</sup> erinnert werden, die zeigte, daß für den plastischen Schmuck der Stiftskirche in Königsutter ein Meister tätig war, der vorher bei dem italienischen Baumeister Nicolaus in Verona und Ferrara beschäftigt war, dann aber bei seinem jahrelangen Aufenthalt in Königsutter eine förmliche Schule für Dekorationsbildhauer gründete, deren Wirksamkeit im weiten Umkreis festzustellen ist, während nichts dafür spricht, daß dieser Meister auch als Architekt ausgebildet gewesen wäre.

Das wichtigste Ergebnis aber scheint mir, daß jetzt der Anfang dazu gemacht ist, wie in der Architektur, so auch in der dekorativ-figürlichen und ornamentalen Plastik der romanischen Zeit ganz bestimmte, ihrer Richtung und Bedeutung nach greifbare Künstlerpersönlichkeiten festzustellen. Nicht der einfache Mann aus dem Volke, der auch in seiner Zeit in der Masse untertaucht, hat beispielsweise — um von den Architekten zu schweigen — die so verschiedenen Formen der romanischen Kapitäle Schritt für Schritt entwickelt, die dann sofort Gemeingut aller oder vieler wurden, sondern das sind hervorragende Künstler gewesen, dem Namen nach nicht mehr faßbar, wohl aber dem Schaffen nach, die in ihrer Werkstatt einen Kreis von Gesellen um sich sammel-

ten und den Besten von ihnen Anregung zu eigener künstlerischer Tätigkeit und zu weiterer Entwicklung der dekorativen Plastik gaben. Es wird die Aufgabe späterer Untersuchung sein, grade auf diesem Gebiet noch mehr Meister nachzuweisen von der Bedeutung, wie sie der Speierer Meister des Acanthus besessen hat.

## Ergebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in den Jahren 1810 und 1811.

Aus Briefen Karl Hennebergs  
mitgeteilt von Heinrich Mack.

### II. Aus den Briefen Karl Hennebergs.

In seinem schönen Parte zu Poppenbüttel bei Hamburg hat der oben erwähnte Herr Albert Casar Henneberg einen zierlichen Bau im Burgenstil aufzuführen lassen und ihn mit seinen reichen Sammlungen zur Familiengeschichte angefüllt. Dieses Archiv, das übrigens um der von den Wänden herablickenden Familienbilder und anderer hier aufbewahrter Erinnerungsgegenstände willen fast mit gleichem Recht ein Museum genannt werden könnte, birgt, sorgfältig gebunden, auch die in die Heimat gerichteten Reisebriefe Karl Hennebergs aus den Jahren 1810 und 1811, 39 an der Zahl. Der erste dieser Briefe ist vom 2. Juni 1810, der letzte vom 23. Mai 1811 datiert. Der vierte und der sechste bis einschließlich der zweiundzwanzigste in der Reihe sind einem Wunsche der Eltern des Schreibers gemäß französisch, die übrigen deutsch geschrieben. Sie führen uns, um nur die Hauptorte zu nennen, von Rassel über Paris, Lyon, Marseille, Toulon, Turin, Genua, Florenz, Rom, Neapel, Bologna, Venedig und Wien bis nach Dresden. Es kann nicht Wunder nehmen, daß vieles in ihnen enthalten ist, was anschaulicher und eingehender in den Reisebeschreibungen berühmter Männer — wir erinnern bloß an Thümmel und Goethe — sich behandelt findet: über Land und Leute weiß Henneberg weder wesentlich Neues zu berichten noch besonders reizvolle Schilderungen zu bieten. Auch läuft natürlich in seinen Briefen viel persönlicher Kleinram mit unter, der von den Eltern und Geschwistern gewiß gern gelesen wurde, ein allgemeineres Interesse aber nicht erwecken kann. Was dagegen ihnen auch jetzt noch und für Fernerstehende Wert verleiht, das ist so mancherlei Zeitgeschichtliches, Mitteilungen und Bemerkungen über Zustände und Ereignisse, Einrichtungen und Personen von mehr oder minder großer Bedeutung. In dieser Richtung verhältnismäßig viel zu geben, dazu setzten Henneberg bei den bewegten Zeitläuften nicht nur sein offener Blick und sein gesundes Urteil in den Stand, sondern namentlich auch die guten Empfehlungen, deren er sich vermöge

<sup>1)</sup> Schmidt setzt diese Bauten etwas anders an.

<sup>2)</sup> Hier und da nimmt auch Schmidt neben „Bohnenfack“ einen besonderen Meister für die plastischen Zierstücke an.

<sup>3)</sup> P. J. Meier, der Meister von Königsutter in Italien, Kunstchronik N. F. XII 97.

der hohen Stellung seines Vaters im Königreiche Westfalen erfreute. Demnach dürfte es sich wohl lohnen, das dahin gehörige aus den Briefen herauszuheben und soweit nötig zu erläutern; wenn wir hierbei die braunschweigischen Verhältnisse und Persönlichkeiten besonders genau berücksichtigen werden, so ist das bei dem vorwiegend lokalgeschichtlichen Charakter unseres Aufsatzes nur natürlich. Die Anordnung des Stoffes soll in erster Linie dem Verlaufe der Reise folgend chronologisch sein, daneben aber wird sich besserer Übersichtlichkeit halber für einzelne Abschnitte die sachliche Gruppierung nicht entbehren lassen. Daß wir die französischen Briefe in deutscher Übersetzung geben, dafür liegen die Gründe zu Tage.

### 1. Der merkwürdige Reisegefährte.

Am Freitag den 1. Juni 1810 reiste Karl Henneberg aus Braunschweig ab. Sein Reiseziel war Frankreich, wo er sich während eines Aufenthalts von mehreren Monaten in der für einen zukünftigen Beamten des Königreichs Westfalen so wichtigen Landessprache vervollkommen wollte, nachdem er bereits im Jahre 1806 zu gleichem Zwecke dort gewest hatte. Es begleitete ihn der bislang beim Pastor Berthian in Lehre erzogene natürliche Sohn eines Herrn de La Porte, August mit Namen, der noch im Knabenalter stehend bei dieser Gelegenheit seinem Vater zugeführt werden sollte. Aus den Briefen geht hervor, daß in dem Passe des Knaben nur Vornamen angegeben waren — welcher oder welche außer August, wird nicht gesagt — und daß sogar der junge Henneberg nicht wußte, wer die Mutter seines Schutzbefohlenen sei. Es muß also mit diesem eine eigentümliche Verwandtnis gehabt haben, und wenn wir auch das Geheimnis nicht völlig aufzuklären vermögen, so helfen uns doch einige wichtige Fingerzeige dem Ziele recht nahe zu kommen. Wie der Brieffschreiber einmal erwähnt, habe der alte Alligre eines Tages den Oheim Thies der Mutter Henneberg vor der Unzuverlässigkeit des Herrn de La Porte gewarnt. Mit dem alten Alligre kann aber niemand anders gemeint sein als der Marquis Etienne François d'Alligre, vordem erster Präsident des Pariser Parlaments, der in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts als Emigrant in Braunschweig lebte und hier im Februar 1800 starb. Herr de La Porte muß sich also gleichzeitig mit dem Marquis d'Alligre in Braunschweig aufgehalten haben, ist demnach zweifellos identisch entweder mit dem Comte oder mit dem Vicomte de La Porte, die beide einem behördlichen Emigrantenregister des Braunschweiger Stadtarchivs zufolge im Januar 1795 nach Braunschweig gekommen waren und sich beim Papierhändler Fischer eingemietet hatten. So ergibt sich uns jetzt, daß jener August einem der zahllosen Liebesverhältnisse sein Dasein verdankte, durch die

sich die französischen Emigranten über die Bitternisse der Verbannung hinwegzutrusten mußten, so dürfen wir mit einiger Sicherheit behaupten, daß er um das Jahr 1796 das Licht der Welt erblickt haben wird. Und nun findet sich unterm 12. Juni 1797 im Taufregister der katholischen Kirche zu Braunschweig eine Eintragung, die in deutscher Übersetzung — das Register wurde damals noch in lateinischer Sprache geführt — folgendes besagt. „Auf einen uns durch Herrn Legationssekretär Henneberg übermittelten Befehl des Herzogs ward im Hause getauft ein Kind Alexander August. Ob der Knabe ehelicher oder unehelicher Geburt sei, weiß man nicht; auch sind der Vater und die Mutter unbekannt. Da jemand anders nicht wohl zu beschaffen war, habe ich, P. Epimachus Biesenbach, zur Zeit Missionar, den Knaben aus der heiligen Taufe gehoben; getauft hat ihn P. Audomarus Schwenger, zur Zeit Präses.“<sup>1)</sup> Daß dieser Eintrag sich auf Karl Hennebergs Schützling bezieht, unterliegt kaum einem Zweifel. Es stimmt die Zeit der Geburt, es stimmt das Fehlen des Familiennamens, es stimmt die Mehrheit von Vornamen, deren zweiter sich mit dem Rufnamen des kleinen Reisenden deckt. Endlich — und nicht am leichsten — spricht auch der Umstand für die Identität des Täuflings mit dem August von 1810, daß um beide ein Henneberg sich bemüht, um jenen der Vater, um diesen der Sohn, hinter dem jedoch wohlgemerkt als spiritus rector wieder der Vater steht. Dürfen wir aber die Identität als erwiesen betrachten, so bleibt auch die Mutter Augusts nicht mehr so völlig im Dunkeln wie bisher. Denn die Taufe wurde ja auf Befehl des Herzogs vollzogen, also muß der Herzog — Karl Wilhelm Ferdinand — ein besonderes Interesse an dem Kinde genommen haben und zwar nicht um des Vaters, sondern um der Mutter willen. Das ergibt sich schon daraus, daß das Kind keinen Familiennamen erhielt, da es doch unter gewöhnlichen Verhältnissen den seiner Mutter bekommen haben würde. Diese stand also jedenfalls in sehr nahen Beziehungen zum Herzoge. Freilich eine bestimmte Dame mit Sicherheit als Augusts Mutter zu bezeichnen, das erlaubt uns unser Material nicht, denn der dem Vater Henneberg unterm 16. August von seinem Sohne aus Paris gemeldete Wunsch des Herrn de La Porte, August möge den Namen Genz beibehalten und zu dem Behufe ein entsprechend lautender Taufschein beschafft werden, hilft gar nicht weiter, weil jener Name, auch wenn ihn der Knabe wirklich bisher geführt hatte, was mindestens sehr zweifelhaft ist, doch fraglos ganz willkürlich gewählt war. Ungewiß

<sup>1)</sup> Die geistliche Versorgung der Katholiken in Braunschweig lag von 1712 bis 1808 einer Franziskanermission ob. Vgl. Wöber, Geschichte der Norddeutschen Franziskanermissionen der sächsischen Ordensprovinz vom hl. Kreuz, Freiburg 1880, S. 421, 517 f.

bleibt auch, weshalb man den kleinen August 1810 aus der Obhut des Pastors Berthman, in der er sich sehr wohl gefühlt hatte, fortnahm und nach Frankreich schickte, ohne die Vollendung seiner Erziehung abzuwarten. Möglich, daß seine Mutter gestorben und damit auch die Quelle versiegt war, aus der unter Vermittlung des Vaters Henneberg Berthman das Pensionsgeld für August erhalten hatte: so würde sich ja ganz ungezwungen erklären, daß de La Porte, nunmehr wohl oder übel genötigt die Sorge für seinen Sprößling zu übernehmen, ihn nach Paris kommen ließ. Aus unsern Briefen geht hervor, wie lästig dem Wiedermann, der eine verheiratete Tochter und Großkinder hatte, die Existenz dieses Sohnes war: er zeigt sich sehr beunruhigt durch den Gedanken, daß der Knabe seine wirkliche Herkunft erfahren könne, und sprach die Absicht aus, ihn, sobald er zu einem guten Katholiken erzogen worden wäre, auf immer nach Deutschland zurückzuschicken.

## 2. Von Braunschweig bis Paris.

Doch nun steht nichts mehr im Wege unsern gleich zu Anfang unterbrochenen Bericht über den Verlauf der Reise wieder aufzunehmen. Sie führte über Göttingen, wo einige Stunden in Gesellschaft von Karls Better Ernst, dortigem westfälischen Postkontroleur, verbracht wurden, zunächst nach Kassel, das die Reisenden schon am Morgen des 2. Juni erreichten. Dort stattete Henneberg alsbald bei dem Minister des Innern Grafen v. Wolffradt, dem Justizminister Siméon und dem Gesandten Napoleons am westfälischen Hofe Karl Friedrich v. Reinhardt, dem bekannten Freunde Goethes, Besuche ab. Wie es ihm dabei ergangen, schilderte er noch selbigen Tags seinem Vater in zwei Briefen, die, durch zahlreiche kleine Züge interessant, hier fast unverkürzt mitgeteilt werden sollen<sup>1)</sup>. Zu ihrem besseren Verständnis sei vorausgeschickt, daß durch Vertrag mit Napoleon vom 14. Januar 1810 Westfalen um das eigentliche Hannover vergrößert worden war, und es sich nun um die zweckmäßigste Einteilung des Zuwachses in Verwaltungsdistrikte handelte.

Kassel d. 2ten Juny 1810.

Seine Excellenz der Hr. Graf von Wolffradt hat mir erlaubt der an Dich, theuerster Vater, abgehenden Depesche einige Zeilen beizulegen; ich eile daher Dich und meine theuere Mutter von meiner glücklichen Reise bis hier zu benachrichtigen. Ich traf gestern Abend bereits gegen 7 Uhr zu Göttingen ein und verweilte mit meinem Reisegefährten bei Ernst mehrere Stunden, brach von dort in der Nacht wieder auf und bin nunmehr seit 9 Uhr hier. Wenige

<sup>1)</sup> In allen zu wörtlicher Wiedergabe bestimmten Stücken werden kleine stilistische, grammatische und orthographische Versehen, die dem Schreiber in der Eile entschlüpfen sind, stillschweigend verbessert, die Zeichen nach heutiger Übung gesetzt werden.

Momente nach meiner Ankunft machte ich dem Hr. Grafen von Wolffradt meine Aufwartung, ebenso wie dem Hr. Minister Siméon und Hr. Reinhardt: ich kann nicht genug die Zuborkommenheit rühmen, mit der ein jeder dieser Herrn mich aufnahm, aber mehr als alle das waren mir die freundschaftlichen Gefinnungen werth, welche der Hr. Minister von Wolffradt über Dich gegen mich äußerte. Die Hauptgegenstände seiner Unterhaltung betrafen übrigens die Conscription und die Einteilung der Hannöverschen Lande; erstere schien Seiner Excellenz besonders am Herzen zu liegen; er sprach von der Errichtung dreier neuen Regimenter und äußerte dabei, was auch der Hr. Minister Reinhardt mir nachher versicherte, daß von Seiten Frankreichs das Versprechen gegeben sei, bei jedesmaliger Completirung eines dieser Regimenter ein französisches aus dem Lande zurückzuziehen. Was dagegen die Einteilung der Hannöverschen Lande betrifft, so ist nach der Äußerung des Hr. Gr. von W. noch unentschieden, ob daraus 3 oder nur 2 neue Departements gebildet werden sollen<sup>2)</sup>. Seine Excellenz hatte die Güte mir von beiden Projecten die Charten vorzulegen, und enthalten diese die Einteilung des Landes grade so, wie der Präfectur Rath Mahner<sup>3)</sup> Dir Auskunft gegeben hat. — Bei dem Hr. Minister Siméon war ich nur mehrere Momente; er erkundigte sich nach der Absicht, in der ich diese Reise machte, und hatte die Güte, auf meine Antwort, daß ich in administrativer Hinsicht dort mich zu belehren wünschte, mir eine Adresse nach Paris zu versprechen. Bei Herrn Reinhardt war ich über  $\frac{1}{4}$  Stunde; er erkundigte sich mit vielem Interesse nach Braunschweig, sprach über die dortige Einquartirung und, wie ich schon früher bemerkte, über die Aussicht zu deren Erleichterung. Ich ließ bei ihm meinen Paß und erwarte jetzt denselben nebst dem meines Reisegefährten unterschrieben zurückzuerhalten. In Rücksicht des letztern äußerte der Hr. Minister Wolffradt Bedenken, ob ein Paß, worin nur Vornamen enthalten seien, von Reinhardt unterschrieben werden könnte, und bin ich deswegen gegenwärtig um so mehr besorgt, als ich den Zunamen hier nicht zu suppeditiren weiß. Der Kleine ist übrigens wohl und scheint immer munterer zu werden, je weiter wir kommen. Zu seinem Zeitvertreib hat ich ihn an den Hr. Pastor Berthman zu schreiben, und erfolgt anbei dessen Brief.

Ich bin auf diesen Mittag zu dem Herrn Grafen von W. eingeladen, auch hat derselbe erlaubt, daß ich meinen Kleinen dahin mitnehme. Ich hatte eine gleiche Einladung zu Siméon und Hr. Reinhardt; inzwischen ist mir erstere bei weitem werth; wir essen um 5 Uhr und verspreche ich mir wahres Vergnügen davon. — So weit heute . . .

<sup>2)</sup> Vgl. Thimme a. a. O. Bd. II S. 55 ff.

<sup>3)</sup> Einer der vier Präfecturräte des Okerdepartements.



Cassel d. 2ten Juni 1810.

So eben schließe ich das Schreiben, das Du, theuerster Vater, mit dem Paquet vom Minister W. erhalten wirst, und eile demselben mit der Post ein Supplement hinzuzufügen, das ich jenem nicht anzuvertrauen wagte. Das, was ich dort über den Empfang bei W., S. und R. sage, ist völlig wahr, inzwischen betraf bei den beiden ersten das Gespräch fast allein meinen Gefährten. W. that, als wenn ihm das Ganze bekannt sei und er nur der Namen sich nicht erinnere, S. hingegen fragte ganz kurz: „Eh bien, Monsieur, qui est-ce?“ Auf meine Antwort, daß ich darüber keine Auskunft geben könnte: „Bas! Bas! ç'a ne peut pas être un secret!“ Ich blieb bei meiner Antwort, und schien ihn das wirklich zu verdrießen, wenigstens ward er von dem Moment an kälter. Ich fürchte, daß sowohl S. als W. Dir nicht wohl wollen, sie nicht au fait gesetzt zu haben, und würde es vielleicht gut sein, wenn es noch geschähe.

Über die Eintheilung des Hannöverschen ließ W. sich sehr lange aus; er ist für den Plan, daß nur zwei Departements daraus gebildet werden, und sprach daher mit Heftigkeit gegen W. zu Hannover<sup>1)</sup>, der den Plan von 3 Departements dem Könige vorgelegt hat. Letzterer ist für Hannover allerdings vortheilhafter, indem dadurch mehrere von dem dortigen Personal zu Stellen gelangen; ersterer ist dagegen in Rücksicht der Ersparnisse dem ganzen angemessener: wahrscheinlich ist wohl, daß der von 3 Departements approbirt wird<sup>2)</sup>.

Meine Reise billigte W. völlig und so auch S. Auf meine Bitte, um Urlaub von letztem erwiderte er: „Vous n'avez pas besoin de ç'a; je n'ai pas à vous donner du congé, vous êtes le maitre, et un tel voyage vous fera bien.“ — So weit war ich, als es 5 Uhr schlug und ich mit meinem Kleinen zu W. ging. Wir waren allein, bloß er, seine Frau, mein Kleiner und ich am Tisch. Demohngeachtet blieben wir noch bis 7 Uhr sitzen, nicht gerade bei vielen Gerichten, aber in der angenehmsten Unterhaltung über Westfalen, den Hof und unser Braunschweig: ich habe W. nie so freundlich gesehen, als er es gegen mich war. Nach Tisch gab er mir ein Paquet von Siméon, welches in

Begleitung eines artigen Handschreibens ein versiegelttes Schreiben an den Generalsecretair im Seine-departement und ein offenes, in Abschrift angelegenes Schreiben an Hr. Benoist, Chef de Division au ministère de l'intérieur à Paris, enthielt. Ich war, wie aus den Worten gefallen, als ich letzteres las: mein schöner Reiseplan! Inzwischen, wenn ich anders bei meiner Kenntniß der fr. Sprache mit Ehren im Ministerio des Innern zu Paris arbeiten kann, werde ich gern ihn aufgeben und S. unendlich dankbar für die Gelegenheit sein, die er mir verschafft, am Original selbst mich auszubilden. In diesem Falle halte ich mich Deiner Einwilligung gewiß und werde ich, wenn man anders zu Paris mich nicht verwirft, von dort aus Siméon danken.

Morgen als am ersten Pfingsttage<sup>3)</sup>, wo die Wasser zu Napoléonshöhe springen, werde ich mit Hr. Delorme und Docagne dort auf den Vormittag hingehen, und denke ich sodann den Nachmittag mit letztem nach Mainz abzufahren. Ewig der Ewige S.“

Dem zweiten Briefe liegt, wie darin angegeben, eine Abschrift des französischen Empfehlungsschreibens Siméons an Herrn Benoist bei. Da es für den Aussteller nicht nur, sondern für den Geist der westfälischen Regierung überhaupt durchaus charakteristisch ist, möge es, in genauer Übersetzung, gleichfalls hier Platz finden.

„Herr Henneberg, der die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief zu überreichen, mein Herr, ist der Sohn des Herrn Okerpräfekten im Königreich Westfalen. Er kennt schon durch Beschäftigung bei seinem Vater die französischen Verwaltungsgrundsätze, die wir übernommen haben. Er wünscht sich während dreier Monate, die er in Paris zubringen will, in dieser Kenntniß zu vervollkommen. Ich habe mir gedacht, daß er das erreichen würde, wenn Sie die Güte hätten ihm zu gestatten zwei bis drei Stunden täglich sei es bei Ihnen, sei es bei einem andern Abtheilungschef im Ministerium des Innern zu arbeiten. Ich habe vorausgesetzt, daß Sie es nicht ablehnen würden, durch diese Gefälligkeit der Ausbreitung der trefflichen Einrichtungen Frankreichs zu dienen, und daß Sie damit einverstanden sein würden, so auch jenseits seiner Grenzen das Gute zu fördern, das Sie dort wirken, und die Achtung zu begründen, die Sie dort genießen. Sollten Sie der Ansicht sein, daß im Ministerium des Innern, wo die Dinge aus größerer Höhe und nicht so im Einzelnen betrachtet werden, Herr Henneberg nicht so viel Belehrung finden würde als in den Bureauz der Präfektur von Paris, so gebe ich ihm für diesen Fall einen Brief an Herrn Greilhard, Generalsecretär der Seinepräfektur, mit. Aber von Ihnen, mein Herr, muß die Entscheidung darüber getroffen werden —

<sup>1)</sup> Vorschläge für die Territorialeinteilung der hannoverschen Provinzen auszuarbeiten war der Staatsrat Malchus, der spätere Finanzminister, vom Könige beauftragt worden. Dennoch darf an ihn hier kaum gedacht werden. Hat er doch, wie Thimme zeigt, dem Könige nicht nur das eine, sondern beide Einteilungsprojekte vorgelegt, von denen er freilich das auf drei neue Departements abzielende für das bessere erklärte. Mit Malchus ist aber ferner der Zusatz „zu Hannover“ nicht in Einklang zu bringen, denn nur ganz vorübergehend hielt jener sich dort auf. S. hat vielmehr höchstwahrscheinlich den Polizeidirektor Meyer in Hannover im Auge, den demnächstigen Präfekten des neugeschaffenen Norddepartements.

<sup>2)</sup> So kam es in der That; die drei neuen Departements waren das Norddepartement, das Departement der Elmenau und das der Aller.

<sup>3)</sup> Ein wunderlicher Irrtum Hennebergs: Pfingsten fiel 1810 nicht auf den 3., sondern auf den 10. Juni.

und ich bitte Sie es zu tun —, an welcher Stelle Herr Henneberg sich besser unterrichten kann...

C.

Seinen nächsten Brief schrieb der junge Henneberg erst am 15. Juni, drei Tage nach seiner Ankunft in Paris. Naturgemäß berichtet er den Eltern zunächst über die Weiterreise von Rassel ab. Danach gab er infolge näheren Bekanntwerdens mit dem schon genannten Herrn Docagne um dessen Gesellschaft willen den ursprünglich gewählten Weg über Straßburg auf und schlug dafür den näheren über Metz ein. In Mainz, wo am 6. Juni Rasttag gemacht wurde, traf er zu seiner Überraschung ein französisches Chasseurregiment an, das erst vor kurzem Braunschweig verlassen hatte. Von dort war es nach Ansbach gerückt, hatte hier aber schon nach wenigen Tagen der Ruhe Ordre zum Ausbruch nach Nimmwegen erhalten. Henneberg benutzte die Gelegenheit einen Offizier des Regiments namens Gérard zu besuchen, der ihn sehr freundlich empfing, nie eine bessere Garnison als Braunschweig gehabt zu haben versicherte und sich mit viel Teilnahme nach zwei Braunschweiger Damen, den Fräulein von Schele und von Strombeck, erkundigte. Auch händigte er seinem Besucher, was diesem besonders gefiel, einen kleinen Betrag zur Begleichung einer Schuld bei seinem Quartierwirte, Herrn Bleibtren, ein. Von Mainz ging es dann mit der Diligence weiter. „Ein couple amoureux, sagt der Schreiber, und ein Offizier waren bis Metz unsere compagnons de voyage, und hier gesellten sich noch ein Schauspieler und Frau zu uns, die mit russischem Gelde und ihren Vorbeeren im Vaterlande zu ruhen gedachten. In Stoff der Unterhaltung, seht Ihr, hat es unterweges daher keineswegs gefehlt; die Bekanntschaft des acteur war mir indessen um so angenehmer, als ihm das Leben und Treiben fast aller Schauspieler unseres ehemaligen [französischen] Theaters bekannt war. Bis auf wenige geht es nach seiner Äußerung allen äußerst traurig, in einer vorzüglich unglücklichen Lage finden sich aber die Duquenoy und Bursay — ein fast sicherer Beweis, daß die Beschuldigung der erstern ungerecht sei.“ Der Schluß des letzten Satzes wird nicht jedem ohne weiteres verständlich sein, da er auf Dinge anspielt, die heute mehr oder weniger in Vergessenheit geraten sind. Mademoiselle Duquenoy war nämlich die letzte Maitresse des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gewesen. Seit 1802 Mitglied des von Madame Aurore Bursay geleiteten französischen Theaters in Braunschweig war sie dem Herzoge nach dem Tode seiner bekannten viel höher stehenden Freundin, des Fräuleins von Hertefeld, durch den Kammerherrn Grafen von Montjoie, einen aus dem Elsaß gebürtigen französischen Emigranten, zugeführt worden<sup>1)</sup>. Im Jahre 1806

hatte sie den Herzog ins Feld begleitet, und auch Graf Montjoie hatte zur unmittelbaren Umgebung des fürstlichen Feldherrn gehört, war sogar, kurz ehe diesen die feindliche Kugel bei Auerstädt traf, an seiner Seite geritten. So kam es denn, daß bald nach der furchtbaren Katastrophe das auf Seiten der Besiegten vorhandene Bedürfnis, die Ursachen ihrer Niederlage nicht in den eigenen Fehlern und der Überlegenheit des Gegners, sondern in Ränken der Finsternis zu suchen, die Beschuldigung des Verrats gegen die Franzosen in des Herzogs Umgebung, insbesondere den Grafen Montjoie und die Duquenoy, zeitigte. Man behauptete, die Duquenoy habe als Werkzeug Montjoies und seiner Genossen ihr vertrautes Verhältnis zu Karl Wilhelm Ferdinand benutzt sich den preussischen Operationsplan zu verschaffen, der dann von ihren Hintermännern zu Napoleons Kenntnis gebracht worden sei. Graf Montjoie wurde außerdem noch des Mordmordes am Herzoge bezichtigt: ein zweiter Franz von Sachsen-Lauenburg sollte er den verhängnisvollen Schuß auf seinen Herrn abgefeuert haben<sup>2)</sup>. Indes uns geht hier nur die Duquenoy an. Es ist nunmehr klar, wie Hennebergs Bemerkung über sie zu verstehen ist. Hätte sie wirklich, meint er mit Recht, dem Feinde einen so wichtigen Dienst geleistet, so würde sie dank dem Verräterlohn sich jetzt nicht in der glaubwürdig bezeugten traurigen Lage befinden.

### Die heilige Era in Braunschweig.

In volksthümlicher Beziehung bietet Süddeutschland, namentlich Bayern, soweit diese Landstriche katholisch sind, einen erfrischenden Gegensatz zu unserm protestantischen Norden. Während hier durch die Reformation in so vielen Dingen reiner Tisch gemacht wurde und uralte mit heidnischen Vorstellungen verquickte Dinge verschwunden oder nur mit Mühe noch zu entdecken sind, erscheinen die Überbleibsel heidnischer Herkunft im Süden weit frischer und mannigfaltiger. Das äußert sich auf dem Gebiete des Kultus am stärksten, wo die so reich und mannigfaltig die Wallfahrtskapellen schmückenden Weihgaben ganz unzweifelhaft auf heidnischen — sei es römischen, sei es germanischen — Brauch zurückgehen, zumal in christlichen Kirchen und Kapellen, die an altheidnische Kultstätten anknüpfen. Man braucht nicht hinter jedem Heiligen einen altdeutschen Gott oder irgend einen christianisierten Dämon zu sehen und wird doch im Kultus dieser Heiligen, z. B. bei St. Leonhard, mit Sicherheit altheidnische Elemente erkennen. Dieser Heilige, der neben der

Geschichte, Braunschw. 1833, S. 62, ferner v. Wolfshardt an den Grafen Mellin in der Deutschen Rundschau Bd. 45 S. 393 f.

<sup>2)</sup> Gegen diese Beschuldigung wendet sich schon Pöckels in seiner 1809 veröffentlichten Biographie des Herzogs S. 248.

<sup>1)</sup> Vgl. G. P. v. Bülow, Rückblicke auf mein Leben, Helmstedt 1844, S. 72 f., Beiträge zur neuen Braunschw.

Jungfrau Maria beim Landvolke die größte Rolle spielt, dessen Todestag (6. November) als ein nationaler Festtag in vielen Orten begangen wird, erscheint geradezu als althayrischer Herrgott, und bezeichnend dafür ist die Geschichte von dem alten Mitterlein, welchem am Fronleichnamstage gesagt wurde, unser Herrgott sei nun tot, und das darauf erwiderte: „Wenn's nur den heiligen Leonhard an seine Stelle wärlen, der versteht doch was vom Vieh“. Er ist nämlich der große Viehpatron.

Die Kirche verhält sich diesen Dingen gegenüber aus mancherlei Gründen duldsam; sie läßt oft die Votivgaben der widerlichsten Art zu, weicht sie aber nicht und entfernt sie gelegentlich oder verweist sie in Nebenkapellen, denn das verstärkt den Zulauf der Gläubigen, und der Opferstock geht nicht leer aus. Auch duldet sie gern solche Heilige, die das Volk sich selbst schafft und die niemals vom Papste heilig gesprochen wurden. Dahin gehört die heilige Kimmernis oder St. Wilgefortis, deren zahlreiche, sich stets gleichende Bilder ich in vielen Kirchen sah und deren Namen auch Kapellen tragen, wie z. B. die schön im Wald gelegene Kimmerniskapelle bei Burghausen an der Salzach. Als ich auch dahin wallfahrtete, erfuhr ich, daß die Kapelle eigentlich der Mutter Maria geweiht sei — aber das Volk sucht nur das dort hängende Kimmernisbild auf, hängt bei diesem seine Wachsotive, seine Zöpfe, Zähne, Kinderkleider, Bruchbänder, Krücken usw. auf, verrichtet dort seine Gebete; kurz nach der Jungfrau Maria und St. Leonhard steht die heilige Kimmernis beim Volke mit an erster Stelle. In der kleinen Legende, die in jener Kimmerniskapelle verkauft wird, ist die Geschichte dieser Heiligen folgendermaßen erzählt. Die heilige Kimmernis oder Wilgefort war die Tochter eines heidnischen Königs von Sizilien, der seine zum Christentum übergetretene Tochter zur Ehe mit einem heidnischen Fürsten zwingen wollte. Doch umsonst; und obgleich man sie peinigete, hielt sie wacker aus und bat Jesus, sie so zu entstellen, daß kein Mann sie begehre. Da ließ Christus ihr einen Bart wachsen, und der darüber erzürnte Vater ließ sie nun mit einem elenden Rocke bekleidet ans Kreuz schlagen, verfiel aber darob in Reue und errichtete an der Stelle, wo Wilgefort gekreuzigt wurde, eine Kirche, in welcher ihr Bild am Kreuze aufgestellt wurde. Dort geschahen viele Wunder. Ein armer Geiger spielte, um Barmherzigkeit zu erlangen, zu Füßen der Gekreuzigten, die ihm einen ihrer goldenen Schuhe zuwarf. Als er den Schuh verkaufen wollte, wurde er für einen Dieb gehalten und zum Galgen verurteilt. Vor der Hinrichtung aber erbat er sich als Gnade nochmals vor dem Bilde der heiligen Kimmernis spielen zu dürfen, und da geschah das Wunder, daß die Heilige dem armen Geiger auch ihren zweiten Schuh zuwarf und ihn vom Verdacht des Diebstahls entlastete.

Über diese Pseudoheilige ist eine gewaltige Lite-

ratur entstanden, auf die ich hier nicht eingehen kann. Ich führe daraus nur an, daß der Verfasser ihrer Legende in den *Actis Sanctorum* seine Arbeit mit der Erklärung beginnt, er habe dabei ein großes Labyrinth betreten und daß er kaum Gewißheit über sie verschaffen könne. Ihre Abbildungen aber, auf denen stets der Geiger erscheint, halte er für Nachbildungen eines Kreuzifixes zu Lucca. In der Tat sind auch jetzt alle Forscher darüber einig, daß St. Kimmernis nichts anderes sei, als der nach alter Weise mit langem Rocke am Kreuze hängende Christus<sup>1)</sup>.

Und nach dieser mir notwendig dünkenden Einleitung komme ich auf die heilige Era in Braunschweig. Als ich von dieser in bayrischen katholischen Schriften las, wußte ich nicht, was ich damit anfangen sollte, da ich niemals etwas davon gehört.

In einer Abhandlung über verschiedene Kimmernisbilder im Kalender für katholische Christen, Sulzbach 1866, die recht gute geschichtliche aus den Quellen geschöpfte Nachrichten enthielt, findet sich Seite 124 folgende mit einem Handweiser versehene Notiz: „Bezüglich des Namens (der heiligen Kimmernis) findet sich in einem alten Manuscript des Franziskanerklosters zu Landshut noch die Bemerkung, daß die Heilige im ehemaligen katholischen Hochstifte Braunschweig die heilige Era genannt wurde“.

Und Professor Sepp in seinem phantasiereichen und krausen Buche: *Die Religion der alten Deutschen*, München 1890 schreibt Seite 364: „Die gekreuzigte Jungfrau im Dome zu Braunschweig, wie in der Brüdernkapelle zu Saalfeld, führt auf Eir in der Edda zurück, welche neben Hli zu Füßen der Menglada sitzt, die beste der Arztinnen“.

Da haben wirs, woher die „gekreuzigte Jungfrau im Braunschweiger Dom“ stammt. Über sie selbst führt Sepp aber in gewohnter Weise keine Quelle an.

Daß es sich nach allem hier um das schöne romanische Christusbild vor der Krypta im Braunschweiger Dome handelt, unterliegt keinem Zweifel. In früheren Zeiten befand es sich in der Krypta des Domes selbst, die davon insgemein die Kluft der heiligen Era hieß<sup>2)</sup>. Phil. Jul. Rehtmeyer berichtet darüber

<sup>1)</sup> Schon 1781 bemerkt der gelehrte A. B. Grimm in seinem *Calend. chronolog. potiss. Medii aevi* (Wien 1781 S. 174), die Kimmernisbilder seien nichts anderes als der gekreuzigte Heiland. Dieselbe Behauptung stellte Ph. Schäfer in seiner kritisch-historischen Abhandlung über den Hülfsberg im Eichsfelde (Heiligenstadt 1853) auf, wo ein Kimmernisbild verehrt wird; ihm folgt H. Waldmann, über den thüringischen Gott Stufso (Heiligenstadt 1867) und der Bromberger Stadtpfarrer Dr. R. Schweitzer (Kalender für katholische Christen, Sulzbach 1857 S. 112). Zuletzt der Germanist R. Weinhold in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX S. 322.

<sup>2)</sup> Vergleiche Bethmanns Aufsatz über „die Gründung Braunschweigs und den Dom Heinrichs des Löwen“ in *Westermanns Monatsheften* B. X (1861) S. 540, wo auch der kunstgeschichtliche Wert des Bildwerks gewürdigt wird.

1707 in seiner Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig T. I S. 99, indem er, ohne von dem Kunst- und Altertumswerte des Schnitzwerkes eine Ahnung zu haben, die obigen Ausführungen durch seine Mitteilungen bekräftigt. Er sagt: „In dieser Kapell stehet ein Kruzifix in Mannes Größe und Weiblichen Habit mit einem langen Bart und langen spitzigen Nägeln an Händen und Füßen, von welchen man im Papsttum vorgegeben, es sei das Bildnis der so genannten Jungfrau Erae, welche, als sie von ihrem leiblichen Vater zur Unzucht genötigt werden wollen, Gott gebeten, daß er sie möchte zu einem häßlichen Scheusal machen, daher sie dann eine solche abscheuliche Gestalt bekommen und hernach ans Kreuz geschlagen worden, so aber mehr den Fabeln als der Wahrheit ähnlich ist. Vielmehr wird gemutmaßet, daß diese Statua etwa von eines Bildschnitzers Lehr-Jungen gemacht und Christi oder des Apostels Andreae Bildnis sein sollen; davon man hernach solche Fabeln gebichtet“. Noch jetzt soll der Name der Era im Volksmunde lebendig sein. Nach dem Zeugnisse des Herrn A. Nieß u. a. soll der Ausdruck „dat is ne Era“ eine spröde Jungfrau bezeichnen, die sich von der Männerwelt fern hält. Das würde zu der von Rehtmeyer berichteten Legende aufs Beste stimmen und so deren Fortleben bezeugen. Woher aber stammt der Name Era?

München.

Richard Andree.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

31. Sitzung am 18. Januar 1904 zu Wolfenbüttel.

Museumsdirektor Dr. Fuhse hielt einen Vortrag über vorgeschichtliche Ausgrabungen bei Cremlingen und Quernum, worüber wir noch an anderer Stelle näheres bringen werden. Lehrer Knoop aus Wörthum sprach demnächst über paläontologische und prähistorische Funde seiner Gegend. Er glaubt nach den Beigaben der gefundenen Urnen Schlüsse auf die Zeit machen zu können, aus welcher die Urnen stammen. Die Beigaben beständen vielfach aus tierischen Knochen ausgestorbener Rassen, die von Menschen bearbeitet zu sein schienen. Solches sei auch im ältesten Alluvium gefunden worden. Dr. Fuhse machte darauf aufmerksam, daß bisher Brandgräber nur aus der jüngsten Periode der Steinzeit aufgedeckt wurden. Bei Grabstätten aus noch älterer Zeit müsse man erwarten, Skelette zu finden und keine Urnen.

Prof. P. J. Meier gab aus Akten, die ihm erst kürzlich zu Gesicht gekommen, eine Nachlese zu seinem Vortrag über die Geschichte des Festungsbaues in Wolfenbüttel. Herzog Julius hatte im Jahre 1574 durch einen berühmten Fachmann, den fürstlich jülichischen Baumeister Johann von Pasqualin, einen Sohn des Italieners Messandro P., gleichfalls Baumeister in Jülich, Modelle und Risse für die

Wolfenbüttler Festungswerke anfertigen lassen, die Ausführung des Baues aber hätte der Antwerpener Wilhelm de Raet in Händen gehabt, der bereits 1574 für den Herzog tätig gewesen sei und der 1575 in seiner Bestallung als fürstlicher „Wasser- und anderer Baumeister, Ingenieur und Diener“ ausdrücklich den Auftrag erhalten habe, die „Vestung W. zusamt der Befestigung der Heinrichstadt an ehlichen Orten in einen besseren und vollen Stand zu bringen“ nach Maßgabe des von ihm übergebenen Modells, und das Abstecken der Veste hätte 1575 gemeinsam mit de Raet und Robert Lobri Paul Francke vorgenommen, der als der dauernd angestellte Leiter des fürstlichen Bauamtes also schon damals und dann bei der Herstellung der Festung im Jahre 1580, als de Raet offenbar nicht mehr in W. war, auch als Bauingenieur beschäftigt worden sei. Die Festungsbauordnung des Herzogs Heinrich Julius von 1599, bezw. 1600 sodann, die die Werke des Herzogs Julius einem ziemlich umfassenden Umbau unterzog, hätte, wie sich jetzt herausgestellt, mehrere Vorgänger gehabt, und zwar wäre schon wenige Monate nach Julius' Tod im August 1589 eine ganze Reihe von Schäden und Mängeln der Festung festgestellt, von denen jedoch nur eine kleine Reihe der allerschlimmsten Art sofort abgestellt, die große Mehrzahl aber belassen sei. Der Herzog wäre daher nochmals 1595 und 1596 dringend bestimmt worden, die wiederum aufgezählten notwendigen Ausbesserungen und Änderungen vorzunehmen, und es seien auch nachweislich in den Jahren 1597/8 Arbeiten ausgeführt worden. Aber es hätte sich doch nur um geringfügiges Flickwerk gehandelt. Denn alle die gerügten Fehler der Festung kehrten in der Bauordnung von 1599/1600 nochmals wieder, wären aber nun in den Jahren darauf auch wirklich beseitigt worden, ja diese Ordnung hätte namentlich durch die Anlage des Harztores und die Verbesserung des Östereinflusses der Festung eine ganz wesentliche Verbesserung gebracht. Außer der Festungsbauordnung selbst hätten sich aber auch sonst zahlreiche Akten über diesen Umbau erhalten<sup>1)</sup>.

Endlich verlas Archivrat Dr. Zimmermann zwei kürzlich für das Landeshauptarchiv erworbene Originalbriefe des Herzogs Heinrich Julius, die dieser in den Jahren 1610 und 1611 an die Deputierten der ungarischen, österreichischen und mährischen Stände, sowie an den Kaiser aus Prag bezw. Wien geschrieben hat.

Ferner zeigte er ein Bild des Professors Andreas Cludius vor, der 1583—1617 als Rechtslehrer in Helmstedt wirkte und am 9. Sept. 1624 in Osterode starb. Es war von auswärts eingeschickt und ist inzwischen für das Vaterländische Museum in Braunschweig erworben worden.

<sup>1)</sup> Näheres s. Braunschw. Jahrbuch II (1903) 116 ff.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

März.

Nr. 3.

## Oberbürgermeister Wilhelm Pockels †.

[Nachdruck verboten.]

In der gemeinschaftlichen Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten der Stadt Braunschweig vom 21. März 1879 wurde der damalige Polizeidirektor Wilhelm Pockels zu Braunschweig zum Vorsitzenden des Stadtmagistrats daselbst gewählt, und er nahm dieses Amt, zu dem er sich eben so sehr berufen fühlte, wie er dazu befähigt war, nach seiner offenen Erklärung mit Freuden an. Er hat dann dieses Amtes, nachdem er vorher verschiedene andere Stellungen in schneller Reihenfolge bekleidet hatte, fast 25 Jahre mit einer Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, mit einer Pflichttreue und Aufopferung, mit einer Charakterstärke und Bornehmtheit der Gesinnung gewaltet, wie sie nur selten gefunden werden. So hat er sich ein unvergängliches Ehrendenkmäl gesetzt in den Herzen aller Braunschweiger, und gern lenken sich die Blicke zurück auf sein so tatenfrohes und tatenreiches Leben, wie es nun leider schon abgeschlossen vor uns liegt.



Wilhelm Johann Baptist Pockels wurde am 19. Juli 1832 in Wolfenbüttel als Sohn des damaligen Stadtrats Wilhelm Joh. Bapt. Pockels und seiner Ehefrau Wilhelmine Henriette Louise geb. Wiegmann, geboren. Sein Vater, der am 24. Juni 1795 in Northeim geboren, schon als 17-jähriger Jüngling in die Freiheitskriege mit hinausgezogen war und bei Waterloo mitgefochten hatte, stand damals an der Spitze der Stadtverwaltung in Wolfenbüttel und wurde 1833 als Kreisdirector nach Holzminden versetzt. In diesem Amte hat er 41 Jahre mit seltener Tatkraft und zum höchsten Segen des ihm unterstellten Kreises gewirkt, längere Jahre

war er auch Vorsitzender der Landesversammlung, und am 2. März 1876 verstarb er bei seinem Sohne in Wolfenbüttel, nachdem er zwei Jahre vorher zum tiefsten Bedauern seiner Kreiseingefessenen in den Ruhestand getreten war.

In Folge der Versetzung seines Vaters nach Holzminden besuchte Wilhelm Pockels von seinem 5. Lebensjahre an bis Michaelis 1840 die Bürgerschule und danach das Gymnasium daselbst. Michaelis 1850 bestand er nach eben vollendetem 18. Lebensjahre die Maturitätsprüfung und erhielt das Zeugnis der „völligen Reife.“ Er bezog die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Er trat dem Corps Brunsviga bei und blieb in Göttingen bis zum 1. Juni 1853, kehrte dann aber nach Holzminden zurück. Am 1. Oktober 1853 trat er in Braunschweig als Einjährig-Freiwilliger



bei der 1. Comp. des ersten Linien-Bataillons ein. Er bestand Ende März 1854 das Vize-Unteroffizier-, am 25. Sept. 1854 das Landwehr-Offizier-Examen, und wurde am 2. April 1854 zum Vize-Unteroffizier ernannt. Während seines Dienstjahres fand Pockels aber auch noch die Zeit, sein erstes juristisches Staatsexamen zu machen. Er wurde, nachdem er sich am 9. Dezember 1853 der schriftlichen und am 17. Dezember 1853 der mündlichen Prüfung unterzogen hatte, nach gut bestandenem Examen schon im Januar 1854 als Rechtskandidat zur Beschäftigung bei dem Herzoglichen Stadtgerichte Braunschweig zugelassen. Zum 1. Dezember 1854 wurde er auf seine Bitte, um in das Elternhaus zurückkehren zu können, an das Herzogliche Amtsgericht Holzminden versetzt, bei dem er bis zum 8. Februar 1855 blieb. Vom 10. Februar bis 9. August 1855 war Pockels bei der Staatsanwaltschaft in Holzminden zugelassen, und dann wurde er zur Kreisdirektion Holzminden versetzt, bei der er bis zum 9. August 1856 in Tätigkeit blieb. Vom 11. August 1856 an war er sodann, um den gesetzlichen Vorbereitungskursus zu beenden, bei dem Obergerichts-Advokaten und Notar Hermann Engelbrecht in Wolfenbüttel beschäftigt. Bereits am 7. Januar 1857 wurde er aber dieser Beschäftigung wieder entzogen, weil die damals in Holzminden versammelte Weser-Schiffahrts-Revisions-Kommission, bei der er schon früher während seiner Beschäftigung bei der Kreisdirektion Holzminden tätig gewesen war, den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen hatte, daß er bei ihr als Sekretär fungieren möge. Pockels begab sich zur Übernahme dieser Geschäfte am 9. Januar 1857 nach Holzminden zurück und war als Protokollführer der gedachten Kommission vom 6. bis 19. Januar, 20. April bis 16. Mai, 13. bis 21. Juli und 24. August bis 4. September 1857 tätig. Der Vorsitzende der Kommission, der Königlich Preussische Oberregierungsrat Graf von Villers, bescheinigte ihm am letztgedachten Tage, daß es „ihm zur besonderen Freude gereiche, diesem jungen Beamten unter Bezeugung seines Dankes für die der Kommission geleisteten Dienste zu attestieren, daß er sowohl durch seinen Fleiß als auch seine schnelle Fassungs-gabe und seine guten Arbeiten sich rühmlichst ausgezeichnet habe.“ Zwischendurch war Pockels noch vom 1. Februar bis 31. März 1857 bei dem Obergerichts-Advokaten und Notar Wolff in Holzminden tätig, und vollendete bei diesem den vorgeschriebenen Beschäftigungs-Kursus. Am 3. Februar 1857 wurde dem damaligen Rechtskandidaten Wilhelm Pockels der Titel „Auditor“ verliehen. Am 5. Juni 1857 erhielt er dann auf seine Meldung zur zweiten Staatsprüfung die binnen einer Frist von drei Monaten einzureichenden Arbeiten. Da er aber während der gestellten Arbeitszeit wieder als Sekretär zu der Weser-Schiffahrts-

Revisions-Kommission herangezogen wurde, mußte er um Verlängerung der gestellten Frist nachsuchen. Er reichte die Arbeiten dann am 12. Oktober 1857 ein. Um aber bis zu seiner Vorladung zur weiteren Prüfung nicht ganz der praktischen Tätigkeit entzogen zu sein, suchte er nochmals um Zulassung zur Beschäftigung bei der Kreisdirektion Holzminden nach. Es mißt dieses heute etwas seltsam an, wird aber sofort erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß Pockels erst auf den 2. Juli 1859, also nach fast zwei Jahren zur weiteren Prüfung vorgeladen wurde, daß er also nach dem damaligen Verfahren, — wie es übrigens noch bis über das Jahr 1870 hinaus bestand, — wohl von vornherein auf eine lange Wartezeit gefaßt sein mußte.

In der Zwischenzeit wurde der Posten des Bürgermeisters der Stadt Seesen frei. Die Augen der städtischen Behörden zu Seesen richteten sich sogleich auf den jungen Auditor Pockels, obgleich dieser die zweite Staatsprüfung noch nicht beendet hatte, und in der vereinigten Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten vom 26. Januar 1858 wurde er einstimmig zum Vorsitzenden des Stadtmagistrates zu Seesen erwählt, obwohl seiner Wahl dadurch bedeutende Schwierigkeiten entgegenstanden, daß das Herzogliche Staatsministerium bereits eine andere ältere Persönlichkeit für den leer gewordenen Posten in Aussicht genommen hatte, und obwohl er selbst offen und ausdrücklich erklärte, daß es ihm im Falle seiner Wahl von der Stadt Seesen nicht verargt werden dürfe, daß er das Bürgermeisteramt niederlegen würde, falls er mit einem Staatsamte betraut werden sollte. Durch höchstes Reskript vom 6. Juli 1858 wurde der Wahl die Bestätigung erteilt, und dem Gewählten für die Dauer seiner Amtsführung der Titel Bürgermeister verliehen. Am 14. desselben Monats wurde er in sein Amt eingeführt. Die neuen Berufspflichten veranlaßten Pockels, nachdem er sich kurz vorher bereit erklärt hatte, eine etwaige Beförderung zum Landwehr-Offizier anzunehmen, diese Erklärung zurückzunehmen; er wurde dann auf seinen Wunsch am 1. Oktober 1860 vom Korps verabschiedet.

Als Bürgermeister von Seesen bestand dann der Rechtskandidat Auditor Wilhelm Pockels am 2. Juli 1859 sein zweites Staatsexamen und zwar mit dem — lange Jahre als bestem erteilten — Prädikate II a. Pockels' Wirksamkeit in Seesen ist eine äußerst segensreiche gewesen. Er führte auf allen Gebieten der Stadtverwaltung eine feste Ordnung ein und legte die Grundlagen, auf denen dann seine Nachfolger, W. Cruze und R. Langerfeldt, mit Erfolg weiter bauen konnten. Aber lange sollte seines Bleibens dort nicht sein. Eine sich ihm bietende Gelegenheit, in den Staatsdienst zurückzukehren, wollte er nicht vorüber gehen lassen, und so wurde er schon am 2. Dezember 1863 zum Amtsgerichts-

Sekretär ernannt und unter Verleihung des Titels „Polizei-Assessor“ mit den Geschäften eines Polizei-Kommissars in Braunschweig beauftragt; am 1. Januar 1864 trat er in seine neue Stellung ein. Die außerordentliche Beliebtheit, welcher Pockels sich in Seesen erfreut hatte, wurde am 11. Dezember 1863 dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er bei seinem Scheiden in dankbarer Anerkennung der großen Verdienste, welche er sich in seiner durch Pflichttreue, Umsicht und nie ermüdenden Eifer ausgezeichneten Amtsführung um die Stadt erworben hatte, zum Ehrenbürger der Stadt Seesen ernannt wurde, eine Ehre, wie sie wohl nur sehr selten einem Manne in so jungen Jahren zu Teil geworden ist.

So kam Pockels zum ersten Male in eine dienstliche Stellung in der Stadt Braunschweig, als deren Oberbürgermeister er sich später so große Verdienste erwerben sollte. Am 12. Februar 1864 wurde er in die Bürgerrolle eingetragen.

Als Polizei-Assessor zu Braunschweig hat sich Wilhelm Pockels dann am 11. Januar 1870 mit Susanne geb. Weinkauff aus Hamburg verheiratet und damit seine glückliche Häuslichkeit begründet, die ihm so lange Jahre immer von neuem Mut und Kraft zu ungewöhnlichen Arbeitsleistungen gab und ihn im reichsten Maße bei seiner rastlosen Tätigkeit die unentbehrliche Erholung und Erquickung finden ließ. Aus seiner Ehe sind drei Söhne und vier Töchter hervorgegangen, von denen aber ein Sohn und eine Tochter bereits im Kindesalter verstorben sind.

Schon bald nach seiner Verheiratung begann für Wilhelm Pockels ein schnelles Vorrücken aus einer Stellung in die andere, bis zu seinem segensreichen Wirken als Oberbürgermeister in der Stadt Braunschweig. Am 1. März 1872 wurde er als zweiter Hilfsarbeiter an die Herzogliche Kreisdirektion Braunschweig versetzt, und am 27. Mai 1873 für die Zeit vom 1. Juli an zum Direktor der Gefangenen-Anstalten in Wolfenbüttel ernannt.

Hier war damals das neue Zellengefängnis bereits errichtet. Über die ganze Gefangenhäuserverwaltung, die bis dahin der Stadtdirektor von Wolfenbüttel im Nebenamte besorgt hatte, bedurfte einer gründlichen Neugestaltung. Für diese schwierige und vielseitige Aufgabe war Pockels der richtige Mann, und er hat sie in trefflicher Weise gelöst. Schnell arbeitete er sich theoretisch und praktisch in das ihm neue Gebiet ein. Er verband mit großer Geschäftsgewandtheit, die ihn befähigte, die stets neu auftauchenden Fragen rasch zu erledigen, einen scharfen Blick, mit dem er die richtigen Männer auf den rechten Platz zu stellen verstand, und einen entschiedenen Willen, der auch vor durchgreifenden Maßregeln, die er für nötig hielt, nicht zurückscheute. Ein klares Verständnis für praktische Tätigkeit

manigfachster Art setzte ihn in den Stand, für die große Zahl der ihm übergebenen Gefangenen eine zweckmäßige Beschäftigung zu finden. Diese Arbeit sollte nicht nur eine Erwerbsquelle für die Anstalt werden, sondern zugleich auch als Erziehungsmittel dienen. Er wollte die Gefangenen, wenn möglich, wieder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Er zeigte für ihre Geschicke menschliche Teilnahme und brachte ihnen selbst offenes Wohlwollen entgegen, das frei von aller Empfindsamkeit wohl gerade deshalb auch hier seine Wirkung nicht verfehlte. Auch auswärts fand Pockels' Tätigkeit auf dem Felde des Gefängniswesens Beachtung. Die Regierung des Herzogtums Anhalt schickte den Direktor ihrer Stasanstalt zu Dessau, Fricke, nach Wolfenbüttel, damit er hier die gesamten Einrichtungen der Gefangenenanstalten kennen lernte, und dankte die Förderung, die diesem hier zu Teil geworden war, dadurch, daß sie Pockels am 6. Juli 1876 das Ritterkreuz des Ordens Albrechts des Bären verlieh.

Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde Pockels Ende des Jahres 1875 auch zum Stadtverordneten in Wolfenbüttel ernannt, wo er sein großes Verständnis und Geschick für die Behandlung kommunaler Fragen bestens betätigte. Doch nur für kurze Zeit. Denn schon zu Anfang 1878 kehrte er nach Braunschweig zurück, da er durch Patent vom 20. Februar d. J. zum Polizeidirektor daselbst ernannt worden war. Zugleich wurden ihm die Geschäfte des Herzoglichen Intelligenz-Direktoriums, das Kommissariat bei der Direktion des Waisenhauses B. M. V. und andere Ämter übertragen. Aber auch das Amt eines Polizeidirektors sollte Pockels nicht lange bekleiden. Die Tatkraft, die er auch in dieser Stellung entfaltete, lenkte vor allem die Blicke auf ihn, als etwa ein Jahr später das Amt des Oberbürgermeisters der Stadt Braunschweig neu besetzt werden mußte. Am 21. März 1879 wurde er zum Vorsitzenden des Stadtmagistrats erwählt und durch Reskript vom 31. d. M. seine Wahl bestätigt und ihm der Titel Oberbürgermeister verliehen.

Die Stadt Seesen ließ es sich nicht nehmen, ihrem früheren Bürgermeister und langjährigen Ehrenbürger in alter Anhänglichkeit zu seiner Wahl die besten Glückwünsche zu übersenden. Pockels antwortete mit einem herzlichen Dankschreiben, in dem es unter anderem hieß:

„Es harret meiner hier eine schwierige Aufgabe. Den Mut, sie zu lösen, gibt mir die Hoffnung, daß die Zustimmung und Unterstützung, die ich in Seesen fand, auch hier sich mir zuwenden werden, wenn ich in allem mich leiten lasse lediglich von den Gefühlen der Ehre und Pflicht.“

In vollem Maße hat der Heimgegangene getan,

was er in jenem Briefe aussprach; in seiner langen Amtsführung hat er sich, wie überall im Leben, lediglich leiten lassen von den Gefühlen der Ehre und Pflicht. Das haben auch alle die stets unumwunden anerkannt, deren Wünschen und Bitten er nicht entgegenkommen konnte, und die zunächst wohl geneigt waren, in seiner vornehm zurückweisenden Haltung Stolz oder Härte zu sehen. Sie alle haben ihm trotz Bitterkeit und Enttäuschung doch ihre aufrichtige Hochachtung nicht versagen können. Bei dem gewaltigen Umfange seiner Geschäfte mußte er mit seiner Zeit haushalten, um so mehr, da ihm ein Augenleiden lange Jahre eine Beschränkung seiner Arbeitszeit zur Pflicht machte. Er mußte, wenn er fertig werden wollte, eine schnelle und schlanke Geschäftsführung üben, und er verstand sich darauf. Mit sicherem Blick erkannte er sofort den Kernpunkt bei allen Fragen und suchte diesen zur Entscheidung und dann die ganze Sache schnell zu Ende zu bringen. Er ging stets gerades Weges auf sein Ziel los. Er war ein Feind aller Außerlichkeiten und hielt sich von allen Repräsentationen nach Möglichkeit fern. Seine ruhige Natur und kühle Auffassung kamen ihm bei der Abwicklung geschäftlicher Angelegenheiten trefflich zu statten. Doch konnte er auch anders geartete Naturen verstehen und suchte auch solche Bestrebungen, denen er für seine Person kein besonderes Interesse entgegenbrachte, zu fördern, wenn ihm dies von sachkundiger Seite für die Stadt als zweckmäßig oder wünschenswert bezeichnet wurde. Und wer ihn näher kannte, der weiß, welch warmes, zartfühlendes Herz unter dieser ernsten Hülle schlug, der weiß, wie schwer es ihm oft geworden ist, nicht gewähren zu können, weil Ehre und Pflicht es ihm anders geboten, der weiß, wie viel wahre Bescheidenheit, ja sogar Verlegenheit dieser hochbegabte Mann oft hinter seiner strammen Haltung verbarg, und wie herzlich diese klugen Augen blicken konnten. Ehre und Pflicht waren seine Richtschnur, von der er, wenn auch oft schweren Herzens, nicht um Haarsbreite abgewichen ist.

Und was hat er alles in seiner treuen, gewissenhaften Amtsführung erreicht, was konnte in Braunschweig alles unter seiner Oberleitung vollbracht werden. Am meisten hervor treten wohl die Anlagen der Kanalisation der ganzen Stadt mit den dazu gehörigen Mieselfeldern und die Herstellung einer neuen vorzüglichen Wasserleitung, die Anlage des Zentralfriedhofes, die Erweiterung des Bürgerparks, der Bau des neuen Rathauses, der Entwurf eines neuen Ortsbauplanes und damit zugleich die Schaffung ganz neuer moderner Stadtteile, vor allem im Osten und Norden der Stadt, mit der das Steigen der Einwohnerzahl von etwa 74 000 im Jahre 1879 bis auf jetzt etwa 130 000 Hand in Hand ging. Sodann die Errichtung einer großen Anzahl neuer Schulbauten, der Bau eines städti-

schen Museums, die weitgehende Erweiterung des Gasnetzes und die Einführung des Gasglühlichtes für die Straßenbeleuchtung, das Abkommen mit dem Staate über die Straßen-Instandhaltung und die umfassendsten Straßenpflasterungsarbeiten in der Innenstadt nebst der Ein- und Ausführung des Plattenbelages auf den Fußwegen der Außenstadt. Dazu kommt der fortschreitende innere Ausbau der ganzen Stadtverwaltung, die Umgestaltung des Armenwesens, die Einführung der neuen Steuergesetze und die Einrichtung zweier neuer Kirchengemeinden und, was wohl hinsichtlich seiner eigenen direkten Tätigkeit als die Hauptsache angesehen werden muß, die umsichtige finanzielle Ordnung aller vorgedachten Angelegenheiten, die Millionen und aber Millionen erforderte, von Pockels aber in musterhafter Weise erledigt wurde.

Neben der außerordentlichen Arbeitslast, welche der verstorbene in seiner Stellung als Oberbürgermeister zu bewältigen hatte, wurde seine Kraft aber noch durch eine ganze Reihe anderer Ämter in Anspruch genommen. Am 26. Mai 1880 wurde er an Stelle seines Amtsvorgängers, des verstorbenen Oberbürgermeisters a. D. Caspari, zum Mitgliede und Vorsitzenden des Kuratoriums des Herzoglichen Gesamt-Gymnasiums ernannt und am 3. Oktober 1884 mit der Verwaltung des Amtes eines stimmführenden, ordentlichen Mitgliedes der Herzoglichen Ober-Schul-Kommission beauftragt. Vor allem muß aber noch die unermüdlige, segensreiche Tätigkeit erwähnt werden, die Wilhelm Pockels lange Jahre hindurch als Mitglied der Landesversammlung und Landessynode geleistet hat, denn gerade in dieser Tätigkeit konnten sich seine hohe Begabung und seine außergewöhnlichen Charaktereigenschaften im glänzendsten Lichte zeigen.

Der Landessynode hat Wilhelm Pockels vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1900 angehört, dann aber die Wiederannahme eines Mandates abgelehnt; seit dem Jahre 1892 hat er in ihr den Vorsitz geführt. In die Landesversammlung wurde er Anfang des Jahres 1881 gewählt, und er hat ihr bis zu seinem Tode angehört. Bereits Ende des Jahres 1881 wurde er Mitglied des Ausschusses der Landesversammlung, 1887 Vizepräsident und als solcher auch Vorsitzender des Ausschusses, und im Jahre 1898 wurde er zum Präsidenten der Landesversammlung gewählt. Er war in seiner Stellung als Landtagsabgeordneter zunächst Mitglied der Kommission für innere Angelegenheiten, die zugleich für Kirchen- und Schulwesen bestellt war, seit 1884 aber Mitglied der Finanzkommission, deren Vorsitz ihm 1898 übertragen wurde. Zeitweilig war er auch Mitglied der Kommission für staatsrechtliche Angelegenheiten. In der Finanzkommission hat er das umfassendste Referat, nämlich das über die Ausgaben des Staatshaushaltsetats ununter-



brochen bearbeitet und erstattet. Er gehörte auch neben dem Präsidenten von Weltheim und dem Abgeordneten Rosenthal dem Ausschusse an, welcher nach der Wahl des Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten des Herzogtums Braunschweig nach Kamenz reiste, um Seine Königliche Hoheit von dem Beschlusse der Landesversammlung in Kenntnis zu setzen und um Übernahme der Regentschaft zu bitten. Auch war er mit dem Landsyndikus Rhamm zusammen amtlicher Vertreter der Landesversammlung bei der Beisehung S. R. H. der Frau Prinzessin Albrecht in Kamenz. Das Präsidium in der Landessynode sowohl wie in der Landesversammlung hat Pockels in musterhafter Weise geführt. Er zeichnete sich stets aus durch eine vollkommene Beherrschung des zur Verhandlung kommenden Stoffes, Klarheit des Überblicks, strengste Unparteilichkeit, eine stets würdige und sachliche Leitung der Beratung, bei der er, allen unnützen Weitläufigkeiten und zwecklosen Formalien abhold, besonnene Ruhe auch bei der verwickeltesten Geschäftslage und den schwierigsten Fragen bewahrte. — Seine stets gleich vornehme Haltung und sein dabei doch so freundliches Entgegenkommen gegen jeden haben ihm in gleicher Weise die größte Hochschätzung wie auch das unbegrenzteste Vertrauen und die aufrichtige Zuneigung aller Mitglieder des Landtages und der Synode eingetragen. Voll Verehrung haben sie alle zu ihm aufgeblüht, bis zu dem letzten Tage seiner Amtsführung und bis zu seinen letzten Worten vom Präsidententische:

„Ich werde unter allen Umständen meine Schuldigkeit tun.“

Er hat seine Schuldigkeit immer getan, und dabei hat er auch noch, wenn die äußere ernste Form wegfiel, in den Sitzungen des Landtagsausschusses, des Stadtmagistrates, der Kommissionen und an anderer Stelle gern mitgeteilt von der ihm innewohnenden Frohnatur und in zwangloser Unterhaltung sein reiches Gemüt frei und fröhlich ausströmen lassen.

Auch an äußeren Ehrenbezeugungen hat es dem tatenfrohen und tatenreichen Leben des Verstorbenen nicht gefehlt. Neben anderen Orden und Ehrenzeichen erhielt er am 6. November 1885 das Kommandeurekreuz I. Klasse des Ordens Heinrichs des Löwen, am 16. April 1887 den königlich Preussischen Kronenorden II. Klasse. Am 9. Juli 1897 verlieh ihm die Juristenfakultät der Universität Göttingen die Würde eines Doktors beider Rechte honoris causa. Zu seinem siebenzigsten Geburtstage sandte ihm S. R. H. der Regent ein Glückwunschtelegramm, auch wurden ihm die Glückwünsche des Staatsministeriums schriftlich und mündlich dargebracht, während die städtischen Behörden sein vom Professor Körner gemaltes Ölbild dem Rathause, der Stätte seiner unermüdllichen Wirksamkeit, überwiesen.

Am 13. Januar dieses Jahres hatte der Verstorbene noch in voller Mäßigkeit und altgewohnter edler Haltung den Landtag eröffnet und am Nachmittage sich zu dem Galadiner, zu welchem S. R. H. der Regent die Landtagsabgeordneten nach dem Schlosse entboten hatte, begeben, als ihn ein plötzliches Unwohlsein zwang, den Saal zu verlassen, dessen Ausgang er nicht mehr lebend erreichen sollte. Ein Schlaganfall machte unerwartet und schnell diesem so reichen und schönen Leben ein Ende, allerdings, — bei aller tiefen Erschütterung müssen wir es anerkennen —, ein wahrhaft köstliches Ende. Es läßt sich dieses nicht besser zum Ausdruck bringen, als durch die Worte, welche der Vizepräsident des Landtages, Geh. Justizrat Semler, am nächsten Tage in der Landesversammlung sprach:

„Unvergessen wird das Bild bleiben, wie ich gestern unsern Pockels bis zum letzten Moment hoch aufgerichtet sah, wie er strammen Schrittes sich hielt, bis der Tod, — unser aller Meister, — mit eiserner Hand ihn niederschlug. Ein beneidenswertes Ende fürwahr, das diesem Manne beschieden war.“

Unvergessen wird uns allen sein Bild bleiben!

Am 17. Januar haben wir ihn an dem Ehrenplage, den die dankbare Stadt Braunschweig für ihn auserlesen hatte, bestattet. Unbegrenzt war die Teilnahme, unendlich die Ehrenbezeugungen und die Spenden der Verehrung und Liebe. Doch was nützt es? Wir haben ihn verloren. Friede seiner Asche! Ehre seinem Andenken für alle Zeit!

L. E.

## Erlebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in den Jahren 1810 und 1811.

Aus Briefen Karl Hennebergs  
mitgeteilt von Heinrich Maß.

### 3. In Paris.

Im zweiten Teile seines Briefes vom 15. Juni kommt unser Landsmann auf seine Ankunft und seine bisherigen Verrichtungen in Paris zu sprechen. Er erwähnt der an Betäubung grenzenden Besskommenheit, von der er beim Einfahren in die unermessliche Stadt, obwohl er schon einmal dort gewesen, wiederum befallen worden sei. Er teilt mit, daß er sich mit Docagnes Hilfe im Hôtel des Ambassadeurs in der Rue de Cléry eine aus geräumigem Zimmer nebst Alkoven bestehende Wohnung im dritten Stock für drei Carolins<sup>1)</sup> monatlich gemietet habe, ein Preis, der in Anbetracht des derzeitigen starken Fremdenzuflusses nach Paris sehr mäßig genannt werden müsse. Er berichtet ferner von einem Besuche bei Herrn de La Porte, der in-

<sup>1)</sup> 1 Carolin = etwa 21 Mark.

des schon am Tage zuvor auf seinen Landsitz abgereist war, und von der schriftlicher Weisung gemäß vollzogenen Unterbringung des kleinen Augusts bei einem aus Celle stammenden Kunsttischler namens Ratier, einem nouvel enrichi mit der Arroganz und Prahlerei eines solchen. Von hier kam der Knabe, um das gleich vorwegzunehmen, in die Pension des Herrn Fleurizelle, eines dem Anschein nach sehr tüchtigen Pädagogen, dem ihn wiederum Henneberg auf Ersuchen des abwesenden Vaters zuführte. Dieser kehrte erst im August nach Paris zurück und hatte dann eine Unterredung mit dem Beschützer seines Sohnes, deren wesentlichen Inhalt wir bereits angegeben haben<sup>1)</sup>.

Der Präfect Henneberg hatte einen aufrichtigen Freund und Gönner in Paris, das war Martial Daru, ein Bruder des berühmten Generalintendanten Napoleons. Daru war während der französischen Okkupation Intendant in Braunschweig gewesen: es hatte ihm vor allem obgelegen, die große Kontribution vom Lande einzutreiben. Da er ein durchaus anständiger und wohlwollender Mann war, der zum Erpreßten nicht sonderlich paßte, so hatte er die Erleichterung seiner schwierigen Aufgabe durch die schon früher erwähnten Bemühungen Wolffradts und Hennebergs sehr angenehm empfunden und seine Dankbarkeit gegen die beiden nachdrücklich betätigt. In dieser Hinsicht ist namentlich auf den Bericht hinzuweisen, den Daru nach Abtragung der letzten Kontributionsrate im Juli 1807 der vorgesetzten Behörde erstattete<sup>2)</sup>. Darin sagte er: „Zwei hohe Beamte haben ein Recht darauf, daß man ihres Eifers und ihrer Pünktlichkeit in der Erfüllung peinlicher Pflichten Erwähnung tue. Der eine ist Herr v. Wolffradt, Finanz- und Justizminister, der andere Herr Henneberg, Vorsitzender des Ständeausschusses. Sie vereinigen, der eine wie der andere, mit ausgezeichneten Talenten lobenswürdige Grundsätze und das Verdienst, unter allen Umständen in ihrem öffentlichen und privaten Leben eine vorwurfsfreie Haltung bewahrt zu haben. Beide scheinen ein Recht auf Beweise der Anerkennung zu besitzen, und ich bitte für sie dringend darum.“ Außer diesem Zeugnisse, das jedenfalls nicht wenig zu der demnächstigen Berufung der Gelobten in so hervorragende Ämter des Königreichs Westfalen beigetragen hat, offenbaren noch mehrere andere Stücke unter den nachgelassenen Papieren des Präfecten Darus Hochachtung vor ihm, eine Hochachtung, die eng verbunden war mit den Gefühlen wahrer Freundschaft. Zu deren Bekundung übersandte Daru nach Beendigung seiner

Braunschweiger Mission im September 1807 zwei Geschenke an Henneberg, ein Schreibzeug und ein Exemplar der von seinem Bruder, dem Generalintendanten, verfaßten Horazübersezung. So ist es vollauf erklärlich, daß der erste der Besuche, die Karl in eigenen Angelegenheiten in Paris machte, Martial Daru galt. Dieser empfing ihn sehr gütig und lud ihn in der Folge sehr häufig in sein Haus ein. Gelegentlich einer großen Mittagsgesellschaft traf der Gast hier auch den Bruder seines Wirtes nebst Gemahlin; die Dame war sogar seine Tischnachbarin und behandelte ihn als solche mit großer Liebeshöflichkeit. Martial Daru selbst ließ sich durch die Anwesenheit Hennebergs bestimmen, einen längern Brief an dessen Vater zu schreiben, der auch auf uns gekommen ist. Er rühmt darin die gesellschaftlichen Gaben des jungen Mannes und bezeugt dann sein andauernd lebhaftes Interesse an den braunschweigischen Verhältnissen und den Braunschweiger Freunden. Von diesen bittet er die Herren v. Münchhausen<sup>3)</sup>, v. Sierstorff<sup>4)</sup>, v. Thielau<sup>5)</sup>, Campe<sup>6)</sup>, v. d. Schulenburg<sup>7)</sup>, v. Böttcher<sup>8)</sup>, v. Strombeck<sup>9)</sup>, Lössbeck<sup>10)</sup> und Emperius<sup>11)</sup> besonders zu grüßen, während er über den Tod der Herren v. Braum<sup>12)</sup> und Henke<sup>13)</sup>, des Ehepaars v. Marenholz<sup>14)</sup> und der liebenswürdigen Prinzessin Auguste<sup>15)</sup> sein Bedauern äußert. Weiter empfiehlt er dem Präfecten seinen ehemaligen Diener Haensen, der ihm in mehreren Briefen seine ungünstige Lage geschildert hat, und ersucht schließlich um Auskunst über das Schachspiel zu vieren und das dafür nötige Schachbrett. „Herr Jacobson, bemerkt er hierzu, in dessen Gedächtnis ich mich auch

<sup>3)</sup> Joh. Friedr. Ludw. v. Münchhausen, vormalig herzogl. braunschw. Hofrichter, seit 31. Jan. 1809 Maire der Stadt Braunschweig.

<sup>4)</sup> Kasp. Heinr. v. S., 1808–13 Conservateur des eaux et des forêts im Okerdepartement, vor- und nachher herzogl. brschw. Oberjägermeister.

<sup>5)</sup> Karl Florian v. Th., herzogl. brschw. Oberstallmeister

<sup>6)</sup> Joachim Heinrich C.

<sup>7)</sup> Karl Friedr. Gebhard Graf v. d. Sch.-Wolfsburg, Präsident der westfäl. Reichsstände, nachmals braunschw. Staatsminister.

<sup>8)</sup> August Ludwig v. B., vordem Mitglied des herzogl. Geheimratskollegiums.

<sup>9)</sup> Der bekannte Jurist und vielseitige Schriftsteller Friedrich Karl v. Str.

<sup>10)</sup> Ludwig L.

<sup>11)</sup> Johann Fried. Ferd. C., Prof. der Archäologie am Collegium Carolinum, Direktor des brschw. Museums.

<sup>12)</sup> Karl v. P., Mitglied des herzogl. Geheimratskollegiums, gest. 30. März 1808.

<sup>13)</sup> Der Kirchenhistoriker Heinr. Phil. Konr. S., Prof. zu Helmstedt, gest. 2. Mai 1809.

<sup>14)</sup> Wilh. Albr. Christian v. M., Maire der Stadt Braunschweig vor v. Münchhausen, gest. 18. Dez. 1808 bald nach seiner Gattin.

<sup>15)</sup> Auguste Dorothea, Schwester Karl Wilhelm Ferdinands, die letzte Abtissin von Gandersheim, geb. 2. Okt. 1749, gest. 10. März 1810.

<sup>1)</sup> Vergl. S. 19f.

<sup>2)</sup> Den im Folgenden mitgeteilten Auszug daraus bewahrt das Archiv zu Poppenbüttel. Daru schickte ihn selbst mit einem kurzen Begleitschreiben vom 6. Juli 1807 an Henneberg.

zurückrufe, wird Ihnen sicherlich die von mir gewünschten Ausgaben machen können. Obwohl ich Sie für noch stärker im Schachspiel halte als ich es bin — und das will gewiß viel sagen, so würde er, glaube ich, uns beide besiegen, denn er versteht sich besser als irgend ein anderer auf alles dieses Spiel Angehende, das man hier nicht zu viere zu spielen versteht und das ich in Aufnahme zu bringen versuchen will.“ Mit Jacobson ist natürlich der bekannte vormalige Kammeragent Karl Wilhelm Ferdinands gemeint, der dank seiner Kapitalkraft und Geschäftsklugheit bei Aufbringung der braunschweigischen Kontribution eine große Rolle gespielt hatte und so auch mit Daru in Berührung gekommen war. Gleich hier sei darauf hingewiesen, daß auch in den Hennebergischen Briefen einmal von ihm gesprochen wird, allerdings nichts weniger als freundlich. Mit der Gründung des Königreichs Westfalen war Jacobsons Glanzzeit angebrochen. Einerseits verhalfen ihm die chronischen Finanznöte Jeromes und des Staates zu reichem Geldgewinn, andererseits kamen seinen auf Emanzipation der Juden gerichteten Bestrebungen das persönliche Wohlwollen des Königs und die in der westfälischen Verfassung proklamierte Toleranz sehr zu statten: er ward zum Präsidenten des israelitischen Konfistoriums ernannt und sah sich in der Verwirklichung seiner Ideen von der Regierung kräftig gefördert. Gerade damals, im Sommer 1810, stand nun die Einweihung des Tempels bevor<sup>1)</sup>, den Jacobson in Seesen neben der von ihm begründeten und nach ihm benannten Schule hatte erbauen lassen. An dieser Feier persönlich teilzunehmen war die nach dem Gesagten doppelt begreifliche Absicht des Präsektens Henneberg; mit der Reise nach Seesen aber wollte er einen Besuch seines Bruders in dem nahen Greene verbinden. In einem Briefe vom 27. Juli wünscht nun der Sohn dem Vater gute Erholung bei den Verwandten und fährt dann fort: „Ich glaube, daß es ihn — den Vater — mehr befriedigen wird, Greene zu sehen und einige Tage bei unserm Oheim zuzubringen als diesem hebräischen Feste beizuwohnen, bei dem man stets den Juden sehen wird trotz der Mühe, die er sich geben wird, sich in seiner Haut zu verstecken<sup>2)</sup>. Ich bin sehr neugierig von den Einzelheiten dieses Festes zu erfahren, das mit den zu Ehren der Hochzeit des Kaisers gegebenen Wettfeiern zu sollen scheint. Ich werde zweifellos bald durch die Zeitungen darüber aufgeklärt werden.“

Nächst Daru waren es zwei Würdenträger des Königreichs Westfalen, denen Karl Henneberg in

<sup>1)</sup> Nach Arnheim, Die Jacobson-Schule zu Seesen am Harz, Braunschweig 1867, S. 7, wurde sie am 21. Juli vollzogen. Das Futurum in Hennebergs gleich zu citirendem Briefe vom 27. Juli, der Antwort auf einen Brief vom 14. Juli, trifft also nicht mehr zu.

<sup>2)</sup> Eine etwas bissige Anspielung auf J's Bemühungen um Reform des jüdischen Kultus.

Paris seinen Besuch zu machen sich beeilte, der Minister-Staatssekretär, zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Fürstenstein, ursprünglich Lecamus geheißten, und der westfälische Gesandte am französischen Hofe Graf v. Winzingerode. Noch ein zweiter westfälischer Minister weilte damals zu Paris, der der Finanzen, Graf v. Bülow: er und Fürstenstein hatten König Jerome begleitet, als dieser Mitte März nach der französischen Hauptstadt aufgebrochen war, um die Vermählung Napoleons mit Marie Luise von Österreich feiern zu helfen, und gleich ihrem Herrn und dessen Gemahlin trafen sie erst im Juli in Kassel wieder ein. Auf einen Besuch bei Bülow verzichtete Henneberg von vornherein: er glaubte ihn mit Geschäften überhäuft — die verzweifelte Lage der westfälischen Finanzen machte ja endlose Verhandlungen mit der französischen Regierung nötig — und fürchtete deshalb ihn durch seine Aufwartung zu belästigen. Aber auch mit Fürstenstein gelang es ihm nicht in irgend welche Berührung zu kommen, während der Graf v. Winzingerode sich außerordentlich liebenswürdig gegen ihn erwies. Auf seinen Besuch hin, bei dem er übrigens nicht den Gesandten selbst, sondern nur seinen Sekretär Herrn v. Vinsingen, den vielgetadelten späteren Oberhofmeister der braunschweigischen Prinzen Karl und Wilhelm, antraf, erhielt er sofort eine Einladung zum Diner und bald darauf Billets für Festlichkeiten, wo sich vor seinen Augen die ganze Pracht des kaiserlichen Frankreichs entfaltete. Zunächst ward ihm so die Teilnahme an dem großen Feste ermöglicht, das die kaiserliche Garde der Vermählung Napoleons zu Ehren am 24. Juni, einem Sonntag, gab. Ähnliches, schreibt er darüber seinen Eltern, habe er nie gesehen und werde er auch wohl nie wieder sehen. „Denkt Euch nur: an 8000 Menschen in den reichsten Uniformen, alle Damen mit Juwelen überhängt — was für ein Anblick! — und dies alles in einem unermesslichen Saale; und nachher eben diese Menge in einem andern Saale immer zu 15 bis 20 Personen an kleinen Tischen beim Souper, das theils warm, theils kalt und größtentheils in Silber servirt wurde! Es ist unmöglich, eine solche Pracht zu beschreiben.“ Natürlich hatte der junge Braunschweiger auch etwas für sein Äußeres tun müssen: er war in einem französischen Kleide erschienen, das er sich für zwei Louisd'or geliehen hatte. Ein paar Tage später war es ihm dann vergönnt, eine Aufführung eines neuen, „Hector“ betitelten Dramas<sup>3)</sup> auf dem Theater des Schlosses von St. Cloud mit anzusehen, der nur der Hof, die bei Hofe vorgestellten und etwa dreißig andre Personen bewohnten — das Ganze gleichfalls ein höchst farbenreiches, prächtiges Bild. Verwunderlich

<sup>3)</sup> Offenbar: Hector, tragédie en 5 actes, par Jean Charles Julien de Lancival, 1809.

ist es, daß Henneberg mit keinem Worte des Einbruchs gedenkt, den die Fürstlichkeiten, insbesondere der Kaiser, bei diesen Festen auf ihn machten. Freilich hatte er das Kaiserpaar, sowie den König und die Königin von Westfalen bereits vorher bei einem Besuche des Théâtre Français gesehen. Es wurde der Cinna von Corneille gegeben, der Kaiser saß im Vordergrunde seiner Loge und schien viel Anteil an der Vorstellung zu nehmen. Außerdem registriert unser Gewährsmann, daß Napoleon bei der Gelegenheit Gegenstand der lebhaftesten Huldigungen gewesen sei. Das ist aber auch das einzige Mal, daß seiner in den Briefen nicht nur ganz oberflächlich Erwähnung geschieht, ein Umstand, der gewiß auffällig genannt werden darf.

Die lebhafteste Protektion, deren sich Henneberg, wie berichtet, seitens des Grafen v. Winzingerode anfänglich zu erfreuen hatte, ließ bald merklich nach. Infolgedessen bekam jener seitdem kaum mehr zu sehen und zu hören als irgend ein anderer Durchschnittsfremder: z. B. wähnt er den König von Westfalen noch in Paris, als dieser schon wieder in Kassel angelangt ist<sup>1)</sup>. Damit, wenn auch nicht allein damit, hängt es wohl zusammen, daß die Tagesereignisse der gewaltigen Hauptstadt bald ganz aus den Briefen verschwinden. Die letzten derartigen Mitteilungen finden sich in dem vom 5. Juli. Dort wird des furchtbaren Brandunglücks gedacht, das am 1. Juli dem zu Ehren des Kaisers und seiner jungen Gemahlin vom österreichischen Botschafter, Fürsten Schwarzenberg, veranstalteten Feste einen so graufigen Abschluß gegeben hatte, und weiter die prächtige Aus schmückung des Invalidendoms für die auf den 6. Juli anberaumte feierliche Beisetzung des Marschalls Vannes, Herzogs von Montebello, eines Opfers der Schlacht bei Aspern, kurz beschrieben. Weder über die eine noch die andere Sache wird hier irgend ein bislang unbekannter Umstand vorgebracht. Die Empfänger des Briefes aber werden wohl erst durch ihn einen richtigen Begriff von der ganzen Schrecklichkeit der Brandkatastrophe erhalten haben, denn der Westfälische Moniteur hatte in seinem Berichte<sup>2)</sup> das Mögliche an Abschwächung und Verschleierung geleistet.

Alles, was wir bis jetzt aus Hennebergs Parisier Briefen mitgeteilt haben, läßt die Frage noch gänzlich unbeantwortet, welchen Gewinn dem Reisenden der Aufenthalt in der Kapitale für seine Ausbildung brachte. Und um solches Gewinnes willen vor allem war er ja nach Paris gegangen, ausgerüstet, wie wir sahen, mit einem Empfehlungsbriefe Siméons. Wie hatte dieser Brief gewirkt? Henneberg beilegte sich nicht übermäßig ihn abzugeben.

<sup>1)</sup> Am 12. Juli schreibt er: Notre roi est encore ici, während der westfälische Moniteur bereits zum 11. Juli die Ankunft des Königspaares auf Napoleonshöhe meldet.

<sup>2)</sup> In Nr. 82 vom 10. Juli 1810, S. 371.

Am 21. Juni spricht er noch von seiner Absicht, es in den nächsten Tagen tun zu wollen, mit dem Zusage, daß er große Furcht vor dem Besuche bei Herrn Benoist habe. „Der Geschäftsgang in den französischen Bureauz, soweit ich diese bis jetzt kenne, ist völlig verschieden von dem bei uns üblichen. Man fertigt keine Klasse an, man schreibt gleich ins Reine und trägt dann die Briefe in die hierfür bestimmten Register ein, eine Arbeitsweise, die es unbedingt verlangt, daß man die Sprache vollkommen beherrscht.“ In dem Briefe vom 29. Juni wird dann über den acht Tage vorher abgesetzten Besuch und seinen Erfolg berichtet. Nach anderthalbstündigem Antichambrieren von Herrn Benoist freundlich empfangen, hat der Bittsteller den vorläufigen Bescheid erhalten, daß der Minister über sein Gesuch befinden müsse, und er sich in einigen Tagen endgültige Antwort holen möge. Diese hat dann gelaute: der Minister habe Benoist die Entscheidung überlassen; da nun dessen Bureau schon sehr stark besetzt sei, so könne er Henneberg nicht darin aufnehmen, indessen wolle er ihm erlauben, vorübergehend einen erkrankten Sekretär zu vertreten. An eben dem Tage, an dem der junge Mann seinen Eltern dies meldete, begann er seine neue Tätigkeit. Unterm 5. Juli schildert er sie folgendermaßen: „Ich bin seit der letzten Woche in die Bureauz des Innern eingeführt und zum Glück einem Bureauchef zugeteilt, der die Schwierigkeiten erkennt, die ich im Anfang haben muß, und der deshalb viel Rücksicht mit mir hat. Wie alle andern jungen Leute, die in diesen Bureauz angestellt sind, arbeite ich dort von 11 bis 4 Uhr<sup>3)</sup>. Ich befinde mich wieder genau in derselben Lage wie beim Eintritt in unsere Bureauz. Seit dem Tage nach meinem Antritt hat man mir kleine Ausfertigungen oder ‚minutes‘, wie man sie hier nennt, anvertraut. Ich mache Fehler, aber ich habe das Glück, unter einem Bureauchef zu arbeiten, der mich fast ebenso gut leitet wie unser Generalsekretär, der soviel Geduld und Güte für mich hatte. Der Geschäftsgang, dem man im Bureau des Innern folgt, ist durchaus derselbe wie bei uns und unterscheidet sich stark von dem, der in den meisten französischen Bureauz angenommen ist. Die Eingänge kommen unter die Augen des Bureauchefs, der auf ihnen mit wenigen Worten angibt, was damit geschehen soll, und sie dann zur Abfassung der minutes in seinem Bureau verteilt. Der Stil in den Briefen ist ausgezeichnet und ähnelt völlig dem, der in den Briefen unseres Justizministeriums beobachtet wird: er ist knapp, bestimmt und höflich. Überall bemerkt man, daß man den besten Willen hat, aber überall nimmt man auch dieselben Hindernisse wahr, die sich bei uns dem sichern Gange der Maschine entgegenstellen.“ Eine Woche später fühlt sich der

<sup>3)</sup> Ein anderes Mal sagt H., er arbeite bis 5 Uhr.

Braunschweiger in seinem französischen Ministerialbureau schon vollkommen heimisch. „Ich bin gewahr geworden, daß ich mindestens ebenso gut arbeite wie ein Auditeur, mit dem ich zusammen bin und der schon seit zwei Jahren im Bureau tätig ist. Herr Benoist, den ich inzwischen nicht wieder gesehen hatte, ist dieser Tage besonders in das Zimmer gekommen, in dem ich mich befinde, um mir seine Zufriedenheit zu bezeugen. Er hat mir gesagt, daß er den Brief beantworten werde, dessen Überbringer ich gewesen sei, und ich bin gewiß, daß er dabei von mir sprechen wird, ohne darum gebeten zu sein. Im allgemeinen ist es sehr leicht, diese Herren zufrieden zu stellen. Die Ausfertigungen bei uns waren schon meistens sehr leicht, aber in diesem Bureau sind sie es noch viel mehr, wenn man sich einmal an den hier eingeführten kurzen und bestimmten Stil gewöhnt hat.“ Was uns die bisher angeführten Stellen vermischen lassen, einen Hinweis auf die Gegenstände, die Henneberg zu bearbeiten hatte, das bietet die dritte und letzte, an der er über seine amtliche Tätigkeit spricht und die wir um so weniger übergehen dürfen, als sie ein scharfes Licht auf die geringe sprachliche Bildung des französischen Durchschnittsbeamten wirft. Man erinnere sich dabei, daß am 3. Juli 1810 König Ludwig von Holland abgedankt hatte, ein Ereignis, das unserm Freunde den Ausruf entlockte: „Glücklich, wer von einem Throne herabzusteigen versteht, auf dem er sich nicht mehr mit Würde behaupten kann“. Am 27. Juli schreibt er dann: „Ich arbeite zur Zeit in meinen Bureaux an der Einverleibung Hollands, wenigstens habe ich lehthin an die Landdrosten der verschiedenen neuen Departements um Nachrichten über die gegenwärtige Verwaltung dieses Landes geschrieben. Eine Anekdote hat vielleicht veranlaßt, daß man mir diese Arbeit übertragen hat. Ich sah vor kurzem den Chef, dem ich zugewiesen bin, eifrig mit Suchen nach einer Stadt auf einer holländischen Karte beschäftigt. Alle übrigen Herren im Bureau eilten herbei und suchten auch, aber vergeblich, obwohl die Stadt eine der größeren sein mußte, von 16 bis 18 000 Einwohnern. Endlich fragte ich nach ihrem Namen. Es war Bois-le-Duc oder Herzogenbusch, wie sie bei uns heißt. Auf der Karte stand nur der zweite Name, und die Herren würden vielleicht noch lange gesucht haben ohne den Beistand eines armen Deutschen.“

Obgleich der „arme Deutsche“, wie wir sahen, von Herrn Benoist ursprünglich nur als Vertreter eines erkrankten Beamten zugelassen worden war, scheint er doch bis gegen das Ende seines Pariser Aufenthalts im Ministerium des Innern gearbeitet zu haben. Freilich reiste er schon am 19. August wieder ab, d. h. etwa neun Wochen nach seiner Ankunft in Paris und etwa sechs nach seinem Eintritt ins Bu-

reau. Er hielt also das Vierteljahr, das er eigentlich in der Hauptstadt hatte bleiben wollen, nicht aus, und verschiedene Gründe waren es, die ihn dahin beeinflussten. Sagt er auch einmal, „es gibt keinen Ort, wo ich mich so amüsiert habe und wo ein Aufenthalt nutzbringender ist,“ so lassen doch andere Stellen erkennen, daß er in Paris nicht durchaus seine Rechnung fand. Zu einem regen und anregenden Verkehr mit Parifiern brachte er es nicht. Er klagt über die hochmütige Gleichgültigkeit, mit der ihn ein Herr De Bail, früherer Kriegskommissär in Braunschweig und gewiß häufiger Gast im Hennebergischen Hause, behandelt habe, er erwähnt, daß er auf seinen Empfehlungsbrief an die großen Bankiers Laffitte und Rougemont, den er offenbar seinem Schwager Löffbede verdankte, nicht einmal zu einer Suppe eingeladen worden sei, er fällt über die Pariser Gesellschaften das Urteil, daß sie sich zwar durch die Güte und Mannigfaltigkeit leiblicher Nahrung auszeichneten — dreißig Gerichte seien nichts Seltenes —, daß es aber außerordentlich steif und langweilig bei ihnen hergehe, weshalb er viele Empfehlungsbriefe gar nicht abgegeben habe. Mit seinem liebenswürdigen Reisegefährten Docagne kam er zwar häufiger zusammen, der Hauptsache nach jedoch sah er sich für seinen täglichen Verkehr auf deutsche Bekannte angewiesen und hatte somit weniger Gelegenheit, sich im mündlichen Gebrauche der französischen Sprache zu vervollkommen, als er wünschen mußte. Namentlich zu Beginn seines Aufenthalts scheint er infolgedessen ein gewisses Unbehagen empfunden zu haben und in dieser Stimmung ging er um so leichter auf einen schon an sich sehr lockenden Vorschlag ein, der seine vorzeitige Abreise aus Paris verlangte. Gleich nach seiner Ankunft machte er nämlich die Bekanntschaft eines Dr Gmelin, des Sohnes eines Göttinger Professors<sup>1)</sup>, „eines jungen Mannes von bestem Charakter und reichen Kenntnissen“. Dieser erzählte ihm, daß er Anfang Julis eine Reise nach Italien antreten wolle, sie indes noch einige Zeit hinauschieben würde, wenn er dadurch einen Reisegefährten gewinnen könne. Ohne Schwierigkeiten, wie es scheint, ließ sich Henneberg, der den glühenden Wunsch hatte, Italien kennen zu lernen, zur Teilnahme hereden; er bedang sich nur aus, daß Gmelin bis Ende Augusts warten solle. Schließlich wurde dann aber auf Gmelins Drängen doch schon der 19. August als Reisettermin festgesetzt. Erst am Tage zuvor traf die Antwort der Eltern Henneberg auf die reichlich spät an sie gerichtete Bitte ihres Sohnes um Gutheißung seiner Reisepläne ein. Sie erteilten ihre Erlaubnis mit der Einschränkung, daß Karl noch bis Ende Septembers in Paris bleiben solle. Dieser aber, der schon alle Reisevorberei-

<sup>1)</sup> Des Mediziners Johann Friedrich Gmelin, geb. 1748, gest. 1804.

tungen getroffen hatte, folgte der elterlichen Weisung nicht, sondern reiste mit Gmelin ab: er rechnete darauf, daß die Seinigen, vor die vollendete Tatsache gestellt, sich zufrieden geben würden, was sie denn auch wohl oder übel taten.

## Ein Gräberfeld und eine Töpferwerkstätte aus der Völkerwanderungszeit.

Wacht km östlich von Braunschweig an der Straße nach Helmstedt liegt das Dorf Cremlingen. 900 m WSW dieses Dorfes erhebt sich eine breitrückige Anhöhe, der Ehler-Berg, auf dem eine Riesgrube sich befindet. Nur ungefähr 30 m nördlich der Riesgrube bemerkt man eine umfangreiche dunkle Stelle, an der sich vor 60 Jahren noch ein mit Eßkerngesträuch (daher der Name der Anhöhe) bestandener Sumpf befand. Heute ist der Sumpf (in Tiefe von wenig mehr als  $\frac{1}{2}$  m stößt man auf Driftstein) durch Drainierung trocken gelegt. An den Abhängen des Ehlerberges (von der Riesgrube w. 250 m, ö. 100 m) treten kleine Quellen zu Tage. Der Platz war also, zumal er mitten in gutem Ackerboden liegt, zu einer vorgeschichtlichen Siedelung durch Höhenlage und Wasserreichtum geradezu praedestiniert. Er scheint denn auch schon in neolithischer Zeit bewohnt gewesen zu sein. Wenigstens fand sich am Westabhange ein Schuhleistenkeil in Tiefe von ca. 40 cm. Weitere Spuren dieser Epoche werden durch die spätere Siedelung und durch die Bestellung der Felder vernichtet sein.

Schon sein langer Zeit hat man auf dem Ehlerberge Tonscherben ausgepflügt, ab und zu wohl auch eine ganze Urne zu Tage gefördert. Eine solche Urne ist mit der Sammlung Thiele in den Besitz des herzoglichen Museums gelangt. Einige Tonscherben, die bei der Anlage von Spargelfeldern sich fanden, besitzt Herr Geh. Hofrat Professor Dr W. Blasius. Als nun im letzten Sommer in der erwähnten Riesgrube eine Urne unverfehrt gehoben wurde, die das städtische Museum erwarb, entschloß ich mich, das Gräberfeld durch eigene Ausgrabungen näher zu untersuchen. Die Besitzer der in Frage kommenden Felder, Herr Landwirt Richard Weber, Frau Ww. Weber und Herr Tischlermeister Wiegmann in Cremlingen, gaben mir, wie ich dankend hier anerkenne, in freundlichster Weise die Erlaubnis, auf ihrem Eigen zu graben, und Herrn Wiegmann habe ich außerdem für seine zahlreichen sachdienlichen Auskünfte zu danken.

Die Ausgrabungen, die ich, z. T. mit freundlicher Unterstützung der Herren Oberlehrer Lüthmann, Dr med. Haake und Zollsekretär Benze, im letzten Herbst vornahm, hatten folgendes Resultat. Unter einer Humusschicht von durchschnittlich 30 cm Stärke (an einigen Stellen, wo der Boden abgeschwemmt ist, beträgt sie kaum 10 cm) lagert Lehm- oder Sand-

boden, in dem, unmittelbar unter der Humusschicht, ohne jede Steinpackung die Urnen stehen. Es ist daher zu verstehen, daß sie mit wenigen Ausnahmen schon vom Pfluge gefaßt und in ihren oberen Teilen ganz oder teilweise zerstört sind. Die Anordnung der Urnen ist reihenförmig, und zwar derart, daß von Urne zu Urne eine Abstand von 3 m, von Reihe zu Reihe ein solcher von  $1\frac{1}{2}$  m ist, und die Urnen der einen Reihe auf der Rücke von denen der nächsten Reihe stehen. Soweit sich nach den bisherigen Ausgrabungen — ich habe gegen 60 Grabstellen freigelegt — und nach den Scherbenfunden beurteilen läßt, zog sich das Gräberfeld in weitem Bogen um die erwähnte dunkle Stelle, wahrscheinlich ursprünglich eine starke Quelle. Es müssen jedenfalls mehrere Tausend Gräber sich dort befinden oder befinden haben, und ein so umfangreicher Friedhof setzt eine große Ortschaft voraus. Die Zeit der Ausgrabungen ist auf den Spätherbst infolge der Bebauungsverhältnisse beschränkt, es war mir daher noch nicht möglich, eine Wohnstätte freizulegen. Innerhalb des Gräberkreises glaube ich auf eine solche gestoßen zu sein: unter der Humusschicht fand sich auf dem Sande eine Kulturschicht von großer Ausdehnung. Da an jenem Tage aber das Wetter sehr schlecht war und mir nur ein Arbeiter zur Verfügung stand, so habe ich die Ausgrabung, um nichts zu verschleiern, unterbrochen und die Stelle, nachdem sie festgelegt war, vorläufig wieder zuwerfen lassen.

Was nun die Zeit anlangt, in die das Cremlinger Gräberfeld zu setzen ist, so deutet schon die höchst einfache Art der Urnenstellung auf eine junge Epoche hin. An Beigaben ist nur verschwindend wenig bis jetzt zu Tage gefördert, und unter diesem Wenigen kein Stück, das einen sicheren Anhalt für genaue Zeitbestimmung gäbe. Urnenharz fast in jeder Urne, dann eine dunkelblaue, geschmolzene Glasperle, ein Stückchen Eisenblech, ein Stück einer Knochenplatte, mit konzentrischen Kreisen ornamentiert, und in einer Kinderurne, in der ein Milchzahn lag, ein Teil eines durchlochten Weinringes, vielleicht ein sogen. Zahnring — das ist alles, was sich außer den Resten von Menschenknochen in ca. 60 Gräbern fand. Wir sind also auf Form und Ornamentik der Urnen angewiesen. Diese sind, was die Güte des Tons anlangt, sehr verschieden. Einige haben nur dünne Wandungen, andere sind sehr stark mit Steinchen durchsetzt und roh in der Ausführung. Die ersteren sind innen und außen meist schwarz, aber nicht von dem glänzenden Schwarz, wie wir es häufig bei Urnen aus der römischen Zeit finden, sondern stumpf. Die Farbe ist sonst rötlich bis gelblich grau außen, innen häufig grauschwarz. Alle bis jetzt gefundenen Urnen sind hantellos, und es herrscht die niedrige Schalenform vor. Sehr häufig ist der obere Rand nach innen eingebogen (s. Fig. 1). Sie ähneln also in ihrer Form sehr den Urnen der Gräberfelder von Butzow, Kreis

Fig. 2.

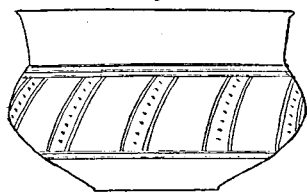


Fig. 1.

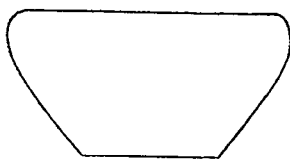


Fig. 3.

( $\frac{1}{4}$  bzw.  $\frac{1}{2}$  natürlicher Größe).



Fig. 5.

Westhavelland<sup>1)</sup>, und wie hier Urnen von älterer Form vorkommen, so auch auf dem Ehlerberge, und zwar in der Reihe mit jüngeren Formen zusammen. Ähnliche Urnenformen lieferten auch die Skelettgräber bei Salem, Amt Überlingen (Baden)<sup>2)</sup>, bei Wenigumstadt (Mittelfranken)<sup>3)</sup> usw. Über die Urnen von Salem sagt Lindenschmit: „Einige Stücke würden, aus Gräbern der La Tène-Periode erhoben, durchaus nicht auffallen“. Dieser Satz kann auch für unsere Urnen uneingeschränkt gelten. Was bis jetzt von dem Gräberfelde bei Cremlingen aufgedeckt ist, gehört nach Vergleichung mit ähnlichen Funden dem 4.—5. nachchristlichen Jahrhundert an.

Ornamente sind nur mäßig verwendet. Einmal war eine blumentopfförmige, künstlich gerauhete kleine Urne durch Fingernägeleindrücke, die in einer Reihe sich um den oberen Teil des Gefäßes ziehen, verziert. Auch schwache rillenförmige Vertiefungen, die um die obere Bauchkante laufen, sind selten. Häufiger kommen, besonders auf den besseren schwarzen Gefäßen, wagerecht verlaufende eingeritzte Linien vor, die von handförmig angeordneten, in der Mitte mit Punktstrichen versehenen, schräglaufenden verbunden werden (s. Fig. 2)

Die nächste gleichzeitige Siedelung findet sich ca. 1700 m nordwestlich vom Ehlerberge am Weddeler Berge. Weitere 6 km nordwestlich liegt (700 m nord-östlich vom Dorfe Quernum) eine Sanddüne, in der ich die Reste einer Töpferwerkstätte aus derselben Zeit aufdeckte. Die Südostseite der Düne ist bereits abgetragen, sodaß sie zur Zeit im Querschnitt sich zeigt. 1,6 m unter der heutigen Oberfläche läuft auf der Nordostseite eine 10—20 cm starke Kulturschicht, die stark mit Holzkohlen, zerschlagenen Steinen und Töpfscherben durchsetzt ist. Herr Stadtgeometer Kahle hatte bereits, ehe ich meine Ausgrabungen dort begann, eine Anzahl von Scherben aus dem Sande aufgefunden und war durch den Umstand, daß sich zwischen

den Scherben zahlreiche zerschlagene Steine von demselben Material, wie es als Zusatz zu den Gefäßscherben benutzt war, fanden, zu der Ansicht gelangt, daß einst an dem Dünenhange Töpfe gefertigt und gebrannt seien. Diese Ansicht ist durch meine Ausgrabungen durchaus bestätigt. Als ich einen großen Teil der jetzigen Oberfläche bis zu der schwarzen Schicht hatte abheben lassen, ergab sich folgendes Bild. Die Kulturschicht, die unmittelbar auf dem Sandboden auflag, zerfiel in mehrere Teile von je ca. 2 m Durchmesser. Die Mitte eines solchen Rundteiles war am stärksten (ca. 20 cm) und schwärzesten, nach den Rändern zu flaute es an Stärke und Färbung ab. Irgend eine Steinsetzung, die auf eine Herdanlage schließen ließe, war nicht vorhanden. Die Anlage von Hütten ist auf dem Abhange dieses leichtbeweglichen Dünenlandes überhaupt ausgeschlossen. Es können nur offene Feuer gewesen sein. In und neben den Brandstellen lagen nun, wie erwähnt, sehr viele Töpfscherben, niemals aber fand sich ein ganzes Gefäß. Die Scherben, die nach dem Zentrum der Feueranlage zu lagen, waren sehr stark gebrannt, weit stärker, als man es sonst bei vorgeschichtlichen Gefäßen findet. Sie stammen jedenfalls von beim Brande zersprungenen Töpfen, die dann in der Glut liegen blieben und einen wiederholten Brand auszuhalten hatten. Außerdem fanden sich neben der Feuerstelle zerstreut viele zerschlagene Steine, meist von ungefähr Faustgröße, die man, wie gesagt, als Tonzusatz verwendete. Das Beweise für den Zweck der Anlage aber waren rohe Tonklumpen, noch unverarbeitet und ungebrannt, neben der Feuerstelle. Und zu einer Töpferwerkstatt eignet sich der Platz auch vorzüglich. Auf dem trockenen Sandboden war leicht ein Feuer zu entzünden und man wurde beim Arbeiten nicht durch Schmutz gehindert. Der Sand selbst konnte als Beimengung zu dem Tone, der in nächster Nähe in den Schunterwiesen ansteht, verwendet werden, und das nötige Wasser bot die Schunter. Ich selbst habe versucht, aus dem Ton der Schunterwiesen Gefäße zu bilden, und habe die Technik der auseinander gelegten Tonwülste angewendet. Unterlage war ein einfaches Brett. Der Ton wurde benutzt, wie er aus dem Erdboden gehoben war, mit allen Unreinlichkeiten, aber auch ohne Zusatz von Steinchen oder Sand. Später habe ich auch Ton mit Zusatz von Steinchen in gleicher Weise verarbeitet. Dabei habe ich bisher folgende Erfahrungen gemacht. Der Versuch, ein Gefäß aus dem durchgekneteten Ton wie aus Modellierwachs zu formen, mißlang völlig, die Wandungen rissen stets wieder auseinander. Ich legte dann Wulst auf Wulst, versuchte aber von vornherein dem Gefäß eine bestimmte bauchige Form zu geben. Auch dieser Versuch mißlang, da die überstehenden Wülste zusammenrutschten. Nun formte ich den Boden aus spiralförmig gelegten Wülsten, verstrich sie mit dem

<sup>1)</sup> Boß und Stimming, Vorges. Altertümer aus der Mark Brandenburg 1890. Abt. VI.

<sup>2)</sup> Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Band V, Tafel 5.

<sup>3)</sup> A. a. O. Tafel 6.



nassen Finger (mit nassen Händen muß man stets arbeiten) und legte Wulst auf Wulst zu einem Cylinder. Jetzt hielt der Ton vorzüglich, und als ich die Innen- und Außenwände derart unter reichlichem Aufwand von Wasser verstrichen hatte, daß von den einzelnen Wülsten nichts mehr zu sehen war, ließ sich das Gefäß beliebig und leicht formen. Indem ich einen (naßen) Holzlöffel gegen die innere Wandung hielt, konnte ich durch Schläge mit einem zweiten (nassen) Holzlöffel auf die Außenseite, die Technik des Treibens mit Erfolg anwenden. Aber auch allein durch Fingerdruck ließ sich das Gefäß bequem formen. Ein abermaliges Verstreichen der Oberfläche mit sehr nassem Finger nahm ihr die letzten Unebenheiten. Kleinere Änderungen konnten auch noch, nachdem das Gefäß einen Tag zum Trocknen gestanden hatte, mit dem Messer vorgenommen werden. Vorweg sei bemerkt, daß nach dem Brande an den Gefäßen nichts mehr, auch im Bruch nicht, von den Wülsten zu beobachten war. Gebrannt habe ich die Töpfe auf offenem Herde in trockenem und frischem Holz. Bei letzterem (Fichtenzweige) be- rußte zwar das Gefäß zunächst, aber als die Hitze stärker wurde, verbrannte dieser Ruß wieder, und ich konnte den aus dem Querumer Ton hergestellten Topf rötlich gefärbt aus dem Feuer nehmen. Als ich ihn dann aber mit etwas Fett gefüllt abermals dem Feuer aussetzte, zog das Fett in die Wandungen ein, verbrannte, und der Topf war innen und außen haltbar schwarz. Denselben Erfolg erzielte ich bei einem anderen Gefäße, das ich bereits vor dem Brennen mit Fett bestrichen hatte. Auch durch Frucht- saft (Zucker) wird man zu gleichem Resultate gelangen. Mein Versuch in dieser Richtung gelang nicht völlig, da ich zu wenig von dem Saft auf die Außenseite aufgetragen hatte und daher nur eine strichweise Schwarzfärbung erhielt. Sehr in die Augen fallend ist das Beschränken des Schwindens durch Zusatz von Steinchen. Zwei kleine terrinenförmige Gefäße (6 und 7 cm hoch) differierten vor dem Brande in der Höhe um 1 cm, das kleinere hatte Steinchen- zusatz, das größere nicht. Nach dem Brande waren sie gleich hoch.

Außer den Tonscherben, Steinen und Tonklumpen fanden sich neben den Feuerstellen eine bronzene Riemenzunge in Pincettenform (s. Fig. 3) und 2 wallnußgroße Stücke einer weichen roten Masse, die an der Luft erhärtete. Ein gleicher Fund wird in der Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, I, S. 127 erwähnt, und auch in unserer Gegend hat man sonst öfter derartige rote Stückchen gefunden. Ich kann heute keine Er-

klärung für diese Gegenstände geben, da ihre che- mische Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Be- merkt sei nur, daß ein Stückchen der Masse selbst nach tagelangem Liegen im Wasser nicht einmal auf der Oberfläche wieder weich wurde, während das Wasser ziegelrote Färbung annahm. — Die Tonscherben lassen auf gleiche Formen schließen, wie sie die Gefäße auf dem Ehlerberge aufwiesen. Auch die Ornamente sind zum Teil dieselben (s. Fig. 4). Als Besonderheit zeigen einige Scherben leichte Buckelung (s. Fig. 5).

Braunschweig.

Dr F. Fuhse.

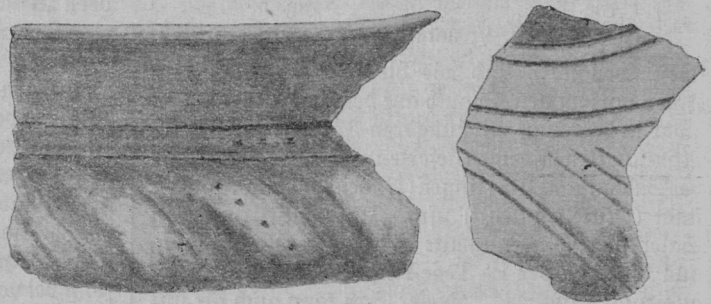


Fig 4. ( $\frac{1}{2}$  natürl. Größe).

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

### 32. Sitzung zu Braunschweig am 1. Februar 1904.

Oberlehrer Gunze hielt seinen angemeldeten Vor- trag über den Humanisten Curicius Cordus, der im Drucke erscheinen wird.

Dann sprach Hofopernsänger Sieb über Kurorte und merkwürdige Bräuche aus dem Harz und der Wesergegend. Die Mitteilungen über den Harz er- streckten sich auf die Grafschaft Hohnstein und die Grafschaften Stolberg und Roßla. Verordnungen aus der letzten Hälfte des 17. und aus dem 18. Jahrhundert boten allerlei Merkwürdigkeiten; na- mentlich auf dem Gebiete der Schulmeisterbesoldung kommen seltsame Gebräuche zur Sprache, die sich zum Teil bis heute erhalten haben. Auf demselben Gebiete gab Redner ergötzliche Anekdoten zum Besten, die sich in der Wesergegend ereignet hatten.

Gutsbesitzer Basel zeigte zum Schlusse einen 1902 bei Hessen gefundenen Bronzering vor, den er für einen Weinschmuck aus der Bronzezeit erklärte.

### 33. Sitzung zu Wolfenbüttel am 15. Februar 1904.

Gutsbesitzer Basel aus Beierstedt sprach über graphische Arbeiten von Mitgliedern unseres Fürsten- hauses, die er fast sämtlich vorlegte, und Archivrat Dr Zimmermann über Stammbücher im allgemeinen und das Philipps von Damm im besonderen. Über beides wird später Näheres mitgeteilt werden.

Der heutigen Nummer liegt bei, eine Preislifte von Gebr. Blum in Goch Rheinl., der Beachtung der Leser empfohlen.

Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Druck von Robert Angermann, Wolfenbüttel.



# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

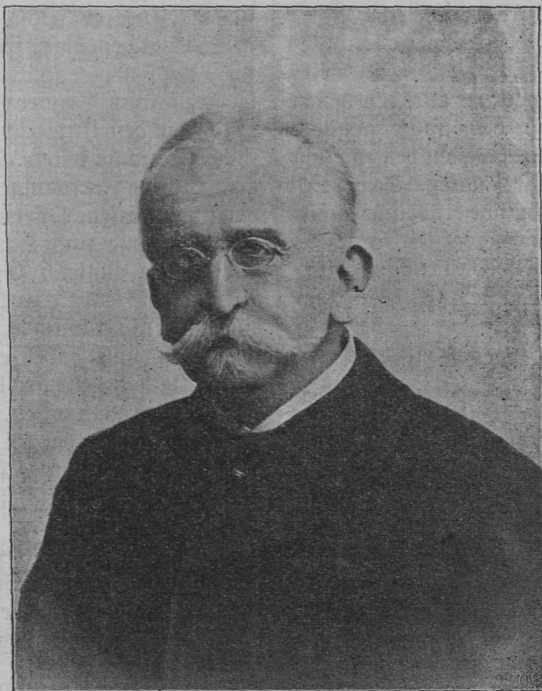
April.

Nr. 4.

[Nachdruck verboten.]

## Ludwig Hänselmann †.

Am 4. März dieses Jahres feierte Ludwig Hänselmann im frohen Kreise seiner zahlreichen Freunde die Vollendung seines 70. Lebensjahres<sup>1)</sup>. Es war ein schönes, aufs beste gelungenes Fest, das allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Der Jubilar war in der letzten Zeit äußerlich merklich gealtert, aber geistig zeigte er noch die alte Frische. Den ernstesten und launigen Anreden, die an ihn ergingen, wußte er in der ihm eigenen Weise mit Worten warmer Herzlichkeit, abgeklärter Weisheit und köstlichen Humors zu erwidern. Wer ihn so hörte, der glaubte bei ihm noch auf eine längere, ruhige Lebenszeit, auf glücklichen Abschluß so mancher begonnenen Arbeit hoffen zu dürfen. Aber leider trotz dieser Glaube. Es ist, als ob diese Feier den Abend seines Lebens noch mit einem letzten sonnigen Glanze vergolden sollte. Denn genau drei Wochen später, da folgten dieselben Freunde dem Sarge des Entschlafenen. Ein plötzlicher Tod hatte am Mor-



gen des 22. März seinem Leben ein Ende gemacht. Geschaß es auch zu früh für die Geschichtsfunde seiner Vaterstadt, die mit ihm ihren verdientesten Forscher verliert, so ist es doch ein ungewöhnlich arbeits- und erfolgreiches Leben, das nun abgeschlossen vor uns liegt. Der Tätigkeit dieses Lebens aber in Dankbarkeit zu gedenken, hat kein Blatt mehr Anlaß als das unserige, an dessen Begründung der Entschlafene wesentlich beteiligt war, dessen Fortgang er unausgesetzt mit werktätiger Teilnahme verfolgte, das also nur eine Pflicht schuldiger Pietät erfüllt, wenn auch es ihm einen Kranz dankbarer Erinnerung auf das Grab legt.

Karl Georg Ludwig Hänselmann ist am 4. März 1834 in Braunschweig geboren. Er vereinigte in sich süddeutsches und norddeutsches Blut. Sein Vater Christian H. († 17. Dez. 1874) stammte aus Stuttgart und hat in seiner Sprache lebenslang den schwäbischen Landsmann nicht verleugnet; seine Mutter Henriette, geb. Duckstein, war eine Braunschweigerin.

Dem Elternpaare war außer diesem Sohne noch ein jüngerer, Wilhelm, geboren, der lange Jahre als Tonkünstler, Musiklehrer und Schriftsteller in Braunschweig tätig war und am 10. Dezember 1882 in Jüten gestorben ist. Der Vater besaß hinten lieben Frauen eine Schriftgießerei. So wurde der Erst-

<sup>1)</sup> Vgl. über diese Feier den Bericht in den Braunschw. Anz. Nr. 56 vom 6. März 1904.

geborene schon frühzeitig mit der „schwarzen Kunst“ bekannt, und es lag ihm wohl eine angeborene Neigung im Blute, wenn der Sinn für alle Zweige der Typographie sich allmählich zu so hoher Feinheit und zu einer so festen Geschmacksrichtung bei ihm ausbildeten. Seit dem Jahre 1840 besuchte er die benachbarte Waisenhausschule, von der er 1846 auf das Progymnasium überging. Nachdem er dieses und später das Obergymnasium durchlaufen hatte, bezog er zu Ostern 1853 aufs beste vorbereitet die Universität Jena. Nach dem Gymnasialprogramm wollte er sich der Theologie widmen. Aber lange hat diese Absicht jedenfalls nicht vorgehalten. Er hatte in Braunschweig bei Wilh. Altmann einen vorzüglichen Geschichtsunterricht und dabei große Freiheit in der Wahl der schriftlichen Arbeiten gehabt, für die er sich stets geschichtliche Themata stellte. So kam er schon auf die Hochschule mit starken geschichtlichen Neigungen und trefflichen historischen Kenntnissen. Diese hatte in Jena Joh. Gustav Droysen schon bei einem anderen Braunschweiger kennen und schätzen gelernt, bei Wilhelm Rossmann, der zwei Jahre früher dieselbe Bahn wie Hänselmann gezogen und ein Lieblingschüler Droysens geworden war<sup>1)</sup>. So kam es, daß dieser auch den jüngeren Braunschweiger mit den besten Erwartungen aufnahm und dem sonst geübten Brauche entgegen sofort zu den Arbeiten des von ihm geleiteten historischen Seminars zuließ. Sechs Semester lang hat er diese vorzügliche historische Schulung genossen; es war seine eigentliche Lehrzeit, deren er stets mit aufrichtiger Verehrung und in- niger Dankbarkeit für den Meister zeitlebens gedacht hat.

Droysen stand damals auf dem Höhepunkte seiner fruchtbaren Lehrtätigkeit. Die eigenartigen Zustände der kleinen damals noch völlig weltentrückten Universität gestatteten zwischen Lehrer und Schüler weit engere Beziehungen, als sie heutzutage sich entwickeln können. So konnte und mußte der geistig ebenso bedeutende wie persönlich lebenswürdige Mann bei dem strebsamen Jünglinge einen gewaltigen Eindruck hervorbringen. Er war bald ganz in seinem Banne, und die Folge war, daß Hänselmann allmählich den Entschluß faßte, ganz der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften sich zu widmen. Droysen veranlaßte ihn, eine Darstellung des Lebens und Wirkens des Dominikaners Joh. Nider zu unternehmen, der in der Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts als Universitätslehrer, Prediger, Seelsorger, Reformator seines Ordens und der Weltgeistlichkeit, Mitglied des Basler Konzils und namentlich als Unterhändler mit den Hussiten eine bedeutende Rolle gespielt hat. Hänselmann hat weit- schichtige Vorarbeiten für diese Aufgabe zusammen-

gebracht, sie aber auch später nicht zu Ende geführt, da bald andere dringlichere Aufgaben an ihn herantraten. Denn sich ganz den Wissenschaften zu widmen und etwa die akademische Laufbahn einzuschlagen, fehlten die Mittel. Ein Schul- oder Kirchenamt aber zu übernehmen, hinderte ein Gehörleiden, das sich schon zu jener Zeit sehr verschlimmert hatte. Droysen hat ihn schon damals halb ernst-, halb scherzhaft wiederholt als künftigen Archivar seiner Vaterstadt Braunschweig bezeichnet, aber hier standen vor der Hand die Aussichten dazu recht schlecht. Als er seinem alten Lehrer Altmann gegenüber so etwas verlauten ließ, tröstete ihn dieser: „So lange Sie leben, werden hier hundert Thaler für solch einen Luxusbeamten nie übrig sein.“ So mußte er sich denn zuerst dazu verstehen eine Hauslehrerstelle zu übernehmen, die ihm einige Studienfreunde in ihrer Mecklenburgischen Heimat verschafften. Es war bei der Familie von Schulze auf Ludorf, wo er zwei Jahre verweilte. Die Beziehungen zu der altvornehm gesinnten, lebenswürdigen Familie haben bis zu seinem Tode bestanden, und er selbst hat diese Zeit stets um so mehr in angenehmer Erinnerung behalten, als er hier auch seine spätere Lebensgefährtin kennen lernte, Fanny Waudroz aus Olon (Kanton Waadtland), die den Unterricht der Kinder in der französischen Sprache leitete. Dann führten ihn familien- geschichtliche Forschungen, für die er sich hier hatte gewinnen lassen, Ostern 1859 in das Großherzogliche Geheime und Hauptarchiv in Schwerin und gaben ihm zugleich Gelegenheit, den praktischen Archivdienst kennen zu lernen unter G. C. F. Bisch, einem ebenso tüchtigen Beamten wie vielseitigen Gelehrten und dabei einer durchaus originellen Persönlichkeit. Gar drollig wußte Hänselmann später von dem geistvollen, trunkfesten alten Herrn zu erzählen und von der bei aller Gründlichkeit schnellen und leichten Art seines schriftstellerischen Schaffens, die er selbst sich freilich niemals hat zu eigen machen können.

Ende des Jahres 1859 kam Hänselmann nach Braunschweig zurück. Seine Heimkehr geschah unter einem glücklichen Sterne. Aller Orten in der Stadt rüstete man sich für das Jahr 1861 zur Feier des 1000jährigen Bestehens der Stadt. Die Stimmung zumal der leitenden Kreise war dadurch weit mehr als zuvor historisch gerichtet. Es war der allgemeine Wunsch und erschien als eine Ehrenpflicht, bei dieser Gelegenheit doch auch ein Denkmal der reichen geschichtlichen Vergangenheit der Stadt aufzurichten. Man wollte zugleich das Stadtarchiv in andere würdigere Räume bringen; man plante die Errichtung einer städtischen Bibliothek und eines städtischen Museums. Für alles dies aber war die Kraft eines wirklichen Beamten erforderlich, man konnte solche Aufgaben nicht länger durch freiwillige Ar-

<sup>1)</sup> Dr. Mag. 1901 S. 41 ff.

beit bewältigen. Das war im wesentlichen bislang der Fall gewesen. Aus jahrzehntelanger arger Verwahrlosung hatte das Archiv der Stadt der Stadtdirektor Wilhelm Bode gerettet. In seinen eigenen Mußestunden und zumeist mit unbezahlten Hilfskräften hatte er, selbst für die Sache begeistert und Andere dafür begeisternd, das Archiv wie die Bibliothek neu geordnet und so mit gewaltiger Arbeitskraft eine neue Grundlage geschaffen, auf der mit Erfolg weiter gebaut werden konnte. Er selbst war 1848 aus dem Dienste geschieden, am 20. April 1854 gestorben, in den amtlichen Kreisen der Stadt aber hatte sich niemand für die Fortsetzung seiner Bestrebungen gefunden. Erst zu Anfang des Jahres 1860 traten seine jüngeren Mitarbeiter Ahmann, Dürre, Hefenmüller, Westphal, sein Sohn Kreisrichter W. Bode u. a. wieder zusammen und gründeten einen Archivverein, dem sich aus Wolfenbüttel der Bibliothekar Dr. K. L. Bethmann anschloß. In diesen Kreis trat nun auch sogleich Ludwig Hänselmann ein und bald fiel ihm der Hauptteil der Arbeit zu. Er wurde der Herausgeber des Urkundenbuches, das man zu veranstalten beschloß. Die Grundsätze, nach denen diese Arbeit gemacht werden sollte, hatte besonders der als Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica bewährte Dr. Bethmann aufgestellt, und auf seinen Rat geschah es auch, daß in den ersten Band des Werkes die Rechts- und Verfassungsdenkmäler der Stadt für die ganze Zeit ihrer Selbstherrlichkeit, also bis zum Jahre 1671, aufgenommen wurden, somit weit über den Zeitpunkt hinaus, bis zu dem man Urkundenbücher zu führen pflegte. Die erste Abteilung dieses Bandes erschien schon 1861 im Jubiläumsjahre und enthielt die mittelalterlichen Statute und Rechtebriefe, die zweite umfanglichere 1873. Dann trat in diesem Werke eine längere Pause ein, da es zunächst andere Aufgaben zu bewältigen galt. Von der Fachkritik wurde übrigens dieses Werk mit ungeteiltem Beifall aufgenommen.

Inzwischen war Hänselmann bereits 1860, zunächst diätarisch, mit der Aufsicht über das Stadtarchiv betraut. Er führte es zu Pfingsten 1863 aus den Kreuzgängen der Brüdernkirche, in denen es in Ermangelung besserer Räume vorläufig untergebracht worden war, in das für diesen Zweck umgebaute Neustadtrathaus über. Eine kurze Übersicht über das Archiv hat Hänselmann um diese Zeit in den „Nachrichten über das Stadtarchiv zu Braunschweig“ verfaßt, die im September d. J. der zu Braunschweig abgehaltenen Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine übergeben wurden. Im Neustadtrathause waren zugleich auch die Stadtbibliothek und das neugegründete städtische Museum untergebracht, die 1861 ebenfalls Hänselmann unterstellt wurden. Die Bibliothek blieb auch in der Folge mit dem Archive

in engster Verbindung, in lockerer das städtische Museum. Denn hier ist es in erster Linie die unermüdlige Sammeltätigkeit des Dr. Karl Schiller, später der stille emsige Fleiß des Major Wegener gewesen, die die schönen Erfolge dieser Anstalt zeitigten und die Schätze zusammenhäufte, die dann in den letzten Jahren, wo namentlich auch Dr. Richard Andree die Sammlung der ethnologischen und volkundlichen Abteilung auf das wirksamste förderte, den Neubau eines städtischen Museums und die Anstellung eines besonderen Museumsdirektors erforderlich machten. Damit schied Hänselmann ganz von der Leitung dieser Anstalt aus. Sein Hauptwirkungsfeld war auch vorher stets das Archiv gewesen, und es entspricht dem, daß er im Jahre 1865 seine feste Anstellung als Stadtarchivar erhielt.

Für ihn selbst und für die Stadt war es ein Glück, daß so ein Mann in dieses Amt rückte, der in ihren Mauern geboren und groß geworden war, der mit offenen Augen den jetzt mehr und mehr verschwindenden altertümlichen Charakter der Stadt geschaut und in sich aufgenommen hatte, der ihre volkstümliche Sprache und Redewendungen gründlich beherrschte, für alle charakteristischen Gewohnheiten, lokalen Anschauungen, originellen Menschenkinder, auch für den urwüchsigsten Humor insbesondere der Volkskreise volles Verständnis besaß. Diese Kenntnisse, die unerlernbar ihm von Kindesbeinen wie angewohnt waren, erleichterten ihm in zahlreichen Fällen die richtige Auffassung für die Erscheinungen der Vergangenheit, halfen ihm oft die richtige Verbindung zwischen dem Einst und Jetzt zu gewinnen. Es war nur natürlich, daß er selbst immer inniger in seinem Leben und Weben mit seiner alten Vaterstadt verwuchs, je tiefer er sich in deren Vergangenheit versenkte, je klarer und fester er das Bild ihres Werdens und Wachsens, ihrer wechselreichen Geschichte sich vergegenwärtigte. Und was er so erforschte und im Geist sich aufbaute, das wußte er auch in der Schrift festzuhalten, anschaulich seinen Mitbürgern, sowie den Geschichtsforschern und -Liebhabern draußen vor Augen zu stellen. So ist er im wahren Sinne des Wortes als Archivar der Geschichtschreiber seiner Vaterstadt geworden, und es bleibt nur zu bedauern, daß er uns auf diesem Felde nicht noch mehr hinterlassen hat.

Denn zunächst galt es, den Rohstoff, das urkundliche Quellenmaterial, für die Geschichte der Stadt der Forschung zugänglich zu machen und dadurch für die geschichtliche Darstellung die unumgänglich notwendige Grundlage zu schaffen. Das erste war jetzt die Herausgabe der städtischen Chroniken, von denen bislang so gut wie nichts der Öffentlichkeit übergeben war. Die Anregung dazu kam von der historischen Kommission bei der kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, die ihn aufforderte, für die von ihr veranstal-

tete Sammlung deutscher Städtechroniken die von Braunschweig zu bearbeiten. In der Ausführung dieser Arbeit zeigte sich sogleich die Eigenart Hänfelmanns. Er teilte nicht den Standpunkt des alten J. F. Böhmer, der den monumentalen Charakter der alten Geschichtsquellen durch kein fremdartiges Beiwerk beeinträchtigt wissen wollte, er sah zwar auch in der methodisch korrekten Wiedergabe der Quellen seine erste Pflicht, suchte dann aber von der sonstigen urkundlichen Überlieferung alles das so vollständig wie möglich heranzuziehen, was sich zur Erklärung, Berichtigung und Ergänzung der Chroniken irgend verwenden ließ. Dadurch erwuchsen umfangreiche Einleitungen, eine Fülle begleitender Anmerkungen und zahlreiche Beilagen, in denen zum ersten Male eine Reihe der wichtigsten Zustände und Geschehnisse der mittelalterlichen Stadtgeschichte Braunschweigs im Innern wie nach außen in wirtschaftlicher, rechtlicher, kirchlicher und kulturgeschichtlicher Hinsicht in ihren Zusammenhängen klargestellt und dargelegt wurden. Diese Mitteilungen und Ausführungen, die ein Mann von berufenem Urteile wie Ottokar Lorenz für erschöpfend erklärte<sup>1)</sup>, waren so bedeutend, daß der Leiter des großen Chronikentwerkes, Professor R. Siegel in Erlangen, kein Bedenken trug, die Arbeit auch in dieser etwas abweichenden Form in die Sammlung aufzunehmen. In dieser erschienen die beiden Teile der Braunschweigischen Chroniken als Bd. 6 und 16, der erste 1868, der zweite 1880. Ein dritter Band, der das Unternehmen für Braunschweig zu Ende führen soll, steht noch aus. In wissenschaftlicher Beziehung steckt in diesen Chronikentbänden wohl Hänfelmanns bedeutendste Leistung. Auch von Seiten der Meister der Geschichtswissenschaft, von einem Leopold von Ranke und einem Georg Vaih, hat diese Arbeit rückhaltlose Anerkennung gefunden.

In ähnlicher Weise hat Hänfelmann auch für die Reformationsgeschichte der Stadt Braunschweig wichtige Vorarbeiten geliefert. Im Auftrage der Stadtbehörden gab er 1885 Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig nach dem seltenen Drucke von 1528 heraus, mit einer äußerst gehaltvollen Einleitung versehen, die nur den einen Wunsch rege macht, er hätte die Geschichte der Kirchenerneuerung Braunschweigs in umfassender Weise zur Darstellung bringen sollen. Ein weiterer wertvoller Beitrag dafür ist die in gleicher Weise veranstaltete Neuauflage von „Gottschalk Krusens, Klosterbruders zu St. Ägidien in Braunschweig, Unterrichtung, warum er aus dem Kloster gewichen“ (1887). Hinzuzufügen bleibt, daß er diesen Werken, wie auch namentlich dem 2. Bande der Chroniken, sorgsam gearbeitete Glossare hinzufügte, die auch sprachwissenschaftlich von Wert für seine gründliche

Kenntnis der mittelniederdeutschen Sprache ein deutlicher Beweis sind. Eigenartig wiederum sind die „Mittelniederdeutschen Beispiele im Stadtarchive zu Braunschweig gesammelt“, die er 1892 herausgab. Es ist dies kulturgeschichtlich ein sehr interessanter Stoff, der geschicht durch Stichworte bezeichnet und geordnet einen deutlichen Blick in die Vorgänge, Gedanken und Empfindungen des täglichen Lebens der alten Zeit uns gewährt und, weil er in den Urkundenbüchern zumeist unbeachtet bleibt, für diese eine wichtige Ergänzung bietet. Eine zunächst auf Hildesheim bezügliche, dann aber bei dem engen Zusammenhange der beiden Städte in früherer Zeit auch für Braunschweig sehr wichtige Geschichtsquelle ist „Henning Brandis Diarium. Hildesheimische Geschichten aus d. J. 1471—1528“, die Hänfelmann 1896 herausgab. Die Überlieferung des Textes, der erst aus dritter Hand auf uns gekommen ist, war eine sehr schlechte,; aus dem reinen Niederdeutsch, das Henning Brandis schrieb, war von Späteren ein häßliches Kauderwelsch gemacht worden. Hier den ursprünglichen Wortlaut wieder herzustellen, bedurfte es des feinen Sprachgefühls, das Hänfelmann eigen war, der sich in die ganze Rede- und Empfindungsweise jener Zeit in fester Weise eingelebt hatte. In prachtvoller Ausstattung veröffentlichte Hänfelmann, wiederum im Auftrage der städtischen Behörden, „Abt Berthold Meiers Legenden und Geschichten des Klosters St. Ägidien zu Braunschweig“ und benutzte hierbei die Gelegenheit, mannigfache kirchen- und kulturgeschichtlich bedeutsame Momente alten städtischen Lebens aus den Quellen aufzuklären. Wie dieses gehören den letzten Lebensjahren des Verfassers zwei Neuauflagen selten gewordenen Lebenserinnerungen aus der Franzosenzeit an, „ein Braunschweiger im Russischen Feldzuge von 1812“, wo in ergreifender Weise uns die Schicksale des späteren Pastors Haars zu Mascherode vor Augen geführt werden, und „Treue Bauern in Nöthen der Fremdherrschaft“ (1903), wo die 1855 erschienene Schrift des Ölperschen Bauern Joh. Heinr. Oppermann wiederholt wird. Den Versuch der modernen Bearbeitung einer mittelalterlichen Geschichtsquelle machte er 1886 mit dem Braunschweiger Schichtbuche, daß er mit Zuhilfenahme anderer Überlieferungen nach dem niederdeutschen Texte Hermann Bothes frei bearbeitete und als ersten Band einer „Deutsches Bürgerleben“ genannten Sammlung herausgab. Doch ist er zu einer Fortsetzung dieses Unternehmens später nicht mehr gekommen.

Daneben ging seit den 90er Jahren, von kleineren Veröffentlichungen, die unten in dem Schriftenverzeichnis aufgeführt werden, abgesehen, die Herausgabe des großen Braunschweigischen Urkundenbuches weiter. Der zweite Band, der ohne die schon genannten Rechts- und Verfassungsurkunden die gesamten übrigen urkundlichen Überlieferungen vom Jahre

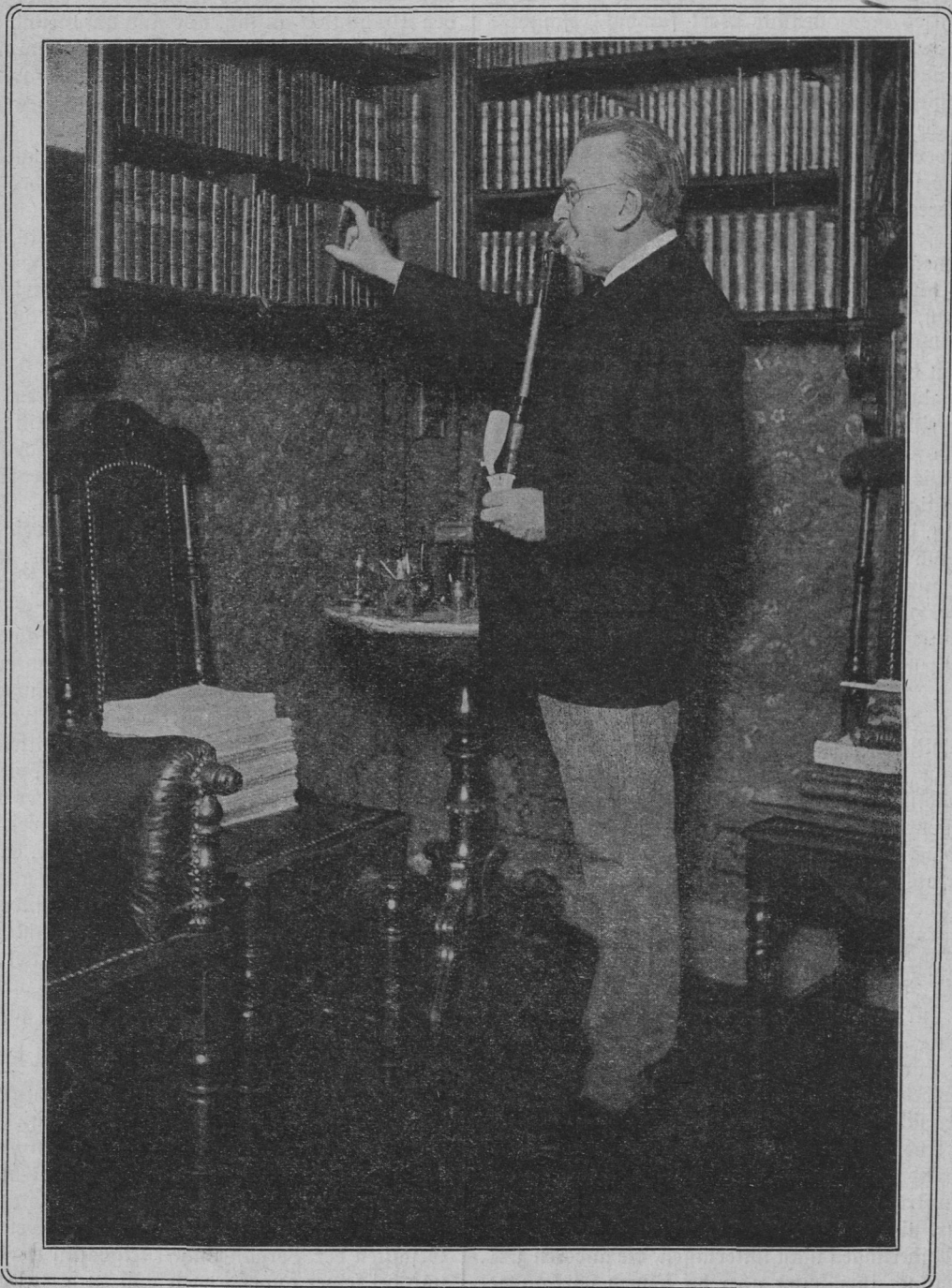
<sup>1)</sup> Deutschlands Geschichtsquellen II. B. (3. Aufl.) S. 146.

1031 bis 1320 umfaßte, ist 1900 ausgegeben; das Erscheinen des dritten Bandes (1321—40) steht in kürzester Zeit bevor; der vierte befindet sich im Beginn der Bearbeitung. So wichtig und so dankenswert dieses monumentale Werk für die Geschichtswissenschaft auch ist, und so hohe Anerkennung der Fleiß und die Sorgfalt verdienen, die auf seine Herstellung und ganz besonders auf die in ungewöhnlicher Ausführlichkeit trefflich gearbeiteten Register verwandt sind: offen gestanden hätten wir lieber gesehen, daß die Arbeitskraft Hänfelmanns für andere Zwecke gebraucht worden wäre, bei denen seine besonderen Fähigkeiten mehr zur Geltung gekommen wären. Denn jenes Werk hätte wohl ebenso gut auch ein Anderer gemacht, während die Arbeiten, die uns vorstehen, in der Weise, wie wir wünschten, gerade nur er allein zu Stande gebracht haben könnte. Er besaß über die Geschichte der Stadt im Allgemeinen und in ihren einzelnen Teilen einen so sicheren Überblick, eine so ins Kleinste gehende Vertrautheit mit allen einschlagenden Fragen, wie sie nur Jahrzehnte lange unausgesetzte Beschäftigung mit dem Gegenstande hervorzubringen vermag, so daß wir vor allem diese Kenntnisse, die Niemand zu übertragen sind, gern für die Wissenschaft nutzbar gemacht gesehen hätten. Wir hofften immer, Hänfelmann würde noch einmal eine zusammenfassende Geschichte der Stadt Braunschweig oder wenigstens der Entwicklung einzelner Perioden uns liefern. Wie sehr dieser Wunsch berechtigt ist, das zeigt schon die kurze gedrängte Übersicht der ganzen geschichtlichen Entwicklung Braunschweigs, die Hänfelmann zu der Festschrift beigezeichnet hat, die von den städtischen Behörden den 1897 in Braunschweig versammelten deutschen Naturforschern und Ärzten gewidmet worden ist. Überhaupt schätzen wir noch höher als die Editionsarbeiten Hänfelmanns seine Kunst der Darstellung. Auf diese legte er selbst ein sehr großes Gewicht, so daß dadurch der Fortgang seiner Arbeiten oft nicht unwesentlich verlangsamt wurde. Was er zum Drucke in die Öffentlichkeit, ja auch nur in seiner feinen sauberen Handschrift in Briefen oder sonst schriftlich von sich gab, mußte nicht nur inhaltlich korrekt sein, sondern auch in geschmackvoller Form und gefälliger Diktion den Lesern sich darbieten. Daher konnte er sich in stilistischer Ausfeilung seiner Aufsätze so leicht nicht genug tun, und trotz der großen Sorgfalt, mit der er seine Manuskripte herstellte, konnte er auch bei der Korrektur, nicht immer zur Freude der Verleger, zahllose Änderungen nicht unterlassen, die anderen z. T. belanglos, ihm selbst aber bei seinem stark ausgeprägten Sinne für rhythmische Form auch in der Prosa von Wichtigkeit schienen. So ist denn sein Stil auch durchaus eigenartig, ein Aufsatz von ihm für den, der etwas von ihm gelesen hat, sehr leicht erkennbar.

Viele von Hänfelmanns darstellenden Arbeiten sind Gelegenheitschriften, zu denen er durch irgend eine Feier, einen Gedenktag oder dergleichen veranlaßt worden ist. Aber keine trägt deshalb Zeichen der Flüchtigkeit an sich, alle sind auf Grund umfassender Vorarbeiten sorgfältig abgefaßt worden. So die Schrift „Karl Friedrich Gauß, 12 Kapitel aus seinem Leben“, die die Beziehungen des großen Gelehrten zu seiner Vaterstadt Braunschweig behandelt und zur Feier seines 100 jährigen Geburtstages erschien, die „über das erste Jahrhundert des großen Clubs“ (1880), die über den Kunstfluß (1886), in der die Farben in der geschichtlichen Einleitung allerdings etwas stark aufgetragen erscheinen, u. a. m. Manche sind entstanden aus Anlaß amtlicher Berichte, wie der Aufsatz über die Weinschanksgerechtsame in Braunschweig und, was man nach dem Umfange des Buches nicht denken sollte, „das erste Jahrhundert der Waisenhauschule.“ Zu anderen wieder gaben zufällige Funde im Archive den Anlaß, oder sie erwuchsen aus der anhaltenden Beschäftigung mit einzelnen Fragen, die ihm bei der Bearbeitung der Geschichtsquellen oder sonst aufstießen. So seine Arbeit über die Stadtrechte Braunschweigs usw. Sie sind alle trefflich nach Inhalt und Form; gewandt sind stets die bald mit behaglicher Breite, bald mit heiterem Humor erzählten besonderen Ereignisse oder geschilderten Zustände in den allgemeinen geschichtlichen Rahmen gestellt. Es sind unter diesen Aufsätzen wahre Kabinetsstücke geschichtlicher Darstellungskunst. Es genüge auf eine Arbeit wie „Braunschweig im täglichen Kriege des Mittelalters“ zu verweisen, die uns als ein treues Spiegelbild mittelalterlichen Lebens immer als eine der vorzüglichsten erschienen ist. Es würde hier zu weit führen auf Einzelheiten einzugehen, um so mehr, da unsere Leser unten im Schriftenverzeichnis alles uns irgend Erreichbare zusammengeestellt finden. Elf solcher Stücke, die früher in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht waren, sind unter dem Titel „Werktstücke. Gesammelte Studien und Vorträge zur braunschweigischen Geschichte“ (1887) später zusammen gefaßt worden.

Was Hänfelmann bei Arbeiten dieser Art noch besonders zu Gute kam, war seine dichterische Beanlage. Sie befähigte ihn, auf Grund seiner historischen Forschungen sich in entlegene Zeiten unmittelbar zurück zu versetzen, sich in die Denk- und Anschauungsweise unserer Alvordern völlig einzuleben. Unwillkürlich traten seinem sinnenden Gemüte die Gestalten der Vergangenheit lebhaftig vor Augen, und bei seiner angeborenen Lust zu fabulieren entstand so auch eine Anzahl kulturgeschichtlicher Novellen, die durch ihre Lebenswahrheit und Gemüts tiefe Geist und Herz der Leser gleichmäßig fesseln, an Treue der geschichtlichen Färbung aber in der ganzen weitausgedehnten geschichtlichen Novellistik kaum





*Ludwig Hänselmann.*

ihrer Gleichen haben. In die Öffentlichkeit sind leider nur drei solcher Dichtungen gekommen, die zuerst im „Daheim“, dann 1883 in dem Novellenbände „Unter dem Löwensteine“ erschienen und drei verschiedene Entwicklungsphasen der Stadt Braunschweig in charakteristischen Zügen uns vor Augen stellen. Es verlaute, daß noch anderes der Art, mehr oder weniger vollendet, seit langem in dem Schreibtische des Verstorbenen ruhe. Möchte es zur Herausgabe sich als geeignet erweisen!

Auch über ein tüchtiges lyrisches Talent verfügte der Verfasser, wenn er es auch nur im Kreise seiner Freunde zur Anwendung brachte. Bewundernswert war hier stets die seltene Sprach- und Versgewandtheit, mit der Hänfelmann die schwierigsten Strophenformen mit Leichtigkeit zu handhaben wußte, und erstaunlich das Gedächtnis, wenn er diese kunstvollst gereimten und zumeist sehr langen Gedichte voll von geistreichen Pointen, witzigen Anspielungen und Anzuspinnungen, zumal an den letzteren Stellen mit innerem Behagen, frei zum Vortrage brachte. Später wurden dann die Verse meistens von Freundeshand zum Druck befördert, der auch hierin sehr bestimmten Neigung Hänfelmanns entsprechend, mit Schwabacher Lettern auf Büttenpapier. Denn wie auf den Stil, so legte Hänfelmann bei seinen Werken auch auf den Druck, mit dessen Technik er auf das innigste vertraut war, einen sehr hohen Wert. Gegen den Druck neuerer deutscher Bücher mit lateinischen Buchstaben hegte er eine ganz besondere Abneigung, und er hat dieser gelegentlich (Braunschw. Mag. 1902 S. 119) auch öffentlich deutlichen Ausdruck gegeben.

Schon diese kurze Übersicht der Tätigkeit Hänfelmanns wird zeigen, daß Arbeit und Freude an der Arbeit sein Leben beherrschten. Er war in der glücklichen Lage, sich so ziemlich ungestört seinen wissenschaftlichen Bestrebungen hingeben zu können. Die Protokollführung der Stadtverordneten-Versammlung, die er vom Jahre 1865 ab besorgte, hat er 1877 aufgegeben; später nahmen ihn mitunter die Gutachten über Schriftvergleichen in Anspruch, die er für die Gerichte mit peinlicher Gründlichkeit und gediegener Sachkenntnis erstattete. In der Verwaltung von Archiv und Bibliothek hatte er seit langer Zeit eine zuverlässige Stütze an seinem Registrator Chr. Kröfel, der sich in diesen Dienst auf das trefflichste eingearbeitet hatte. Persönlich in die Öffentlichkeit zu treten liebte Hänfelmann nicht; war ihm der Verkehr mit Fremden doch auch schon durch sein Gehörleiden erschwert. Er war eine nach innen gewandte, irenische Natur, die niemandem ein Leid zufügen wollte und jeder unsanften Verührung mit der Außenwelt nach Möglichkeit auszuweichen suchte. Es steckte in ihm auch ein stark mystischer Zug; selbst spiritistischen Neigungen war er wenigstens zeitweise nicht abhold. Aber auch hierin

war er kein Eiferer. Mit philosophischer Ruhe und Weisheit sah und beurteilte er das Getriebe der Menschen, in das es ihn niemals hineinzog. Die ruhige wissenschaftliche Arbeit in seinem Archive, von der er sich so leicht durch nichts ablenken ließ, war ihm Zweck und Inhalt seines Lebens. Er ließ sich auch nicht leicht zur Beschleunigung einer Arbeit, zur Übernahme eines bestimmten literarischen Vorwurfs drängen; auch band er sich ungern an feste Termine; die Mitarbeit an der Allgemeinen deutschen Biographie hat er nach längerem Schwanken zweimal ablehnen zu müssen geglaubt. So erklärt sich auch der gereifte, gemessene Charakter aller seiner Schriften, die insgesamt von geistreichem Dilettieren, übereilten Schlüssen und hastiger Arbeit gleichweit entfernt sind.

Geschah so das Wirken Hänfelmanns in der Stille, so hat es ihm doch an öffentlichen Zeugnissen der Würdigung seiner verdienstlichen Tätigkeit nicht gefehlt. Der Regent unseres Herzogtums, Prinz Albrecht, verlieh ihm am 8. Mai 1886 den Titel Professor, 1892 das Ritterkreuz II., 1903 das I. Klasse vom Orden Heinrichs des Löwen. Dem Vorstände des hanfsichen Geschichtsvereins gehörte er seit seiner Konstituierung (1871) bis zum Jahre 1900 an, wo sein zunehmendes Gehörleiden ihn zwang, darauf zu verzichten. Seit Ende des Jahres 1871 war er Mitglied des Gelehrtenausschusses des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. In der Sitzung vom 7. Dezember 1878 wurde er zum Korrespondenten in der historisch-philologischen Klasse der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gewählt. Ebenda ernannte ihn zur Feier des 150 jährigen Bestehens der Universität 1887 die juristische Fakultät zum *Dr. iuris utriusque honoris causa*. Bei der Neugestaltung des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig wurde er 1901 zum Ehrenmitgliede ernannt. Korrespondierendes Mitglied war er von dem Vereine für Geschichts- und Altertumskunde im Herzogtume und Erzstifte Magdeburg (1869), vom Harzvereine für Geschichte und Altertumskunde (c. 1872), von dem Vereine für Hamburgische Geschichte (1876), vom historischen Vereine für Niedersachsen (1885) und von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg (1886).

Erholung von der Arbeit fand Hänfelmann in seinem glücklichen Familienleben und im Verkehr mit den Freunden. Denn irren würde, wer ihm Neigung zur Weltflucht zugetraut hätte. Er war vielmehr trotz seinem schweren Gehöre und seiner Abneigung gegen öffentliches Wirken eine sehr gesellige Natur, die das ihm auferlegte Leiden geduldig ertrug und sich die Lebhaftigkeit des Geistes und den inneren Frohsinn des Herzens bis an sein Lebensende unverändert bewahrte. Er besaß ein vorzügliches Erzählertalent, einen treffenden, nie beißenden Witz. Schier unerforschlich schien der



Reichtum von Geschichten, Anekdoten und Schnurren der verschiedensten Art, mit denen er oft eine ganze Tafelrunde auf das Schönste zu unterhalten verstand. Seine Lebenswürdigkeit im Umgange, die Güte seines Herzens wissen alle seine Freunde einmütig zu rühmen; Feinde hat er wohl kaum jemals besessen. Er war ein eifriges Mitglied der jetzt längst dahin gegangenen „Krähenfelder Bauerschaft“, sowie der zwanglosen „Gesellschaft der Kleiderfeller“, die beide mehr oder minder um ihn und um seinen Freund Wilhelm Raabe sich scharten. An den Versammlungen der „Intimen des Geschichtsvereins“ beteiligte er sich schon weniger, da ihm in den letzten Jahren der Verkehr in größerem Kreise erschwert war. Aber stets war es eine Freude, wenn er erschien. Denn er belebte eine ganze Gesellschaft und war unübertrefflich, wenn er bei festlichen Veranstaltungen zumeist in kunstvollen Strophen den Trinkspruch ausbrachte. Die Feier zur Vollendung seines 70. Lebensjahres zeigte, wie viel Verehrung und Liebe er sich trotz seinem stillen geräuschlosen Walten in weiteren Kreisen erworben hatte. Es war eine seiner letzten Freuden, daß er sich hiervon selbst noch dankbaren Herzens überzeugen konnte.

In den späteren Lebensjahren hatte er sich noch mehr in den Kreis seiner Familie zurückgezogen. Er war seit dem 8. Mai 1863 mit Fanny Vaudroz verheiratet, die ihm drei Töchter geschenkt hat, welche er zu seiner Freude alle noch glücklich verheiratet sehen durfte. Die eine von ihnen, die am 18. Dezember 1903 dem Oberlehrer Dr. Musfeld die Hand reichte, hatte ihr neues Heim auch in ihrer Vaterstadt Braunschweig aufgeschlagen. Das vereinsamte Elternpaar stand im Begriffe, in das Haus des Schwiegersohnes zu ziehen, und allgemein freute man sich des schönen Lebensabends, der den beiden im Schoße der Thirgen beschert sein würde: da nahm der Tod dem fleißigen Manne an seinem Schreibtische im Stadtarchiv, an der Stätte, wo er so viel geforscht, gesonnen und geschrieben, die Feder aus der Hand, ruhig und sanft. Sein treuer Gehülfe Krökel redete ihn an; als keine Antwort erfolgte, fand er einen still Entschlafenen; ein sinnender Ausdruck lag noch auf seinen Zügen, als wenn er gerade einer geschichtlichen Frage nachgedacht hätte. Ein glücklicher Tod hat einem reichen Leben einen schönen Abschluß gegeben. P. Z.

### Schriften Ludwig Hänselmanns<sup>1)</sup>.

1. Nachrichten über das Stadtarchiv zu Braunschweig. Den Mitgliedern d. Generalversamml.

<sup>1)</sup> Nicht berücksichtigt sind in dem Verzeichnisse die Berichte über Stadtarchiv und Stadtbibliothek, die Hänselmann seit dem Jahre 1880 für die Verwaltungsberichte des Stadtmagistrats geschrieben, verschiedene Urkunden, die er für feierliche Gelegenheiten abgefaßt, und mannigfache Aufschreiben, Adressen, Tischkarten usw., die er meist in altertümlicher Sprache voll Humor entworfen hat.

- d. Gesch. u. Altert.-Vereine zu Br. im Sept. 1863. [Br. 1863].
2. Zur Literatur des Eulenspiegel. [Anzeige von: Thel Mennspiegel in niedersächs. Mundart nach d. ält. Druck des Servais Kruffter]. Braunschw. Tagebl. 1865 Nr. 80.
3. Ein Denkmal für Heinrich den Löwen. Braunschw. Tagebl. 1866 Nr. 9, 13, 15, 17 u. 20.
4. Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Braunschweig I. u. II. Band. Leipzig 1868 u. 1880.  
A. u. d. T.: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 6. u. 16. Band. Auf Veranlass. S. M. d. Königs v. Bayern herausg. durch die histor. Kommission bei d. Königl. Akademie der Wissenschaften.
5. Wärsersleben'sche Händel. 1378. Zeitschr. d. Harzvereins 3. Jahrg. (1870) S. 195—206.
6. Eine fürstliche Kindtaufe 1670 [von Leopold Karl, Sohn Herz. Ferd. Albrechts I zu Br. u. L.] Im neuen Reich II. Jahrg. (1872) I. B. S. 130—143. — Wiederholt: Werkstücke 2. B. S. 1—31.
7. Urkundenbuch der Stadt Braunschweig im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben.  
I. Band Statute u. Rechtebriefe 1227—1671.  
II. Band. 1031—1320. Braunschweig 1873 u. 1900.
8. Braunschweig in seinen Beziehungen zu den Harz- und Seegebieten.  
Hansische Geschichtsblätter Jahrg. 1873 S. 1—35. Für die Mitglieder des Harzvereins abgedruckt als Beilage zu dessen Zeitschrift B. VI (1873). — Wiederholt: Werkstücke 1. B. S. 1—51.
9. Eine hanfische Zeitbetrachtung aus d. J. 1586. Hansische Geschichtsblätter. Jahrg. 1873 S. 149—155.
10. [Besprechung von]: Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg bearb. von R. Janide. Hansische Geschichtsblätter. Jahrg. 1873 S. 169—177.
11. Die vierte Jahresversammlung des hanfischen Geschichtsvereins.  
Im neuen Reich. IV. Jahrg. (1874) II. B. S. 41—57.
12. Hans Forner's Meerfahrt. Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen Jahrg. 1874/75. S. 113—156. Dazu: Eb. 1876. S. 281.
13. Die Weinschanksgerechtsame in Braunschweig. Zeitschr. d. Harzvereins 9. Jahrg. (1876) S. 263—281. — Wiederholt: Werkstücke: 1. B. S. 271—306.
14. „Wunderliche Begebnissen“ [betr. das mantuanische Dnygefaß und den Herzog Ferd. Albrecht I 3. Br. u. L.]  
Im neuen Reich. Wochenschrift. VI. Jahrg. (1876) II. B. S. 521—35. 575—87. — Wiederholt: Werkstücke 2. B. S. 33—88.
15. Das Taufgitter in der Brüdernkirche. Braunschw. Anzeigen 1876 Nr. 267.
16. Eine Erinnerung an Karl Friedrich Gauß. Braunschw. Anzeigen 1876 Nr. 278. — Wiederholt: Im neuen Reich VII. Jahrg. (1877) I. B. S. 94—101.
17. Die vergabenen und eingemauerten Thongeschirre des Mittelalters. Westermanns Jahrbuch d. Illust. D. Monatshefte. 41. B. (1876—77) S. 393—405. — Wiederholt:

- Werktüde 1. B. S. 307—336, und: Beitr. z. Anthro-  
pologie Braunschweigs (Br. 1898) S. 91—105.
18. Braunschweigische Fündlinge I—V.  
Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforsch.  
Jahrg. 1877 S. 70—74.
  19. [Anzeige von] Richards Selbstbiographie.  
Braunschw. Anzeigen 1877 Nr. 48.
  20. Alte Leiden [Berunreinigung der Oker].  
Braunschw. Anzeigen 1877 Nr. 140.
  21. Mißverständene Straßennamen.  
Br. Tagebl. 1877 Nr. 174 Weil.
  22. Nochmals die Glümwertwete.  
Br. Tagebl. 1877 Nr. 181.
  23. Buchdruckerkunst u. Verlagsbuchhandel in  
Braunschweig.  
Br. Tagebl. 1877 Nr. 216 u. 217. Weil.
  24. Karl Friedrich Gauß Zwölf Kapitel aus seinem  
Leben. Leipzig 1878.  
Erschien als: „Carl Friedr. Gauß und Braunschweig“  
zuvor in den Braunschw. Anz. 1877 Nr. 94—105.
  25. Schulmeister und Pfarrer [Pastor Pfeifer und  
Schreibmeister Lampe in Braunschweig 1705].  
Im neuen Reich VIII. Jahrg. (1878) S. 681—698.  
— Wiederholt: Werkstücke 2. B. S. 89—126.
  26. Handwerksburschenfahrten im 17. Jahrhundert.  
Braunschw. Anz. 1878 Nr. 54—57.
  27. Der Tod Herzog Leopold's v. Braunschweig.  
Braunschw. Tagebl. 1878 Nr. 120—123. Davon  
Separatabdruck. — Wiederholt: Werkstücke 2. B.  
S. 127—179.
  28. Feuerpolizei und Feuerhilfe im alten Braunschw.  
Braunschw. Tagebl. 1878 Nr. 128—144. Davon  
Separatabdruck. — Wiederholt: Werkstücke 1. B.  
S. 133—270.
  29. De summo gilbe convivio dicte der Kleiderf-  
lern zu Brunschwyl / quod habuerunt anno dni  
XVIII<sup>o</sup> LXXVIII<sup>o</sup> feria iii proxima ante vigiliam  
nativitatis Christi. Gheprented dorch Julius  
Kramponem ... [1878].
  30. Johann Anton Leisewitz und die Armenpflege  
in der Stadt Braunschweig.  
Nordwest. . . . . 1879. Wiederholt: Werkstücke  
2. B. S. 229—296.
  31. Das erste Jahrhundert des Großen Clubs in  
Braunschweig. Memorabilien auf dem 1. Novem-  
ber 1880 zusammengetragen. Braunschweig 1880.
  32. Braunschweigische Fündlinge VI—VII.  
Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. Jahrg. 1880  
S. 135—139.
  33. Salzthalensche Denkwürdigkeiten [Anzeige der  
Schrift von Karl Brandes über Salzdhalm].  
Br. Tagebl. 1880. Nr. 168.
  34. Von 1781 bis auf diesen Tag! Nachricht von  
d. Gründung und dem hundertjähr. Fortgange der  
Cichoriensabrik von Ludw. Otto Bleibtreu in  
Br. ... Br. [1881].
  35. Zum 25. April 1881 [Regierungsjubiläum  
Herzog Wilhelms]. (Br. Jul. Krampe).  
Von H. rührt her auf S. 2: „Der Typographen  
Huldigung“ und S. 3 die Adresse.
  36. Hans Dillen der Türmer. Aus e. ungeschriebe-  
nen, aber wahrhaftigen Chronik der Stadt Braun-  
schweig.
  - Daheim. XVII. Jahrg. (1881) Nr. 33—35, 37—  
39. S. 513 ff. — Wiederholt: Unterm Löwensteine  
S. 31—160. Vergl. Nr. 90.
  37. Eine merkwürdige Fälschung [Urkunde St. Blasii  
von 1248 über Pfarrhändel in Wedem].  
Braunschw. Anz. 1881 Nr. 42. — Wiederholt im  
Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. Jahrg. 1890  
S. 80—93.
  38. Einem sichern Schwänze [Professor Rinklade],  
hungarisch gerollt- und geringeltem, zum acht-  
unddreißigsten Anniversario seiner ... Fleisch-  
werdung ... am 5. des kleinen Hornungs der  
Minderzahl 81 ... zugefertigt von einem Gut-  
gefinnten. [Braunschw. 1881].
  39. Als Meister Wilhelm Naabe ... durch die letzten  
Tage seines ersten Semifächlums schlurste, erhob  
sich hinterriicks bei d. Kleiderfelleren zu Br. ein  
Gemunkel, welches ... dem Jubilario ... auf d.  
8. Sept. Anno 1881 zierlich darbringen sollen  
der löbl. Kleiderfeller ... Chronikant. [Braunschw.  
1881].
  40. Braunschweig im täglichen Kriege des Mittel-  
alters.  
Braunschw. Anzeigen. 1882 Nr. 157—168. Davon  
Separatabdruck. — Wiederholt: Werkstücke 1. B. S.  
53—131.
  41. Arnt Borne's Weihnachtsgespenst. Aus e. un-  
geschriebenen, aber wahrhaftigen Chronik der  
Stadt Braunschweig.  
Daheim. XVIII. Jahrg. (1882) Nr. 33—39. S. 513 ff.  
— Wiederholt: Unterm Löwensteine S. 161—303.
  42. Circitorium Palingenesis, das ist: der ehrlichen  
Kleiderfelleren in Braunschw. Neu- u. Wiederge-  
burt. Zu ewiger Gedächtnis der Wigilie ersten  
Abvents a. D. 1882 ... an den Tag gegeben. Zu  
Braunschweig druckt's Julius Krampe ... [1882].
  43. Der Nickerkult. Aus e. ungeschriebenen, aber  
wahrhaftigen Chronik der Stadt Braunschweig.  
Daheim XIX. Jahrg. (1883) Nr. 44—45. S. 692  
ff. — Wiederholt: Unterm Löwensteine S. 1—29.
  44. Gottschalk Kruse.  
Braunschw. Anzeigen 1884. Nr. 54—56.
  45. Ein Kindheitsidyll aus der Popszeit.  
Braunschw. Anzeigen 1884 Nr. 159—164. — Wie-  
derholt: Werkstücke 2. B. S. 181—227.
  46. Dankagung und Widerwort, den löblichen Klei-  
derfelleren, als selbige am 13. März 1884 ... den  
51. Geburtstag eines Gewissen ... zu begehen  
gemüßiget worden ... von dem also höchlich Ge-  
ehrten. Gedruckt von Julius Krampe, der Klei-  
derfeller Typographen [1884].
  47. Das Schichtbuch. Geschichten von Ungehorsam  
und Aufruhr in Braunschweig 1292—1514.  
Nach d. Niederdeutschen d. Zollschreibers Herm.  
Bothen u. anderen Überlieferungen bearbeitet.  
Braunschweig 1886.  
A. u. d. T.: Deutsches Bürgerleben. Alte Chroni-  
kenberichte. I. Band.
  48. Der Kunstclub in Braunschweig 1836—1886.  
Fünzigjährige Denkwürdigkeiten zum 4. Nov.  
1886 gesammelt. Braunschw. 1886.

49. Die Anfänge des Luthertums in der Stadt Braunschweig.  
Br. Tagebl. 1886. Nr. 86—104.
50. Der Ausfall und das Siechenhaus zu St. Leonhard vor Braunschweig.  
Braunschw. Tagebl. 1886 Nr. 522—538.
51. [Anzeige von H. Dove's Schrift]: Einige Gedichtblätter aus der Geschichte der Georgia Augusta seit 1837.  
Braunschw. Anz. 1887 Nr. 216.
52. Unterm Löwensteine. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen aber wahrhaftigen Chronika. Wolfenbüttel 1883.  
Enthält die Nr. 36, 41 u. 43.
53. Zwei Gedichte aus der Reformationszeit.  
Jahrb. d. Ver. f. niederb. Sprachforsch. Jahrg. 1883 S. 83—94.
54. Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig nach dem niederdeutschen Drucke von 1528 mit histor. Einleitung, den Lesarten der hochdeutschen Bearbeitung u. e. Glossar. Im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben. Wolfenbüttel 1885.
55. D. Gottschalk Krusens Klosterbruders zu St. Megidien in Braunschw. Unterrihtung, warum er aus d. Kloster gewichen. Nach d. Urdruck mit e. geschichtl. Einleitung und e. Glossar herausgegeben. Wolfenbüttel 1887.
56. Werkstücke. Gesammelte Studien und Vorträge z. Braunschw. Geschichte. I. II Wolfenbüttel 1887.  
Enthält die Nr. 6, 8, 13, 14, 17, 25, 27, 28, 30, 40, 45.
57. Braunschweiger und Bremer auf der Isländsfahrt.  
Hanseische Geschichtsbl. Jahrg. 1888 S. 168—172.
58. Herzog Wilhelm von Braunschweig. (Geboren 25. April 1806, † 18. Okt. 1884).  
Deutsches Fürstenbuch herausgegeben von Anton Dorn (Leipzig 1890) S. 149—168.
59. Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig.  
Deutsches Fürstenbuch ... S. 202—8.
60. Braunschweigische Findlinge VIII—XVII.  
Jahrb. d. Ver. f. niederb. Sprachforsch. Jahrg. 1890. S. 69—80.
61. [Anzeige von Heinr. Mack's Schrift:] Die Finanzverwaltung der Stadt Braunschweig bis z. J. 1374.  
Br. Anz. 1890 Nr. 48.
62. Mittelniederdeutsche Beispiele im Stadt-Archive zu Braunschw. gesammelt. Wolfenbüttel 1892.  
N. u. d. L.: Uebersetzungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst. 4. Band.
63. Die ältesten Stadtrechte Braunschweigs.  
Hanseische Geschichtsbl. Jahrg. 1892. S. 1—57.
64. Ruhfäutchen [Entgegnung auf Knackstedts Erklärung des Namens „Ruhfäutchenplatz“].  
Braunschw. Anz. 1892 Nr. 112.
65. [Anzeige von] Meister Harmen. Von Ludwig Spitta.  
Braunschw. Anz. 1892 Nr. 292.
66. Zwei Briefe aus Kriegsnöten (1642). — Braunschweig an Wernigerode 1459.  
Zeitschr. d. Harzvereins 27. Jahrg. (1894) S. 282 bis 284.
67. Die Schlacht bei Blekenstedt (1493) nach der Schilderung eines Augenzeugen [H. Brandis].  
Br. Mag. 1895 S. 1—4, 9—12.
68. Henning Brandis' Diarium. Hildesheim'sche Geschichten aus d. J. 1471—1528. Hildesheim 1896.
69. [Anzeige von] Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde.  
Br. Mag. 1896 S. 135 f.
70. Hohe Gefühle bei dem Kleiderfeller-Liebesmahl im Bayerischen Hofe zu Wolfenbüttel am 31sten October 1896 ergossen von M. N. [Braunschw. 1896].
71. Das erste Jahrhundert der Waisenhauschule in Braunschweig. Braunschw. 1897.
72. Ein Braunschweiger im Russischen Feldzuge von 1812. Erinnerungen des Pastors Haars zu Mascherode neu herausgeg. Braunschw. 1897.
73. Geschichtliche Entwicklung der Stadt Braunschweig.  
Braunschweig im J. 1897. Festschrift den Theilnehmern an d. 69. Versammlung deutscher Naturforscher u. Aerzte gewidmet von der Stadt Braunschw. herausg. von Rud. Blasius. S. 1—40.
74. Auf der Ehrlichen Kleiderfeller Martinschmaus beim Grünen Jäger tags nach Martini 1898 versuchte sich nochmals mit etlich vielen hie nummehr durch zween Liebhaber der Waldmuse an den Tag gegebenen Stanzen des Vöbl. Kleiderfeller-Bar-denamts verlebtester Bönhase. Zu Braunschweig druckts Joh. Heinr. Meyer auf dem Ziegenmarke.
75. Wat scal ik don? Mittelniederdeutsches Gedicht, im Stadtarchive zu Braunschweig ans Licht gebracht u. erläutert von e. Kleiderfeller und forschenden Liebhaber der Wahrheit. Braunschw. 1899.
76. Erster raum- und reimschwendender Jahresbericht der Intimen des Orts-Geschichts-Vereins zu Braunschweig, auf Verantwortung ihres Geschwelges in der Stadtpark-Taverne am 11. December 1899 ... gestellt durch Adolarius Gaudenius Bierendempfel-Taubmann, J. V. D., Archivarius, Poeta intermittens. Braunschweig 1899, Verlag der Geschichtsfreunde (Paul Walter). Druck von Joh. Heinr. Meyer.
77. Gammelwaare.  
Korrespondenzblatt d. Ver. f. niederb. Sprachforsch. 1899/1900 S. 89.
78. Abt Berthold Meiers Legenden u. Geschichten des Klosters St. Megidien zu Br. Im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben. Wolfenbüttel 1900.
79. Das Siechenhaus zu St. Leonhard.  
Br. Mag. 1900 S. 1—7, 9—14, 17—19. — Umarbeitung von Nr. 41.

80. Wahrtraum, den Intimen des Geschichtsvereins ... bei ihrem Jahresfest-Mahl in d. Stadtpark-Taberne am 1. April 1901 gebeitet von Adolarius Gaudentius Bierendempfel = Taubmann, J. V. D., Archivarius ... Braunschweig 1901, Verlag der Geschichtsfreunde (Paul Walter).
81. Denen Ehr vndt Großachtparn, Hoch vndt Wolweisen Herren Intimis ... zu intimiren Cito Cissime. [Gedicht]. Zu Brunschwigk tructts Julius Krampe ... [1901].
82. Exodus Intimorum Aestivalis, das ist: der Intimen Sommer-Harzfahrt. Kurzfertig reimweis gesetzt und am neunten December im Jahre des Heils 1901 in der Stadtwaldtaberne der leht selig abgelebten Martinsgans in die Gruben nachgesungen durch Einen, der sich nennt Adolarius Gaudentius Bierendempfel = Taubmann. Braunschweig 1901, Verlag der Geschichtsfreunde (Paul Walter). Druck von Julius Krampe.
83. Dem Junkerlein Heinz Wanlef Bohlmann in diesem Jahre des Heils 1901 am 29. December, war Sonntags nach der Unschuldigen Kindlein um Mittwinter, auf Geheiß und im Namen der Intimen des Geschichtsvereins in's Tauffissen eingebunden durch seiner Pathen geringsten Paul Walter. Braunschweig 1901, Verlag der Geschichtsfreunde (Paul Walter). Druck von Julius Krampe.
84. [Anzeige von] Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde 2. Aufl.  
Br. Mag. 1902 S. 118 f.
85. Zu Gifhorn war's, in Gluten lag die Heide. Denkwürdigkeiten, nach Notaten in eines Anonymi ... Taschenschreibkalender reimweis gesetzt ... und also den zum Begängniß der heurigen Martinsgans am 10. November 1902 in der Stadtparktaberne versammelten Intimen des Geschichtsvereins zu Braunschw. preisgegeben durch Adolarius Gaudentius Bierendempfel = Taubmann. Zu Braunschweig im selben Jahre f. d. Verlag der Geschichtsfreunde (Paul Walter) gedruckt von Julius Krampe.
86. Treue Bauern in Nöthen der Fremdherrschaft. Erinnerungen Heinr. Oppermanns aus Olper neu herausgegeben. Braunschw. 1903.
87. Von der Buechfuere Mhaell vndt Gelach zu Brunschwigk. [Braunschw. 1903].
88. Richard Andree zum 3. März 1903 [als er von Braunschweig nach München zog. Gedicht. Br. 1903].
89. Ehret den Vorstand, Sein Wirken und Wehen: Herzbewegte Huldigung, dem Vorstande des Geschichtsvereins ... am 18. Mai 1903 dargebracht von Seinen dankbar Getreuen durch ihren erwählten Sprecher. Zu Braunschweig ... für d. Verlag d. Geschichtsfreunde (Paul Walter) gedruckt von Julius Krampe [1903].

90. Hans Dillen der Türmer. Eine braunschw. Geschichte aus d. 14. Jahrh. 2. Aufl. Wolfenbüttel 1904.

Vgl. Nr. 3, 6 u. 56.

## Zwei Gedichte Ludwig Hänselmanns.

Da von Iyrischen Dichtungen Hänselmanns in weiteren Kreisen so gut wie nichts bekannt geworden ist, so benutzen wir die Gelegenheit, zwei Stücke der Art unseren Lesern hier mitzuteilen. Wir wählen aus den hochdeutschen die Verse aus, die er im Auftrage des Braunschweigischen Geschichtsvereins seinem Jugendfreunde Richard Andree zum 3. März 1903 gewidmet hat, als dieser sich aufs neue vermählte und seine alte Vaterstadt Braunschweig verließ, um nach München überzusiedeln. Wir nehmen gerade dieses Gedicht, weil es kurz und ohne weiteres verständlich ist, was man von den übrigen Dichtungen Hänselmanns, die voll von witzigen Anspielungen auf bestimmte, nur den Eingeweihteren bekannte Ereignisse und Persönlichkeiten sind, zumeist nicht sagen kann, wenn wir auch zugeben müssen, daß es eine deutliche Vorstellung von der Gewandtheit und Vielseitigkeit der Hänselmannschen Verskunst nicht liefert.

Richard Andree

zum 3. März 1903.

Sacht zieht Dich Dein Glück von hinnen —  
Wohl, es soll gesegnet sein!  
Doch in wehmütvolles Sinnen  
Senkt sich der Geschichtsverein.

Weh! wer wird uns fürder künden,  
Wie seit dunkler Ur-Urzeit  
Sich die Menschheit ihren Sünden,  
Manchmal auch der Jugend weihet?

Wer, wer bringt aus Moor und Heide  
Künftig uns was Schönes mit:  
Eisen-, Bronze-, Goldgeschmeide,  
Hausratplunder, Schlitt und Splitt?

Wer nach Dir wird frommer Bauern  
Väterweisheit, Schimpf und Spott  
Zweckbewußten Dhrs belauern?  
Keiner mehr — erbarm es Gott!

Ja, wir werden Deiner denken,  
Deiner darben, nach Dir schrei'n,  
Uns den Hals nach Dir verrenken,  
Und vergeblich wird es sein.

So in seiner Wehmut Sinnen  
Grübelt der Geschichtsverein.  
Doch Dein Glück zieht Dich von hinnen —  
Benediet soll es sein!

Wir lassen eine kleine mittelniederdeutsche Dichtung folgen, da diese, ganz abgesehen von ihren dichterischen Vorzügen, die ungewöhnliche Beherrschung dieser Sprache und die innige Vertrautheit Hänselmanns mit der Denk- und Empfindungsweise

des mittelalterlichen Niedersachsens auf das Trefflichste veranschaulicht. Anlaß zu den Versen gab ein alter Schrank, der sich im Besitze eines Freundes, des Freiherrn August von Minnigerode-Allerburg, befindet und die rätselhafte Inschrift trägt: GADT PAVEN AL MI LEVEN SAL 1560. Diese Worte, die Strophe 3 B. 1 und Strophe 9 B. 1 in leichter Veränderung wiederkehren, erregten den kritischen Forscherfinn und die leichte Phantasie Hänfelmanns in gleicher Weise. Es erstand vor seinen Augen die hohe Gestalt eines stolzen Ritters, der müde des höfischen Dienstes, abgestoßen von dem eitlen Hochmüte der selbstbewußten Bürgerschaft Braunschweigs, der „Pfauenstadt“, über den Harz nach seiner Feste Allerburg reitet, hier im wohligen Frieden des eigenen Heims der Trugwelt Lebenswohl sagt und ergriffen durch die frommen Klänge des abendlichen Türmerliedes mit Gottes Hilfe nur seiner Seele Wohl zu leben beschließt.

Hänfelmann hat das Gedicht in launiger Weise als einen alten im Stadtarchive gemachten Fund mitgeteilt und mit interessanten Erklärungen versehen, auf die wir bloß im Vorübergehen kurz hinweisen wollen. Wir können hier nur das Gedicht selbst, dem wir einige sprachliche Erläuterungen beifügen, zum Abdrucke bringen.

Wat scal ick don? wat is min lon,  
var ick mit groten heren? [1]  
Kyff, hat und nyt, totast und strit,  
ein luttik states, vel vorwyt —  
phu duvel, we des quades lengk mach geren.

Mit dram und drangk is ane danck [2]  
de hovart swar beworren;  
drecht hungerpin, drinkt ghosewin  
und quabeldranck al vul venin:  
darvan mot lyff und sele schere dorren.

Ghat, pawen al, min levent scal [3]  
der hovart anich wesen.  
Ick puste wat up iuwe rad,  
var henne, Brunswick, pawenstad,  
din dunkelprangent achtick lik der vesen.

Den Hart al dorch tor Alreborch [4]  
wel morne ick sadich riden.  
Dar sittick wol in minem hol,  
der drochwerlt spigick up den pol —  
drochwerlt var hen, vor mick machstu vorgliden.

Strophe 1 B. 3 kyff = Zank; totast = Angriff. —  
B. 4 luttik states = ein wenig Rang und Ehre; vorwyt =  
Vorwurf. — B. 5 des quades = des Übels, des Unrats.

Strophe 2 B. 3 ghosewin = Gänsewein, d. i. Wasser. —  
B. 4 quabeldranck = Schlammtank; venin = Gift. —  
B. 5 schere = schier, bald.

Strophe 3 B. 1 pawen = Pfauen, (Pfau, Sinnbild der  
Eitelkeit). — B. 2 anich wesen = frei sein von. — B. 5  
dunkelprangent = dunkelhaftes Prunken; lik der vesen =  
gleich dem Färschen, für nichts.

Strophe 4 B. 2 morne = morgen. — B. 4 drochwerlt =  
Trugwelt; pol = Kopf. — B. 5 vorgliden = versinken.

Nu liggick sacht by dach und nacht [5]  
am vur to Boclehaghen;  
bun hel am tel und denck min del  
to al der drochwerlt gamelspel:  
de brade is min, mach se de knoken gnagen.

Van minem torn erschelt ein horn, [6]  
de husman blest den avent.  
Och soite lut, gha secker ut,  
Maria, godes moder trut,  
help, dat on nu en slinde der viande davent.

De clocke sleit, de sunne gheit [7]  
to golde tigen westen.  
Her sunte Vit, lat mine tid  
mick sliten ane wederstryt  
der armen sele min tom alderbesten.

De clocke sleit, de tid vorgheit, [8]  
de nacht wel sick irnalen.  
Ick wanke na, tor rust ick gha,  
her god van hemel, by mick sta,  
wan umb myn hovet bose gheiste dwalen.

Got boven al mick leven scal, [9]  
der werlt do ick mick ave.  
Schalkdorenjacht, stolt, ere, macht,  
schaffa iomer und gude nacht,  
vordat is godes hulde mick tor lave.

Strophe 5 B. 3 tel = Ziel. — B. 4 gamelspel = Nar-  
renspiel.

Strophe 6 B. 5 en slinde = nicht verschlinge; der viande-  
davent = der Feinde Toben.

Strophe 7 B. 3 sunte Vit = heiliger Vitus.

Strophe 8 B. 2 sick irnalen = sich nähern. — B. 5  
dwalen = ihr Unwesen treiben.

Strophe 9 B. 1 mick leven scal = mir lieb sein soll.  
— B. 3 schaffa = schabab, vorbei. — B. 5 vordat = fortan.

Zu den „Wüstungen bei Cattenstedt“ im  
vorigen Jahrgange des Br. Mag. S. 131 ist mir  
über die Gräber, die im Frühjahr 1902 an der  
Chaussée von Blankenburg nach Cattenstedt aufge-  
deckt worden sind, von Herrn Dr. Bürger, Schrift-  
führer des Blankenburgischen Ortsvereins des Harz-  
vereins für Gesch. und Altert., schon vor etwa zwei  
Monaten eine berichtende Mitteilung zugegangen,  
die leider erst jetzt zum Abdruck gelangen konnte.  
Danach hat zwar die geplante offizielle Besichtigung  
der Stätte wegen Erkrankung des Vorsitzenden nicht  
stattgefunden, dagegen haben von Mitgliedern des  
Vereins die Gräber damals eine genaue Unter-  
suchung erfahren. Es waren im Ganzen etwa 20  
in einer Reihe neben einander liegende Gräber.  
Außer den Menschenknochen waren auch die Reste  
der Särge überall noch deutlich zu erkennen; da-  
gegen sind Beigaben trotz eifrigem Suchen nirgends  
gefunden worden. Hiernach scheinen die Gräber  
eine größere Bedeutung für die geschichtliche For-  
schung nicht zu besitzen; Schlüsse über ihren Ur-  
sprung lassen sich aus dem geschilderten Befunde mit  
Sicherheit nicht ziehen.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Mai.

Nr. 5.

## Graphische Arbeiten von Mitgliedern des braunschweigischen Fürstenhauses.

Von A. Basel.

Nicht auf blutige Schlachtfelder, auf denen im Laufe der Jahrhunderte so manche Glieder unsers Fürstengeschlechts ihr Blut vergossen haben, möchte ich heute die Aufmerksamkeit lenken, auch nicht auf die Stätten geistiger Bildung, die zahlreich in unserm Lande verbreitet sind, sondern auf eine kleine unscheinbare Kunstübung, die aber dennoch bezeichnend für den Geist und die Kunstfreude des braunschweigischen Fürstenhauses ist, denn dieser Begeisterung für die Kunst verdanken wir schließlich auch den Reichtum an Kunstschätzen des Herzoglichen Museums. Ich meine die Versuche der braunschweigischen Fürsten in der graphischen Kunst, in Radierung und Schabkunst. Wenn es auch mehrfach sich nur um Jugendarbeiten handelt, so sehen wir doch daraus, wie die Liebe zur Kunst und die Pflege derselben sich schon früh entwickelt und betätigt hat, und darum wollen wir doch nicht ganz achtlos an diesen Kunstproben vorübergehen.

Im Folgenden habe ich die Arbeiten auf diesem Gebiet, soweit sie mir bekannt geworden sind, zusammengestellt<sup>1)</sup>.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-  
Lüneburg. 1633—1714.

Von diesem Fürsten sind zwei Radierungen und drei Schabkunstblätter bekannt. Die ersteren finden sich beide in der Schrift von Sigismund v. Birken (Betulius): „Dannebergische Helden-Deut.“ Hamburg 1648 und sind in den Text eingedruckt.

<sup>1)</sup> Die Herren Archivrat Dr Zimmermann, Museumsinspektor Dr Flechsig, Museumsdirektor Dr Fuhs und Dr A. Steinacker haben mich bei meinen Nachforschungen bereitwillig unterstützt, und ich möchte denselben auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank dafür aussprechen.

1. Dorf mit einer Kirche. In der Mitte das Monogramm des Herzogs AV. Plattengröße: 27 × 127 mm.<sup>1)</sup>

2. Lustschloß Gimmitze an der Elbe, vorn ein Rahn mit zwei Personen, eine dritte schwimmt nach, indem sie sich an dem Rahn festhält. Darunter die Verse:

„Die Statt spacirt zu Dorf  
Weil Sonn und Sommer hitzt  
Erd, Luft und Flut sind munder;  
Hitz ist des Lustes Zunder. AV. Fec.“

48 × 124 mm.

Ein Lustschloß Gimmitze ist nirgend aufzufinden. Es wird wohl Gimse im Amte Dannenberg gemeint sein, das allerdings nicht an der Elbe, sondern am Gimmer See in der Nähe der Elbe lag und südwestlich von Dömitz zu suchen ist.

Nun folgen drei Schabkunstblätter, die freilich recht ungeschickt gearbeitet sind, aber unter die Zin-  
kunabeln dieses Kunstzweigs gerechnet werden müssen. Offenbar gehören sie sämtlich einer recht frühen Zeit an, da nicht angenommen werden kann, daß sich Anton Ulrich noch in seinen späteren Lebensjahren mit derartigen Arbeiten befaßt haben werde. Eins der Blätter ist übrigens auch mit der Jahreszahl 1661 bezeichnet. Man könnte vermuten, der Herzog habe von dem Erfinder der Schabkunst Ludwig von Siegen, der sich in seinen späteren Lebensjahren in Wolfenbüttel aufgehalten hat, diese Kunst erlernt, doch scheint Siegen um das Jahr 1661 noch nicht in Wolfenbüttel gewesen zu sein<sup>2)</sup>. Wahrscheinlicher ist es, daß Prinz Ruprecht von der Pfalz, ein Sohn des Winterkönigs, der sich ebenfalls mit Vorliebe und großem Geschick in demselben Kunstzweige betätigt hat und durch seine Schwester, die Kurfürstin Sophie von Hannover, ein Verwandter

<sup>1)</sup> Bei den Größenangaben bezeichnet die erste Zahl die Höhe, die zweite die Breite. Es handelt sich stets um die Maße der Platten.

<sup>2)</sup> Siehe P. Seidel, Ludwig von Siegen. Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 1889. Heft 1.



des Herzogs war, diesen bei Gelegenheit eines Besuches darin unterrichtet habe. Die letztere Annahme wird noch gestützt durch die Tatsache, daß sich sowohl in Wolfenbüttel als auch in Braunschweig eine ganze Anzahl von Exemplaren eines sonst recht seltenen Schabkunstblattes des Prinzen Ruprecht gefunden hat, welche damals hier zurückgeblieben sein dürften. Zugleich möchte ich noch hinweisen auf das bei dem Schabkunstblatt Nr. 5 über Prinz Ruprecht Gesagte.

3. Der heil. Antonius, nach J. Lievens. Brustbild des Heiligen im Profil nach links, die linke Hand in den Bart fassend; links vor ihm ist das

Auch diese Platte wird noch im Herzogl. Museum aufbewahrt.

5. Weibliches Brustbild, etwas nach rechts gewendet; das Haar fällt nach beiden Seiten auf die Schultern herab. Das häßliche Blatt ist dennoch durch seine Bezeichnung das bemerkenswerteste. In der oberen rechten Ecke steht hell auf dunklem Grunde: „1661. Octo. 11.“ Darunter steht das Zeichen der Venus, ein Kreuz mit Kreis darüber, und zuletzt unten eine Nachbildung des Namenszeichens des Prinzen Ruprecht v. d. Pfalz, wie dieser es auf dem von ihm gearbeiteten Freimaurerzeichen angebracht hat. Letzteres ist ebenfalls vom Jahre 1661, und es könnte demnach scheinen, als habe Prinz Ruprecht auch das vorliegende Blatt verfertigt, dagegen spricht jedoch entschieden die ungeschickte Arbeit. Ein Zusammenarbeiten beider Fürsten scheint aber jedenfalls stattgefunden zu haben. Im Herzogl. Museum gilt Anton Ulrich von jeher als Verfertiger des Blattes. 133 × 90 mm.

Ferdinand Albrecht I., Herzog zu Braunschweig-Bevern. 1636—1687.

Ein Bruder des Vorigen, Herzog Ferdinand Albrecht I., hat uns ebenfalls eine Radierung hinterlassen:

Kreuz sichtbar. Ohne den Namen. 134 × 110 mm.

Die Platte befindet sich noch im Hzgl. Museum zu Braunschweig.

4. Herzog Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Bevern, jüngerer Bruder Anton Ulrich's, als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Wunderliche“ bekannt. Nach dem Stich von Jak. von Sandrart, der nach dem Gemälde von J. P. Muer gearbeitet ist. Der Herzog ist im Brustbilde dargestellt, das sich durch Abrundung und Verzierung der Ecken in einem Medaillon zu befinden scheint. Ebenfalls ohne Namen. 133 × 110 mm. Vergl. Abbildung 1.



1. Herzog Ferdinand Albrecht I. (S. unter Anton Ulrich Nr. 4).

Das Schloß Salder, rechts schließt sich ein Tor und links ein Garten daran. In der Mitte unter der Einfassungslinie steht: „Maison de plaisance de Saldern“. Rechts der Künstlurname: „Albert. Duc: de Br: et de L: fecit.“ 180 × 230 mm.



Ludwig Ernst. 1718—1788.

Auch ein Enkel des Vorigen und Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II, der Herzog Ludwig Ernst, hat sich in derselben Kunst versucht. Wir kennen folgende Radierung von ihm:

Landschaft mit Vieh und Hirten, nach A. Bloemaert. In der Mitte steht eine elende Hütte, rechts daneben ruht der Hirt am Boden, und links sieht man Kühe und Ziegen. Unten in der Mitte steht innerhalb des Sticherandes: „Ludwig Ernst. H. z. B. L. 1732 Sc.“ 95 × 159 mm.

Das Blatt findet sich beschrieben in A. Weigels Kunstkatalog IV 20512 und soll dort 1 Taler kosten. Es kommt in mehreren Sammlungen vor und ist

sowohl auf weißes wie auch auf braunes Papier gedruckt; von letzteren gibt es weiß gehöhte Exemplare.

Ferdinand. 1721—1792.

Der als Feldherr bekannte Herzog Ferdinand, ein Bruder Ludwig Ernsts, hat ebenfalls in seiner Jugend die Radiernadel geführt:

Landschaft mit Hütten, nach A. Bloemaert. In der Mitte steht eine Hütte, neben der man einen Wandrer, und nach rechts eine zweite Hütte sieht. Vorn rechts steht ein Ziegenbock, und in der Mitte gewahrt man noch einen Wandrer. Links daneben über der Einfassungslinie ist zu lesen: „Ferdinand. H. z. B. L. 1732.“ 95 × 158 mm. Vgl. Abbild. 2.



2. Landschaft, radiert von Herzog Ferdinand.

Albrecht (oder Albert), gefallen bei Soor.  
1725—1745.

Noch ein Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II, der im jugendlichem Alter auf dem Schlachtfelde gefallene Prinz Albrecht ist hier aufzuführen. Auch von diesem ist eine Radierung bekannt:

Landschaft mit kleinem Schloß am Wasser. Vor dem Schloßchen führt eine Treppe zum Wasser hinab, das sich nach rechts ausdehnt und auf dem ein Boot sichtbar ist. Auf einer Mauer links steht: Albrecht Dux B. et L. fecit 1737.“ 64 × 114 mm.

Über die Darstellung oder über die Vorlage zu derselben vermag ich nichts Näheres anzugeben.

Karl Wilhelm Ferdinand. 1735—1806.

Dieser allbekannte Herzog hat uns erst aus seinen späteren Lebensjahren eine Probe in der Radierkunst hinterlassen, und während seine Vorgänger meistens Landschaften dargestellt haben, führt er uns einen Soldaten vor:

Braunschweigischer Infanterist. Er steht in ganzer Figur mit geschultertem Gewehr nach links und ist nur in Umrissen radiert. Unterschrift: „Carl Pr. de Br. et Luneb. fecit. 1774 d. 27 Juny.“ 116 × 61 mm. Vgl. Abbildung 3.

Friedrich August. 1740—1805.

Ein Bruder des Vorigen, der durch seine scharfe Zunge bekannte Friedrich August, Herzog zu Braun-

schweig-Büneburg-Dels, hat zwei satirische Blätter radiert, von denen besonders das zweite ungemein selten ist.

1. Le Mésentendu. Scherzbild auf den Abt Henke u. A. Die Darstellung zeigt vier Personen, die mit a—d bezeichnet sind, in einem Zimmer, von denen zwei an Zahnschmerzen zu leiden scheinen. Sie sind in ganzer Figur im Profil silhouettenartig dargestellt und schwarz. Es bezeichnet a den Abt Sestro, b Abt Henke, c Domprediger Wolff und d Abbé Gireux. Unterschrift: „Le Mésentendu Entre deux Abbés un Curé Allemand et un Abbé François en Frac ou les Meaux de Dents mal gueries. a. San weh Ess ik warm kann nik kaun. b. San weh Ess ik kalt kann nik kaun. c. Allons wollen sie nik anfangen Um verseiung. d. Thu mir leid kañ nik elfen.“ Ohne Künstlernamen. 264 × 345 mm.

Das Blatt findet sich erwähnt in den „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit“, Herausgeg. von W. Görge. 1. Aufl. III. Jahrg. (1845). S. 146, 2. Aufl. v. J. Spehr 1881. S. 509 und wird folgendermaßen erläutert:

„Die Helmstedter Professoren der Theologie, die Äbte Sestro und Henke hatten, bei einem Besuche bei dem Kirchenrat Wolff in



Carl. Fr. v. Br. et Lunob. fecit. 1774. 2. 27 Juny.

Braunsw. 3. Braunschw. Infanterist, radiert vom schweig von Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand. Zahnschmerzen befallen, nach dem dort lebenden Zahnarzt Giraud geschickt, wurden aber statt dessen in Folge einer irrigen Bestellung von dem ebenfalls in Braunschweig sich aufhaltenden emigrierten Abbé Gireux besucht. Dieses an sich unbedeutende Mißverständnis erregte die satirische Ader des Prinzen Friedrich und gab ihm Gelegenheit, den Vorfall

zum Gegenstande einer jetzt sehr seltenen Karrikatur zu wählen, welche dann in das Publikum gebracht wurde. Abt Henke war indessen nicht der Mann, einen solchen Angriff unerwidert vorübergehen zu lassen; er schickte dem Herzog einen Band der neuen Auflage seiner Kirchengeschichte mit einer eingeschobenen Zueignung, als bewährten Beförderer der schönen Künste. Die Erwiderung des Herzogs bestand in einem munteren Schreiben mit Übersendung einer Schnupftabaksdose, weil der Gebrauch des Tabaks den Geist erwecke, und jener Geschichte der Feldzüge (1793), wobei die sorgfältigste Geheimhaltung wegen ihres bedenklichen Inhalts dringend empfohlen, zugleich aber ein zweites Exemplar beigefügt war, um solches auf der Universitätsbibliothek in Helmstedt öffentlich auszustellen.“

2. Les effets merveilleux de la musique. Links unter der Einfassungslinie steht: „Le gai inv. — le Coureur del. — le Pauvre exc.“ Darunter befindet sich auf einem mir vorliegenden Exemplar in derselben Reihenfolge als Erläuterung von alter Hand geschrieben: „Prinz Friedrich von Braunsch. — Der Käufer Jde. — Der Mahler Körner.“ 236 × 343 mm.

Der obige Titel des Blattes ist unten außerhalb des Plattenrandes gedruckt, und rechts und links ebenfalls außerhalb dieses Randes stehen in französischer Sprache gedruckte satirische Erklärungen der dargestellten fünf Personen A—E.

Auf einer jetzt im Besitz des Dr. A. Steinacker befindlichen Handschrift von Ferd. Spehr gibt letzterer folgende Erklärung der Darstellung:

„Eine andere von dem Prinzen Friedrich August bei dem Kupferstecher M. A. Beck radierte Carrikatur ist noch seltener. Sie bezieht sich auf einen jetzt wahrscheinlich nicht mehr zu erklärenden Vorfall. Auf dem Blatte befinden sich 5 mit A—E bezeichnete Personen. Vor einem Notenpulte steht ein Geigenspieler A, welcher dem Tanzlehrer und Balletmeister von Feldtenstein B zum Tanze aufspielt, den dieser gracios ausführt. Der Obrist von Driberg C groß von Person, doch durch das Alter gekrümmt und bucklig, von starkem Husten geplagt, so daß er schon aus der Ferne durch denselben kenntlich war, erscheint auf dem Bilde ein großes spanisches Rohr in der Hand. Sein Husten ist durch die aus seinem Munde kommenden Worte: ohou, ohou, ohou! kenntlich gemacht. Der Obristleutenant von der Artillerie Heinemann D hält eine brennende Lunte in der Hand und hält solche dem Rath und Doctor der Medicin Zeller E vor den Hintern, wodurch letzterer, d. h. Zeller, vor dem Obristen von Driberg zum Erbrechen gebracht wird.“

„Zu dieser Radierung gehört ein Text, welcher aber schwerlich noch vorhanden sein wird, da der Herzog Carl I, der Vater Friedrich August's, nach Entdeckung der von seinem Sohne entworfenen

Caricatur sämtliche vorgefundenen Exemplare des Textes wie der Radierung ins Kaminfeuer geworfen hat<sup>1)</sup>."

"Die dargestellten Personen hatten Porträtähnlichkeit und waren im Kostüm der damaligen Zeit gezeichnet."

Die Person D (Oberstleutnant Heinemann) wird auf einem Exemplar des Blattes handschriftlich „Oberster von Flögen“ genannt.

Eine dritte Radierung des Herzogs, die nach einer handschriftlichen Bemerkung sich im städtischen Museum befinden soll, ist dort nicht vorhanden und scheint sich auch niemals dort befunden zu haben. Es wird sich um einen Irrtum handeln.

Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig, Königin von Preußen. 1715—1797.

Nicht nur die männlichen Mitglieder unsers Fürstenhauses sind als ausübende Künstler tätig gewesen, sondern auch zwei Fürstinnen haben uns Proben ihres Kunstfleißes hinterlassen. Von der Schwester des Herzogs Karl I, der Gemahlin Friedrich's d. Gr., kennen wir eine Radierung:

Dorfansicht, nach der Angabe R. Weigel's nach A. Bloemaert. Auf einer Dorfstraße gehen im linken Vordergrund ein Mann und eine Frau nach rechts. In einem Hause im Mittelgrunde rechts steht eine Leiter, unter der noch ein Mann sichtbar ist. Links davon mehrere Gebäude und Türme. In der unteren linken Ecke steht: „Elisabetha Christina. H z B u L: Scul: 1732.“ 95 × 161 mm.

Auch dies Blatt ist verzeichnet in R. Weigel's Kunstkatalog IV 20513 und soll 1 Taler kosten.

Anna Amalia, Prinzessin von Braunschweig, Herzogin von Sachsen-Weimar. 1739—1807.

Von dieser Fürstin, der Schwester des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, sind zwei Radierungen bekannt, die sich beide sowohl im Hzgl. Museum zu Braunschweig wie auch im Großhzgl. Museum zu Weimar befinden. Beide scheinen erst in Weimar entstanden zu sein.

1. Dorf am Wasser, nach A. Waterloo, wie R. Weigel bemerkt. Rechts und in der Mitte stehen alte verfallene Gebäude, vor denen im Vordergrund Wasser fließt, das sich nach links verbreitert und bis zum Stichtande ausdehnt. Unter der Einfassungslinie steht rechts die Bezeichnung „A.“ 129 × 192 mm.

Dies Blatt ist ebenfalls beschrieben in R. Weigel's Kunstkatalog III 16893 und wird gleichfalls für 1 Taler angeboten.

Unter dem Exemplar im Hzgl. Museum zu Braun-

<sup>1)</sup> Dieser Text ist uns vermutlich erhalten auf einem Exemplar, auf dem zu beiden Seiten der Radierung die schon erwähnten in französischer Sprache gedruckten Erklärungen der dargestellten Personen stehen.

schweig befindet sich ein Zettel, auf dem in alter Schrift zu lesen ist: „Von Ihro Durchl. der verwittweten Herzogin von Weimar höchstehändig radirt. 1778.“

2. Ansicht von Schloß Ettersburg. Dasselbe liegt auf einem Hügel, etwas nach links; vorn befindet sich Gebüsch. Unterschrift: „Schloß zu Ettersburg.“ Links unter der Einfassungslinie steht „A.“ 131 × 190 mm.

## Erlebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in den Jahren 1810 und 1811.

Aus Briefen Karl Hennebergs  
mitgeteilt von Heinrich Mack.

### 4. Von Paris bis Rom.

Über Troyes und über Dijon, wo der mit Gmelin von Göttingen her bekannte Präfekt sie nicht allein in seinem schönen Wagen unter dem Geleit eines kriegsgefangenen spanischen Obersten zu den Lebenswürdigkeiten fahren ließ, sondern sie auch mit den höhern Beamten der Stadt zu einem großen Diner einlud, führte die Reisenden ihr Weg zunächst nach Beaune an der Côte d'Or. Hier wurde eine zweitägige Rast gemacht, die in Gesellschaft Henneberg'scher Freunde, der Herren Chauvelot und Bernardi, sehr angenehm verstrich. Am 27. August erfolgte die Fortsetzung der Reise auf Châlons-sur-Saône und von da in sehr genußreicher Flußfahrt über Mâcon nach Lyon. Die dortigen Spitzen der Intelligenz bereiteten den jungen deutschen Gelehrten, wie sie sich schmeichelhaft ausdrückten, eine sehr freundliche Aufnahme. Sowohl der Direktor der Bibliothek Antoine François Delandine<sup>2)</sup>, ein Märtyrer der Revolution und sehr fruchtbarer Schriftsteller, als die Direktoren des Museums und der Zeichen- und Malerschule, die Professoren Rivoil und Artaud, zeigten ihnen persönlich ihre Anstalten. Die letztgenannten beiden Herren gaben ihnen auch Gelegenheit, einer Preisverteilung an die Schüler der Zeichenschule beizuwohnen. Dieser Akt brachte Henneberg den Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen besonders klar zum Bewußtsein. „Die Vorstellung, erzählt er, die ich mir von der Preisverteilung beim Hingehen machte, war die eines Examens bei uns. Der gute Professor Heusinger<sup>3)</sup> bot sich meinen Augen dar mit seinem gesetzten und ernstem Gebahren, und ich erwartete bei dieser Preisverteilung der feinen wenigstens in etwas ähnliche Gestalten zu sehen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich in den Saal trat und hier anstatt des Bildes, das ich mir ausgemalt hatte, stutzerhafte Professoren mit Degen und Dreimaster fand, den

<sup>2)</sup> Zu Lyon am 6. März 1756 geboren, gest. 5. Mai 1820.

<sup>3)</sup> Konrad H., Direktor des Ratharineums zu Braunschweig, der bekannte Diviusüberseher, geb. 1752, gest. 1820.

Präfecten, der den Vorsitz führte und eine kleine Rede hielt, und Musikanten, die auf einer Tribüne im Hintergrunde des Saales saßen und in den Zwischenpausen türkische Musik ausführten oder Walzer spielten. Welcher Gegensatz zu der Würde, mit der man solche Akte bei uns vornimmt! Dieser Zug sowie eine Menge andre, die ich auf meiner Reise bemerkt habe, lassen mich keinen Augenblick daran zweifeln, daß man im öffentlichen Unterricht, in Künsten und Wissenschaften bei uns viel weiter vorgeschritten und viel gründlicher ist als hier. Glückliche Empfindung für einen Deutschen, der auf der andern Seite zugeben muß, daß Boden und Klima Frankreichs den unsrigen weit vorzuziehen sind!“

Von Lyon brachte am 2. September das Marktschiff die Reisenden rhoneabwärts nach Vienne, das um seiner Römerbauten willen, der ersten, die Henneberg zu sehen bekam, besucht wurde. Die Weiterreise nach Avignon mußte wegen heftigen Windes zu Lande gemacht werden. Unterwegs gab es in Orange wieder einen Triumphbogen und einen Circus römischen Ursprungs zu sehen. Über Avignon selbst, wo man am 6. September anlangte, weiß Henneberg nichts zu sagen, dagegen schwärmt er ganz aus der Empfindsamkeit seiner Zeit heraus von einem Absteher nach der nahen Bauchse. „In meinem ganzen Leben habe ich so Schönes noch nicht gesehen; weder der Harz noch der Schwarzwald, die einzigen hohen Berge, die ich kenne, bieten etwas Ähnliches. Ich finde meinen Pinsel zu schwach, um Euch das Bild dieser Quelle und ihrer Wasserfälle malen zu können. Ich verweise Euch auf den Abbé Delille<sup>1)</sup>, der sie im dritten Buche seiner „Gärten“ beschrieben hat, ein Gedicht, das mich auf meiner Pilgerfahrt zu dieser Quelle begleitete. Hier ist's, wo in ungeheurer Wölbung, eingeschlossen von schroffen Felsen, die Sorgue entspringt, ein Fluß, der selbst in seiner Wiege schon viel breiter als unsere Oder ist und so tief, daß er die größten Schiffe tragen könnte. Hier, an den Ufern dieses Flusses, in dieser Grotte, besang Petrarca seine Laura oder beklagte er sich darüber, daß das Schicksal ihn zum hoffnungslos Liebenden machte. Wenn ich in mir die geringste Fähigkeit fühlte gute Verse zu schmieden, ich würde hier Wünsche für Euch dargebracht haben, wie Petrarca sie oft an diesem Orte für seine Laura darbrachte, die ihm nicht teurer gewesen sein kann, als Ihr es mir seid.“

Am 10. September von Avignon wieder aufgebroschen gelangten die Reisenden in drei Tagen nach Montpellier. Davon entfiel aber einer auf den Besuch von Nismes, dessen mächtige Römerbauten, namentlich der Aquädukt und das Amphitheater, trotz der schon in Vienne und Orange empfangenen

Eindrücke von Henneberg mit ungeschwächter Bewunderung angestaunt wurden. „Zweifelloß waren die, welche solche Pläne erfannen, von einem dem unsern überlegenen Geiste beseelt.“ „Ich habe alle die modernen Denkmäler gesehen, die der Kaiser Napoleon zu seiner Ehre und zu der seines Heeres hat errichten lassen, aber keines kommt dem geringsten der Alten nahe.“ Das sind Äußerungen, die noch jene volle und aufrichtige Begeisterung für das Altertum atmen, wie sie in jezt längst vergangenen Tagen die Zöglinge der deutschen Gymnasien mit ins Leben nahmen. Gewiß hatte sie ihre Schwächen, aber darüber darf ihre großartige erziehlische Kraft nicht vergessen werden. Diese Kraft hat sich auch an unserm Freunde bewährt: obwohl es ihm unter der Fremdherrschaft materiell nichts weniger als schlecht ging, war er doch von kritikloser Anbetung des großen Götzen Napoleon weit entfernt.

In Montpellier verlebten die beiden Gefährten eine Reihe höchst angenehmer Tage durch die Gastfreundschaft eines Landsmanns. Das war Johann Georg August Lichtenstein, ein 1783 geborener Sohn des Professors und Abts Anton August Heinrich Lichtenstein in Helmstedt und jüngerer Bruder des berühmten Afrikareisenden. Er hatte sich in Montpellier als Kaufmann niedergelassen, genoß dort großen Ansehens und lebte sehr gesellig. Auch ein junger Löffbede hielt sich damals in Montpellier auf und tat das Seinige, die Gäste möglichst lange festzuhalten. Henneberg beteiligte sich mit Eifer an dem abendlichen Schachspiel und meldete triumphierend nach Hause, daß er den besten Spieler der Gesellschaft, einen schwedischen Major, matt gesetzt habe.

Über Nismes, das so nochmals berührt wurde, Beaucaire, Tarascon, Orgon und Niz wurde am 19. September Marseille erreicht. Die herrliche Lage der Stadt und der von Schiffen aller Nationen — die englische ausgenommen — belebte Hafen verschliefen ihren Eindruck nicht. Dazu gab es auch hier wieder liebenswürdige und bedeutende Persönlichkeiten kennen zu lernen, so den Botaniker und evangelischen Theologen Camille Rostan<sup>1)</sup>, der große Reisen durch Griechenland gemacht hatte, so einen Herrn Barbaroux, vielleicht ein naher Verwandter des 1794 hingerichteten Revolutionärs. Ein besonderes Interesse bot damals Marseille als Aufenthaltsort des von Napoleon zur Abdankung gezwungenen Königs Karls IV. von Spanien, seiner Gemahlin und des berücktigten Günstlings beider, des zum Herzog von Alcudia und Friedensfürsten<sup>2)</sup> erhobenen Manuel de Godoy. Henneberg bekam alle drei zu sehen. Den König schildert er als einen gutgewachsenen, sehr dicken Mann mit ziemlich ausdruckslosem Gesicht. Nach Aussage der Marseiller

<sup>1)</sup> Dieser Dichter war den Hennebergs wohl deshalb so vertraut, weil er eine Zeitlang als Emigrant in Braunschweig gelebt hatte.

<sup>2)</sup> R., der am 7. August 1774 in Marseille geboren war, starb am 5. Dez. 1833.

<sup>3)</sup> Principe de la Paz.

sei er mit seiner gegenwärtigen Lage sehr zufrieden, mache sich nicht die geringste Sorge über den Gang der Dinge in seinem unglücklichen Reiche und widme den größten Teil des Tages seiner Jagdleidenschaft. Trotz allem, was ihm der Friedensfürst angetan, habe er selbstig seine Vnhänglichkeit unverändert bewahrt, und man sehe ihn nie ohne diesen Mann, der durch seine Schönheit seinem Vaterlande so verderblich geworden sei.

In sehr liebenswürdiger Gesellschaft eines wie Nelson verstümmelten Marineoffiziers und zweier Schweizer Offiziere reisten Henneberg und Omelin am 24. September nach Toulon weiter. Dank vortrefflichen Empfehlungen war es ihnen vergönnt, sowohl das Arsenal als auch das französische Geschwader besichtigen zu dürfen. Der Besuch der mit 64 Kanonen armierten schönen Fregatte „Suffren“ gestaltete sich durch die Erläuterungen des Kommandanten Simiot und seiner Offiziere sehr lehrreich. Im Arsenal fiel die Menge neuer Schiffsbauten auf, für die ein Heer von Arbeitern eingestellt war. So würde, meint der Schreiber, der Verlust, den die französische Flotte erlitten habe, bald wieder ersetzt sein. Allerdings herrsche Mangel an Matrosen, und der zur Zeit sehr geringe Umfang des französischen Seehandels sei der Ausbildung von Nachwuchs hinderlich.

Hatte schon ein von Toulon aus unternommener Ritt nach Hyères trotz der südlich üppigen Vegetation Henneberg etwas enttäuscht, so brachte es die Reise von Toulon nach Nizza fertig, sein bisher der Provence gespendetes Lob in den bittersten Tadel zu wandeln. Zunächst erwies es sich als unmöglich, für noch so viel Geld einen Wagen zu erhalten, der die Reisenden geradeswegs nach Nizza gebracht hätte. Sie mußten also nach drei Tagen nutzlosen Wartens, um nur überhaupt weiterzukommen, nach dem sehr außer der Rehr liegenden Städtchen Vidauban fahren. Auch hier wieder war der gewünschte Wagen nicht aufzutreiben. So wurde denn, da sich wegen ernstlichen Unwohlseins Omelins, herbeigeführt durch schlechtes Essen und schlechten Wein, eine Fußwanderung verbot, eine Karre gemietet, auf der im Schneidentempo die sechs Meilen nach Fréjus zurückgelegt wurden. Dort glückte es um einen gewaltigen Preis Omelin auf dem einzigen noch leeren Platze eines Wagens aus Nizza unterzubringen, während Henneberg sich zu Fuß auf den Weg machte, neben dem Mantier hertrabend, das er für sein Gepäck genommen hatte. Nach zweitägigem, durch die große Hitze, den schlechten Weg über den Esterel und die knoblauchgewürzte Nahrung sehr erschwerten Marsche kam er noch einige Stunden eher in Nizza an als der Wagen mit Omelin. In einem deutschen Wirtshause gewannen beide bald ihre Kräfte und Henneberg auch seine Reiselust wieder. Sie lernten in Nizza zwei Flamländer und zwei im Dienste des Herzogs

von Sachsen-Gotha stehende Edelleute, Herrn v. d. Gabelenz und Forstmeister v. Thümmel, kennen, die sämtlich gleichfalls auf der Reise nach Rom begriffen waren; in dem letztgenannten Herrn wird man sicherlich einen Verwandten des Dichters Moriz August v. Thümmel zu sehen haben. Widriger Wind ließ unsere Reisenden von ihrem ursprünglichen Plane, sich zu Schiff nach Genua zu begeben, absteigen und den landschaftlich sehr schönen, aber auch sehr beschwerlichen Weg über den Col di Tenda auf Turin wählen. Von Herrn v. d. Gabelenz begleitet legten sie ihn in fünf Tagen zurück, von denen drei auf den An- und zwei auf den Abstieg entfielen. In Turin blieb man zwei Tage, den 11. und den 12. Oktober. Der Gesamteindruck der Stadt auf Henneberg war ein sehr bedeutender: er rühmt ihre schönen und regelmäßigen Straßen, die weiten Plätze, kurz ihr großartiges Äußere und pflichtet der Ansicht Rousseaus bei, daß Turin eher verdiene die Hauptstadt eines großen Königreiches zu sein als Paris. Die Befichtigung im einzelnen erfüllte dagegen nicht ganz die Erwartungen, mit denen sie unternommen wurde. Das Museum erwies sich als von Denon stark geplündert; die schönen Grabdenkmäler der Könige von Sardinien waren in der Revolutionszeit zum Teil arg verstümmelt worden. Von Turin ging es dann nach Genua weiter, das in drei Tagen erreicht wurde. Der Weg führte über blutgetränkten Boden. Das erste Nachtquartier war Asti, das zweite Novi. Bei der Erwähnung dieses Ortes erinnert Henneberg kurz an den dort im Jahre 1799 erfolgten Sieg Suworows über Joubert. Eine längere Betrachtung widmet er dem Schlachtfelde von Marengo, das man auf der Fahrt von Asti nach Novi zu kreuzte. „Hier wurde im Jahre 1800 das Geschick Italiens, ja eines großen Teils von Europa entschieden. Das Schicksal ließ uns dieses Schlachtfeld gerade am 14. Oktober sehen, an jenem Tage, der 1806 so verhängnisvoll für unser unglückliches Vaterland ward. Ich kann Euch die Empfindungen nicht schildern, welche dies sonderbare Zusammentreffen in mir hervorrief und die mich an diesem Tage um so mehr peinigten, als meine Reisegefährten, zwei französische Offiziere, die an beiden Schlachten teilgenommen hatten, sich alle mögliche Mühe gaben, mir eine Beschreibung davon zu liefern und mir die Fehler zu zeigen, die meine Landsleute sowohl bei Marengo als bei Jena sich zu Schulden kommen ließen. Was würde ich nicht darum geben, wenn ich diese beiden Tage aus dem Gedächtnis tilgen könnte!“

Neben dem Hafen und den zahlreichen Prachtplätzen in den leider so engen Straßen rühmt der Briefschreiber als Hauptsehenswürdigkeit von Genua namentlich das Armenhospital, das im Auslande mit Recht das Wunder Genuas heiße. Der gleichen könne man nur in den alten Republiken



finden, wo der Bürger als Mitregent alle seine Mittel für das öffentliche Wohl hergebe und sich mit der Achtung der Zeitgenossen begnüge, — eine ebenso verkehrte wie bei der kindlichen Geschichtsauffassung der Aufklärungszeit begreifliche Lobpreisung. Am 18. Oktober bestiegen die Reisenden ein Kistenfahrzeug, das sie nach Lerici bringen sollte; von dort wollten sie dann wieder zu Lande auf Pisa und Florenz zustreben. Kaum aber war das Schiff aus dem Hafen von Genua heraus, als sich widriger Wind mit starkem Wellengange einstellte, so daß nach zwanzigstündigem Kreuzen der Padrone den kleinen Hafen Levanto nordwestlich von Spezia anlaufen mußte, um besseres Wetter abzuwarten. Die beiden Freunde waren aber schon jetzt der Seefahrt völlig überdrüssig. Sie verließen deshalb das Schiff, mieteten sich zwei Maultiere, eins für ihr Gepäck, eins um abwechselnd darauf zu reiten, und erreichten so noch am 19. Oktober das Städtchen Sarzana. Hier fanden sie einen Betturin, der sie Tags darauf nach Pisa fuhr. Natürlich erwähnt Henneberg in seinem Bericht über Pisa auch den schiefen Turm, viel ausführlicher aber spricht er von dem Campo Santo. Er preist den Gedanken, die Asche aller derer, die ihr Vaterland berühmt gemacht haben, an einem Orte zu vereinigen, als groß und schön, er preist auch die Verwirklichung, die ihm in Pisa zu Teil geworden, unter besonderm Hinweis auf das von Friedrich dem Großen gestiftete Grabdenkmal Algarottis als wahrhaft würdig, freilich mit einem Vorbehalt. Die heilige Erde nämlich, die man eigens aus Jerusalem für den Campo Santo herbeiholte, sie wirke, meint er, mesquin: wiederum redet hier die nackteste, nüchternste Aufklärung aus ihm.

In Florenz, wohin man auf trefflich gepflasterter Straße am 22. Oktober gelangte, fand Henneberg nicht die Stadt, die er nach ihrem Beinamen „die Schöne“ in ihr zu finden erwartet hatte. Nur drei oder vier regelmäßige Straßen, im Verhältnis viel weniger Paläste als in Genua, dafür aber eine unglaublich große Zahl unglaublich frecher Bettler, für deren Überhandnehmen ein Hauptgrund in der Aufhebung der Klöster gesehen wird. Der Dom freilich und mehr noch die herrlichen Kunstschätze entschädigten für vieles. War auch die mediceische Venus nach Paris entführt, so hatte doch im Ganzen die französische Raubsucht hier nicht so schlimm gehaust wie anderswo und namentlich die Gemälde verschont. Schon im Begriff abzureisen begegneten die Gefährten zufällig zwei Pariser Bekannten, dem Schweden v. Klinkowström und dem Deutschrussen v. Nennenkampff, die eben erst angekommen waren. Um deren Gesellschaft willen gaben sie noch einige Tage zu und hatten es nicht zu bereuen. Klinkowström, selbst ein geachteter Maler, wußte ihnen die Meisterwerke in den Galerien von Florenz vortrefflich zu erklären. Außerdem lernten

sie durch ihn mehre andre Künstler kennen, darunter den in Florenz ansässigen berühmten Kupferstecher Raphael Morghen, der sehr freundlich sein Atelier zeigte. Bei außergewöhnlich schlechtem Wetter wurde dann am 1. November nach Rom aufgebrochen. Der Regen hielt während der ganzen Fahrt an, die Kälte war so groß, daß man in den Wirtshäusern zuerst die Forderung nach Feuer im Kamin stellte, die Wege waren schlecht, die Flüsse angeschwollen, die Wirtshäuser erbärmlich. Zu alledem noch ein Betturin, der nicht zu fahren verstand und bei Montefiascone, wo neben der Chaussee zwei übereinander liegende Gräben herliefen, dermaßen umwarf, daß der glücklicherweise sehr stark gebaute Wagen, die Räder in der Luft, erst in den einen und dann in den andern Graben fiel und zwei Stunden Arbeit im strömenden Regen nötig waren, um Wagen und Maultiere wieder in die Höhe zu bringen. Trotz aller dieser Unannehmlichkeiten und Fährlichkeiten aber langte die durch den Anschluß von Klinkowström und Nennenkampff verdoppelte Reisegesellschaft am 7. November glücklich und wohlbehalten in Rom an.

##### 5. In Rom und Neapel.

Henneberg weilte im ganzen zwei und einen halben Monat in der ewigen Stadt und zwar zuerst bis Anfang Januar, dann wieder vom 15. Februar bis zum 5. März 1811, die Zwischenzeit verbrachte er in Neapel und Umgegend. In den Briefen, die er aus Rom und Neapel nach Hause schrieb, spielen die Angelegenheiten der Heimat und der Familie eine viel größere Rolle als in den früheren. Das hat seinen guten Grund: die Seinigen hatten ihm gerade damals allerlei wichtige Begebenheiten aus dem Staatsleben des Königreichs Westfalen zu melden, von denen natürlich auch viele persönliche Interessen berührt wurden. Durch Dekret vom 30. September 1810 hatte der König eine neue Organisation des Postwesens verfügt, die zahlloser arger Mißstände halber von den darunter Leidenden schon längst gefordert, von dem gescheiterten Finanzminister v. Bülow auch nachdrücklich betrieben, aber von dem unfähigen Generaldirektor der Posten, dem Franzosen Bothau, bisher erfolgreich verhindert worden war<sup>1)</sup>. Am 8. November spricht nun Henneberg seine hohe Genugtnung darüber aus, daß die deutsche und gute Sache den Sieg davon getragen habe, meint aber dann im nächsten Briefe voller Besorgnis, daß die drei im Postfach angestellten Brüder des Vaters, der Postrat in Braunschweig sowie die Oheime in Blankenburg und Hamburg, bei der neuen Organisation eher verlieren als gewinnen würden, da sie, namentlich die beiden ersten, ihm zu ernsthafte Mitbewerber zu haben schienen. Die Entscheidung ließ auf sich warten, zudem gab es eine weitere Kompli-

<sup>1)</sup> Vergl. Thimme a. a. O. Bd. II S. 385 f.

kation mit der Einverleibung Hamburgs ins französische Reich im Dezember 1810, und so hatte Karl noch wiederholt Anlaß, dieser Sache sorgen- und theilnahmevoll zu gedenken. Übrigens ließ sie, um das nebenbei zu bemerken, ganz glimpflich ab. Von allen damals im westfälischen Postdienst stehenden Hennebergschied nur der Posttrat in Braunschweig aus und zwar mit ansehnlicher Pension; der Blankenburger Bruder blieb als Direktor 2. Klasse in Blankenburg, der Hamburger wurde als Direktor 1. Klasse nach Hannover versetzt. Ernst, des Postrats ältester Sohn, der kurz vor der Einverleibung Hamburgs von Göttingen dorthin versetzt worden war, wurde Kontrolleur in Heiligenstadt, dann in Mühlhausen, während sein Bruder August nach wie vor dieses Amt in Nordhausen bekleidete.

Weiter machte sich Henneberg in jenen Monaten schwere Sorgen um seinen Schwager Ludwig Lössbecke. Die zweite Hälfte des Jahres 1810 zeigte Napoleon entschlossen den wirtschaftlichen Kampf gegen England mit erhöhtem Nachdruck zu führen. Am 5. August wurde der Tarif von Trianon vollzogen, der die Zölle auf Kolonialwaren ins Ungemessene steigerte, am 19. Oktober folgte das Dekret von Fontainebleau, das die Vernichtung konfiszierter englischer Waren bestimmte. Natürlich sollten nach des Kaisers Absicht diese Verschärfungen nicht nur in Frankreich und den ihm unmittelbar unterworfenen Ländern, sondern im gesamten napoleonischen Machtbereiche verwirklicht werden, und am wenigsten konnte sich ihnen die von Napoleon ganz abhängige westfälische Regierung widersetzen. Nachdem schon durch königliches Dekret vom 26. September die Beschlagnahme aller englischen Manufaktur- und Fabrik-, auch aller Kolonialwaaren beim Verühren der westfälischen Grenze verfügt und die Errichtung eines eignen Präsenngerichts in Kassel angeordnet war, wurde unterm 10. Oktober der Tarif von Trianon auch für Westfalen in Kraft gesetzt und unterm 26. des nämlichen Monats behufs Verhinderung des Schleichhandels die Sequestration aller Niederlagen von englischen Waren angeordnet. Und auch dem Dekret von Fontainebleau nachzuleben zeigte man sich demnächst in Jeromes Königsreiche bemüht. Dem westfälischen Moniteur zufolge<sup>1)</sup> wurden am 2. Dezember in Kassel, am 21. in Braunschweig, am 26. in Marburg konfiszierte englische Waren der verschiedensten Gattungen auf öffentlichem Plage verbrannt oder sonstige vernichtet, unterm 15. Dezember wird aus Halberstadt gemeldet, daß dort ein solcher Akt unmittelbar be-

<sup>1)</sup> Westfäl. Moniteur 1810 Nr. 172 S. 755 f., Nr. 191 S. 839, Nr. 197 S. 863. Übrigens ist nicht unmöglich, daß derartige Exekutionen mehr oder weniger Augenverblenden waren. Die westfälische Regierung mußte sich zwar äußerlich als eifrige Anhängerin der Kontinentalsperre zeigen, war dies aber in Wirklichkeit keineswegs. Vgl. Fulda u. Hoffmeister, Hessische Zeiten und Persönlichkeiten von 1751 bis 1831, Marburg 1876, S. 162 f.

vorstehe. Da nun die Firma Gebr. Lössbecke u. Comp., der Ludwig Lössbecke als Teilhaber angehörte, zu der Zeit noch keineswegs ein reines Bankgeschäft war, sondern vor allem auch Großhandel mit englischen und französischen Kurzwaren, mit englischen baumwollenen und wollenen Manufakturwaren, endlich mit englischem Zinn und Zinnblechen betrieb<sup>2)</sup>, so liegt offen zu Tage, welche Gefahr für sie eine so strenge Handhabung der Kontinentalsperre bedeutete. In unsern Briefen ist zum ersten Male am 17. November davon die Rede. „Das, was Ihr über Lössbeckes Handel mir schreibt, erwidert Henneberg den Eltern, hat mich unendlich betrübt; ich fürchtete längst diese Katastrophe, die denn nun so wie dort so auch hier zu gleicher Zeit eingetreten ist. Es ist unstreitig das allerbeste einen Handel ganz aufzugeben, der mit so vieler Gefahr verbunden ist. Mag dadurch auch eine Einschränkung erforderlich sein, mag der Herr Bruder auch seine Pferde abschaffen müssen, es ist immer besser mit weniger zu leben als vieles mit steter Angst und Sorge zu bewachen. Auch hier so wie zu Neapel und Livorno sollen, so wie man sagt, Waren confisziert und verbrannt sein.“ Drei Wochen später<sup>3)</sup> gibt der Schreiber der wiederholten Verteuerung seiner Teilnahme eine Wendung von allgemeinerem Interesse. „Nicht sehr geht mir unser guter Ludwig nahe; er war immer mein erster Gedanke, wenn ich von den harten Maßregeln gegen den englischen Handel hörte; nur beruhigte mich dabei die bekannte Lössbeckesche Feinheit und Handelsklugheit und hoffe ich auch jetzt zu dieser, daß noch alles besser abläuft, als sich erwarten läßt. Mit dem gewöhnlichen Handelszweige scheint es jedoch ganz oder wenigstens auf lange Zeit vorbei zu sein, und so, glaube ich, wäre das Beste für L., schnell zu etwas anderm zu greifen, so unangenehm es auch sein muß, ein bekanntes Geschäft zu verlassen, für das man in gewisser Rücksicht eine entschiedene Vorneigung hat. Wäre vielleicht nicht eine Stelle bei den neuen Zwetschen-Zucker-Fabriken? Ich habe mich hier vergeblich nach der Fabricirung dieses neuen Surrogats erkundigt und glaube um so mehr, daß der Zeitungsartikel, nach welchem der hiesige Präfect dies Surrogat eingeführt hat, falsch sei, als der Zwetschenbaum hier erst hätte eingeführt werden müssen: in der ganzen Campagna romana sah ich keinen, und höchstens werden in den Apenninen sich deren finden. Wohl beschäftigt man sich hier aber mit der Fabricirung des Zuckers aus Weintrauben und zwar im kleinen mit gutem Erfolg; ob im großen es sich mit Vorteil betreiben läßt, steht dahin, da die Kosten zur Anlegung einer Fabrick, der sonstigen Geräthschaften ect. zu schwer sich be-

<sup>2)</sup> Nach Ausweis der Braunschweigischen Adreßbücher aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

<sup>3)</sup> Am 9. Dezember.



stimmen lassen, und es dabei ungewiß bleibt, ob man lange dieses Surrogats sich zu bedienen nöthig haben wird. Indessen kenne ich doch einen Apotheker zu Toulon, der sich vorgenommen hat, im künftigen Jahre in Verbindung mit einem Deutschen, einem Hrn. von Müller, eine große Fabrik dort anzulegen.“ Der zweite Teil dieser Auslassung veranschaulicht recht gut das in der Kontinentalsperre wurzelnde emsige Bestreben damaliger Zeit, gewisse Kolonialwaren durch Surrogate zu ersetzen. Alle in dieser Hinsicht gemachten Erfindungen wurden, mochten sie auch noch so unvollkommen, unpraktisch und unbewährt sein, von den Regierungen aufmerksamer Beachtung gewürdigt und mit Eifer gefördert. Um beim Zucker zu bleiben, so sei an die kräftige Fürsorge erinnert, die Napoleon, seiner Zeit weit vorausseilend, der Rübenzuckerfabrikation angedeihen ließ, sei die weniger bekannte Tatsache wieder aufgefrischt, daß gleichfalls Napoleon unterm 18. Juni 1810 den Chemikern Proust und Fouques, von denen jener den Traubenzucker entdeckt, dieser ihn für den Gebrauch vervollkommen hatte, beträchtliche Geschenke bewilligte mit der Auflage, im südlichen Frankreich Traubenzuckerfabriken einzurichten<sup>1)</sup>. Und auch in Westfalen war man auf dem Posten. Im Dezember 1810 berichtete der Finanzminister v. Bülow dem Könige über die dem Apotheker Heyer in Braunschweig unter Beihilfe des Dr. med. Lüdewissen gelungene Herstellung von Zwetschenzucker. Heyer hoffe das Pfund Zucker zu 8 Ggr., den Sirup zu 4 Ggr. liefern zu können, schon hätten sich auch Fabriken zur Ausbeutung der Erfindung gebildet. Der Bericht empfiehlt zum Schlusse, für Heyer eine Gratifikation von 4000 Frs. zu bewilligen, was der König natürlich alsbald tat. Auf Grund der offiziellen Veröffentlichung im Westfälischen Moniteur<sup>2)</sup> brachten auch andre Zeitungen die Nachricht hiervon, und so kam sie im Januar 1811 auch an Karl Henneberg, der damals in Neapel weilte. In seinem Briefe vom 19. Januar dessen erwähnend fügt er hinzu: „Glück den Fabrikanten, die diesen neuen Industrie-Zweig ergreifen! Ich lege keine Zwetschen-Zucker-Siederei an.“ Daraus darf man schließen, daß dem Schreiber inzwischen sehr starke Zweifel an der Rentabilität der Zwetschenzuckerfabrikation, auch unter günstigeren Verhält-

nissen als in Italien, aufgestiegen war, und daß er seinen früheren, von vornherein wohl nur halb ernsthaften Vorschlag, der Schwager Ludwig möge sich eine Stellung in der neuen Industrie suchen, schon gänzlich hatte fallen lassen. Dennoch bestand seine Sorge um das Lößbeck'sche Geschäft unvermindert fort, wie der nächste, auch noch aus Neapel datierte Brief vom 29. Januar sehr deutlich erkennen läßt. Viel Erfreuliches, meint dort Henneberg im Hinblick auf die elterlichen Briefe, die er bei seiner Rückkehr in Rom vorzufinden hoffe, viel Erfreuliches zu vernehmen, erwarte er nicht. „Es ist so manches vorgefallen, was für uns und unsere Gegend nicht von den besten Folgen hat sein können, und da wird wohl, wie immer, die Versicherung, daß es wenigstens Euch persönlich wohl gehe, in Euren Briefen mir die angenehmste Nachricht sein. Ich habe hier in Neapel so manchen Kaufmann, besonders aus der Schweiz, kennen gelernt und durch sie dann von den vielen Fallissements gehört, die zu Hamburg, Paris und andern Orten ausgebrochen sind. Was doch eine wohlgemeinte Absicht für unglückliche Folgen haben kann! Auch hier ist alles, was Kaufmann heißt, in Bestürzung: Keiner traut dem andern; alles klagt und alle Geschäfte ruhen, ein Zustand, der für die hiesige Stadt um so unglücklicher ist, als sie mehr Handels- als Residenz-Stadt ist und in sich so viele Tausende zählt, die nur von der Schifffarth und den dadurch erhaltenen Gewerben leben.“ Auffallen muß in diesen Worten die Wendung von der wohlgemeinten Absicht der Kontinentalsperre. Erklärt wird sie nur durch die Annahme, daß Henneberg das Wesen des Systems im Protektionismus erblickte, während es doch in Wahrheit im Prohibitionismus lag.

Übrigens auch an seinem eignen Leibe sollte unser Freund die Härte der Zeit erfahren. Durch königliches Dekret vom 10. Dezember 1810, das wie so viele andere ein Ausfluß der chronischen Finanznot des Reiches war, wurden sämtliche geistlichen Stiftungen im Königreiche Westfalen aufgehoben, wobei Pensionierung der derzeitigen Präbendare vorgesehen ward. Von dieser Maßregel wurde nicht nur der Präfekt Henneberg als Dekan des Bistumsstifts, sondern auch sein Sohn betroffen, der in demselben Stift ein Vikariat innehatte. Wie dieser die leidige Nachricht aufnahm, lehrt sein Brief vom 9. Februar 1811. „Die Aufhebung der geistlichen Stifter war in Rücksicht der politischen Neuigkeiten, die Euer Brief enthielt, die einzige, die mir noch unbekannt war, und, wie Ihr wohl erwarten könnt, die unangenehmste. Im 23sten Jahre auf Pension gesetzt zu werden scheint mir von übler Vorbedeutung. Ich werde gern auf jede mir mögliche Weise zu der einzuführenden strengern Economie in unserm Hause beitragen.“

Nun aber zurück zu Hennebergs Reiseerlebnissen,

<sup>1)</sup> Proust bekam 100000, Fouques 40000 Frs., jener außerdem noch das Kreuz der Ehrenlegion. Zugleich wurde verfügt, daß spätestens vom 1. Januar 1811 an in allen öffentlichen Anstalten der Traubenzucker statt des Rohrzuckers gebraucht werden sollte. Vgl. Westf. Moniteur 1810 Nr. 78, S. 352. Ebda Nr. 107, S. 480, ist der Auszug eines Schreibens aus Versailles vom 23. August abgedruckt, worin es heißt: „Bald wird nun auch der Traubenzucker den Kolonialzucker ersetzen.“

<sup>2)</sup> 1810 Nr. 185, S. 815. Der Moniteur druckt statt Heyer Heydeck, aber einen Apotheker dieses Namens gab es in Braunschweig nicht; es kann nur Heyer gemeint sein, der damals die Apotheke am Hagenmarkt innehatte.

die selbstverständlich auch in den Briefen aus Rom und Neapel durchaus im Vordergrunde stehen. Wie schon mehrfach in andern Städten, so sah er auch in Rom seine hochgespannten Erwartungen — zunächst wenigstens — nicht erfüllt. „Es — d. h. Rom — ist äußerst still und hat besonders in der letzten Zeit unendlich viel verlohren, leider auch eins, das ihm in den letzten Zeiten noch einen eigenen Anstrich gab: sein geistliches Gewand. Man sieht in dieser ersten Stadt der katholischen Kirche nicht einen Ordensgeistlichen im Ornat mehr; alle haben bürgerliche oder schwarze Kleidung anlegen müssen.“ So schreibt der Reisende am Tage nach seiner Ankunft, meldet aber gleichzeitig, daß er schon interessante Bekanntschaften unter den Künstlern gemacht, auch den Professor Wiedemann<sup>1)</sup> aus Kiel, einen Braunschweiger, der vor seiner Berufung an die schleswig-holsteinische Universität als Professor am anatomisch-chirurgischen Kolleg in seiner Vaterstadt gewirkt hatte, ganz wider Erwarten getroffen habe. Diese persönlichen Beziehungen vor allem, von denen die zu den Künstlern vermutlich durch v. Klinkowström vermittelt wurden, gestalteten dann doch Hennebergs Aufenthalt in Rom zu einem sehr angenehmen und ausreichenden. Das läßt insbesondere eine Schilderung in dem Briefe vom 17. November erkennen, die im vollen Wortlaut hier einzuschalten um so berechtigter sein dürfte, als sie einerseits für das Denken und Fühlen des Briefschreibers wiederum sehr bezeichnend ist, andererseits aber auch einen guten Einblick in das Leben und Treiben der damals in Rom schaffenden germanischen Künstler gewährt. „Mein Leben hier ist äußerst einfach. Ich habe mit allen den Freunden, von denen ich in meinem letzten Briefe Euch schrieb, eine Wohnung zusammen bezogen auf der piazza di Spagna, von der der Hr. Kammerrath Krahe<sup>2)</sup> eine weitere Beschreibung Euch geben wird. Ein jeder hat sein Zimmer, und ein Saal, der in der Mitte unserer Kammern liegt und auf den eine jede einen Eingang hat, ist gemeinschaftlich und dient zum parloir. Des Morgens wird früh aufgestanden, zusammen gefrühstückt, eine giornata verabredet und dann zu diesem oder jenem Museo gegangen, um 4 oder 5 Uhr gegessen und der Abend entweder in Gesellschaft anderer Deutscher oder im caffè greco, dem Vereinigungs-Punkte aller Künstler, zugebracht. Mit Römern trifft man wenig oder gar nicht zusammen. Alle hier sich aufhaltende Deutsche leben in der Regel nur in dem Circle der vielen Künstler unserer Nation, die hier einheimisch geworden sind, und gewährt das für den, der nur kurze Zeit in

Rom sich aufhält, um so mehr Nutzen, als die Unterhaltung mit den Künstlern mehrentheils nur die Künste und die alten oder neuen Denkmäler betrifft. Ich habe bereits Mehrerer Bekanntschaft gemacht und gerade derer, die unserer Nation die meiste Ehre bringen, eines Schick<sup>3)</sup>, der gegenwärtig der geachtetste Maler ist, eines Thorwaldson, des ersten Bildhauers nach Canova, und mehrerer anderer, deren Namen weniger gekannt sind. Das Leben dieser Menschen scheint mir das glücklichste, das sein kann. Sie leben so unabhängig, wie man nur auf Akademien leben kann, unerreicht von politischen Veränderungen und in Ausübung einer Kunst, die an sich schon unendliches Vergnügen gewähren muß. Um sie einmal beisammen zu sehen und dadurch bei ihnen uns einzuführen, gaben meine Freunde und ich neulich 8 von ihnen ein Abendessen, dem außer den Künstlern noch ein deutscher Gelehrter, Hr. Müller, ein Freund Lessings, und ein Hr. von Bielefeld, der länger preussischer Geschäftsträger in Holland und Constantinopel war, bewohnten. Es war einer der vergnügtesten Abende, die ich erlebt habe, und wirklich höchst interessant alle diese Menschen, von denen ein jeder durch ein besonderes Talent sich auszeichnet, im Ausbruch der Freude zu sehen. Die Hälfte des Abends ward recht nach academischer Weise beim Ransch mit Singen hingebracht. — Auch Werner<sup>4)</sup> aus Berlin, der Euch durch seinen Luther und Attila bekannt ist und der seit einem Jahre sich hier aufhält, war zu diesem Feste eingeladen, hatte es inzwischen aus einem ganz eigenen Grunde refusirt. Dieser Werner, er, der dem Luther ein Denkmal hat stiften wollen, ist nämlich mit mehreren andern Deutschen zum Catholicismus übergegangen und hatte gerade an dem Tage unseres Festes Fasten. Unbegreiflich! — Die Zuordnung zu diesem Feste war an sich schon äußerst lustig: alles, bis auf das Mahl, ward von uns selbst besorgt, der Wein eingekauft, vom Markt die Citronen und der Nachtiß gehohlt, Zucker gekauft ect. — recht nach römischer Sitte, wo der Mann auf dem Markte die Einkäufe besorgt, indessen die Frau auf dem Corso spaziert oder sonst mit Nichtsthun die Zeit hinbringt.“

Nachdem dann noch das herrliche warme Wetter gepriesen worden, das Bäumen und Aagern ihr volles Grün belasse und die Drangen mit reifen Früchten und wunderbar duftenden Blüten zugleich schmücke, wird das Fazit aus allem mit den Worten gezogen: „Rom überhaupt gefällt mir ungemein, und ob es gleich nicht die Mannigfaltigkeit von Zerstreuungen darbiethet wie Paris, so halte ich doch einen längern Aufenthalt hier für angenehmer als dort. Natur und Kunst sind hier auf das herrlichste vereint und das, was man von der letztern hier noch sieht, übertrifft trotz dem vielen, was man

<sup>1)</sup> Christian Rudolf Wilhelm W., geboren zu Braunschweig am 7. November 1770, promoviert zu Jena 1792, Professor der Anatomie zu Braunschweig 1794, Professor der Geburtshilfe und titulierter Justizrat zu Kiel 1805, gestorben ebenda 21. Dezember 1840. Seine vielseitige Bildung befähigte ihn zu reger Schriftstellerei auch außerhalb seiner Fachwissenschaft.

<sup>2)</sup> Peter Joseph Kr., der bekannte Baumeister, geb. 1758, gest. 1840.

<sup>3)</sup> Hier sei nur an sein schönes Bild der Töchter Wilhelm v. Humboldt erinnert, das in dem bekannten Buche „Gabriele v. Wilton“ wiedergegeben ist.

<sup>4)</sup> Der Dichter Zacharias W.

wahrnahm, noch bei weitem das, was man in Paris sieht, und mit welchem andern Interesse sieht man es hier! Mögen sie alles Tragbare auch fortnehmen, Rom wird für die Kunst immer der erste Ort der Welt bleiben."

Auch die weitem Briefe aus Rom atmen die gleiche Befriedigung. Ein in Gesellschaft von Wiedemann, v. Bielefeld und mehren andern Bekannten unternommener Ausflug nach Tivoli, Palestrina und Frascati wird als sehr gelungen geschildert, dabei mit besonderer Wärme der Gastfreundschaft gedacht, die man den verirrtten Reisenden im wirthschaftlichen Orte Poli erwies. Ohne ein Entgelt dafür zu nehmen, gewährte ihnen ein biederer Einwohner vortreffliche Bewirtung und brachte sie zur Nacht in dem prächtigen Landhause des Fürsten Cesarini unter. Auch für Unterhaltung war bestens gesorgt, denn am Abend ward in dem Hause des Gastfreundes Komödie gespielt und nach der sehr erwünschten Musik Professor Wiedemanns getanzt. In Rom selbst übte nach wie vor der Verkehr mit den Künstlern den Hauptreiz auf unsern Landsmann aus. Durch die leidige Politik ließ man sich in diesem Kreise die Lebensfreude so wenig als möglich stören: sie war aus der Unterhaltung für gewöhnlich verbannt und wurde „nur dann berührt, wenn ein neuer Gewaltschritt geschehen war." Zu harmlosen Festen fand man sich gern zusammen: so veranstaltete am ersten Weihnachtstage das Brüderpaar Niepenhausen, die bekannten Maler und Kupferstecher, einen Ball nach deutscher Weise, auf dem Henneberg, ein leidenschaftlicher Tänzer, sich eifrig auch an den italienischen Tänzen beteiligte.

Gleich nach Neujahr 1811 brach er dann mit den früheren Gefährten<sup>1)</sup>, zu denen sich noch Wiedemann, v. Bielefeld, ein paar Franzosen und zwei Dänen gesellt hatten, nach Neapel auf. Das Wetter war sehr warm, der Weg, namentlich von Terracina ab, sehr reizvoll und selbst auf der Strecke durch die pontinischen Sümpfe nicht öde. Die Wirthshäuser starrten von Schmutz. Schmutz und Faulheit erkannte man als die ausgeprägtesten Eigenschaften der Neapolitaner überhaupt, so daß einer der Reisegenossen, der lange in Konstantinopel gewesen war, die türkische Kultur für höher erklärte als die neapolitanische. In Capua, einer alten, schmutzigen Stadt, sah man den neapolitanischen Hof, der auf

<sup>1)</sup> So sagt Henneberg. Ob auch Gmelin noch zu ihnen gehörte, ist indeß zweifelhaft. Nach einem früheren Briefe Hennebergs hatte er nicht die Absicht gehabt, die Reise mitzumachen. Nun verkehrten freilich, wie wir gleich sehen werden, die Freunde in Neapel sehr eifrig mit Württembergern, und es liegt nahe, den Vermittler dieser Beziehungen in Gmelin zu sehen, der selbst aus Württemberg stammte. Daraus braucht aber noch nicht auf eine Aenderung seiner Absicht geschlossen zu werden; er kann ja den Gefährten auch einen Empfehlungsbrief mitgegeben haben.

der Rückkehr von einer Jagdpartie in die Hauptstadt begriffen war; der ihm bereitete festliche Empfang vollzog sich mit dem auch im Königreiche Westfalen bei solchen Gelegenheiten entfalteten Pompe. Neapel war von Fremden überfüllt und infolgedessen der Aufenthalt dort sehr kostspielig: manches war noch viel teurer als in Paris. Henneberg mietete mit den Herren v. Bielefeld und v. Rennenkampff eine Wohnung am Quai, über deren hohen Preis und sehr traurige Beschaffenheit die herrliche Aussicht auf den Golf und seine Umrahmung tröstete. Auch in Neapel ergab sich rasch angenehmer Verkehr, vor allem mit einigen deutschen Familien, zumeist Württembergern. Ferner besaß Henneberg durch die Güte des Grafen v. Winzingerode in Paris eine Empfehlung an einen neapolitanischen Großen, den Herzog v. Laurenzana. Da dieser jedoch durch sein Hofamt — er war Oberkammerherr — gerade damals stark in Anspruch genommen und mit dem Könige viel auf Jagden abwesend war, so erhielt unser Landsmann erst kurz vor seiner Abreise eine Einladung zum Mittagessen bei ihm. Er fand nur Italiener dort, ward von ihnen aber wider Erwarten mit größter Liebenswürdigkeit behandelt und mit dringenden Einladungen für den bevorstehenden Karneval überhäuft, die er angenommen haben würde, wenn er sich nicht schon seinen Freunden gegenüber gebunden gehabt hätte, den Karneval in Rom zu verleben. Natürlich wurde der Aufenthalt in Neapel auch zu zahlreichen Ausflügen benutzt. Deren Ziele waren Bajä, Pozzuoli, Ischia, der Vesuv, Pompeji, Castellamare und Paestum. Mit besonders großer Ausführlichkeit wird der Besuch des Vesubs beschrieben, der sich damals im Zustande vollkommener Ruhe befand. An dem gleichfalls sehr gerühmten Ausfluge nach Paestum, der drei Tage beanspruchte, beteiligte sich neben andern die Familie Willemer aus Frankfurt a. M. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Henneberg bei der Gelegenheit Goethes Suleika, die derzeit zwar noch nicht die Gattin Johann Jakobs v. Willemer war, wohl aber schon lange als Pflgetochter in seinem Hause lebte, persönlich kennen gelernt hat.

Bevor man Neapel wieder verließ, nahm der praktische Braunschweiger darauf Bedacht, sich mit soviel Geld zu versehen, als er bis zur Ankunft in Venedig nötig zu haben glaubte. Es ist ganz lehrreich, wie er dies in seinen Briefen begründet. Er hatte zwar von Ferrégaux, Laffitte u. Comp. in Paris Kreditbriefe auf das Bankhaus Torlonia zu Rom, dessen Inhaber sich vom Bedienten zum reichsten Kaufmann Italiens und zum duca emporgearbeitet hatte, aber einerseits wurde damals für das Pariser Haus gefürchtet, andererseits nahm der edle Herzog auch schon unter gewöhnlichen Verhältnissen so bedeutende Provision, daß nach Hennebergs Aussage jeder Reisende seinen Klauen sich zu entziehen

suchte. Deshalb mußte auch er seinen Kredit bei Torlonia, von dem er schon einmal hatte Gebrauch machen müssen, nicht weiter aus, sondern half sich, indem er in Neapel auf das Konto seines Oheims Thies Geld erhob.

Am 11. Februar wandten die Reisenden Neapel den Rücken. Von Terracina ab mußten sie wegen Unsicherheit der Straße durch die pontinischen Sümpfe einige Dragoner als Bedeckung mitnehmen, langten aber ohne jeden Zwischenfall in Rom wieder an, gerade rechtzeitig, um den Karneval mitfeiern zu können. Doch wurde das festliche Treiben durch wiederholte, zum Teil recht heftige Erdstöße arg gestört. Gegen Ende des Monats brachte Henneberg noch einen Besuch des horazischen Sabinums zur Ausführung und gab damit seinem Aufenthalt auf klassischem Boden einen würdigen Abschluß.

### 6. Von Rom bis Wien.

Seine Zeit war abgelaufen. Am 6. März machte er sich auf den Heimweg in einer Gesellschaft, die teils aus früheren Genossen — Smelin war allem Anschein nach nicht mehr darunter — teils aus Franzosen bestand. Der Abschied von Rom wurde unserm Freunde recht schwer, wenngleich er hinwiederum sehr begierig war, nach Wien zu kommen, wo allein, wie er sagt, man noch deutschen Sinn und deutsche Kultur zu finden hoffen dürfe. Nach interessanter, durch Abenteuer nicht gestörter Reise, auf der man in Voretto die von den Franzosen ihrer ungeheuren Schätze beraubte santa casa nicht unbeachtet ließ, erfolgte am 16. März die Ankunft in Bologna. Auch diese Stadt war von dem künstlerischen Raubzuge der Franzosen heimgesucht worden und litt unter dem ungünstigen Eindrucke starker Entvölkerung. Die Strecke von Bologna bis Ferrara wurde zu Fuß zurückgelegt, dann gab's eine langweilige Wasserfahrt von einem Kanal in den andern, vom Po zur Etzsch, von der Etzsch zur Brenta, aus dieser schließlich in die Lagunen von Venedig. Der einzigartige Anblick dieser Stadt verschonte mit einem Schlage alle Ermüdung. Allerdings war die Einfahrt der Reisenden vom Glück besonders begünstigt. Sie fanden die ganze Stadt erleuchtet, die Kriegsschiffe auf der Rhede hatten geslaggt und der Donner ihrer Geschütze hallte mächtig über die weite Wasserfläche. Es war die selbigen Tags eingetroffene Nachricht von der Geburt des Königs von Rom<sup>1)</sup>, die diese festlichen Veranstaltungen hervorgerufen hatte. Aber auch ohne sie hätte Venedig seine Wirkung auf unsern Freund nicht verfehlt: das Aufsteigen der Paläste aus dem Wasser erfüllte ihn mit stauender Bewunderung. „Gleich zuerst, wie ich mit unserm Boot in die Straßen von Venedig ein-

fuhr, schreibt er am 23. März, kam mir das Bild von unserm Braunschweig in das Gedächtniß, so wie es vor 4 Jahren<sup>2)</sup> unter Wasser stand und auch noch fällt mir kein passenderes Gleichniß bei.“

Gegen Ende des März wurde die Reise nach Wien fortgesetzt; auch die Herren v. Thümmel und v. d. Gabelenk, die Henneberg schon in Nizza kennen gelernt hatte, waren jetzt mit von der Gesellschaft. Man zog vor, ganz zu Lande zu reisen statt bis Triest das Schiff zu benutzen, weil man nicht Gefahr laufen wollte, von den Engländern aufgebracht zu werden, die am 12. März bei Vissa ein französisch-italienisches Geschwader vollständig geschlagen hatten. Der erste Teil der Reise in den Gebieten des Königreichs Italien und der illyrischen Provinzen war widerrätig: die Betturini prellten ihre Fahrgäste aufs unverschämteste, die häufigen Zollrevisionen mit jedesmaligem Durchwühlen der Koffer von oben bis unten wurden als überaus lästig empfunden. Auf österreichischem Grund und Boden dagegen reiste es sich sehr angenehm: die Behandlung seitens der Behörden war zuvorkommend, die Beförderung rasch und namentlich auch billig, so daß die Reisenden für die 42 deutschen Meilen von Klagenfurt bis Wien nur ein Drittel von dem zu zahlen brauchten, was die 35 Meilen lange Strecke von Venedig bis Klagenfurt gekostet hatte. Außerdem fand Henneberg großes Gefallen an der Bevölkerung, deren Zufriedenheit und Frohsinn ihm fast begeistertes Lob entlockten. „Man fühlt sich überhaupt auf einer Reise im Oesterreichschen unbeschreiblich wohl. So drückend auch die Lasten in den jetzt bedrängten Zeiten sein müssen, so sieht man doch überall Wohlstand, Leben und Tätigkeit und recht frohe Gesichter. Ueberall findet man sich mit Freunden aufgenommen und mit Gutmütigkeit und treuer Redlichkeit behandelt. Die Menschen leben hier wieder gesellig zusammen, und kein Sonntag vergeht, wo man sich in den Wirtshäusern nicht recht ausgelassen freute. Um den Stand der Bankzettel<sup>3)</sup> bekümmert man sich dabei in den Provinzen wenig, und der Fremde ersieht ihn dort nur aus den Zeitungen oder durch die ersten Kaufleute in den Städten, die mit dem Auslande in Verkehr stehen. Die treuen Oesterreicher vertrauen ganz auf ihre Regierung und in dieser Anhänglichkeit billigen sie unbedenklich jede Maßregel, die vom Monarchen zur Erhaltung des Staatscredits ergriffen wird<sup>3)</sup>, und denken nicht an eine Möglichkeit, daß dieser je aufhören könne. Welcher Unterschied gegen Preussische Unterthanen!“

<sup>2)</sup> Richtiger „vor drei Jahren“: gemeint ist die große Ueberschwemmung vom April 1808.

<sup>3)</sup> Hierbei hat H. jedenfalls die Reduktion der Bankzettel auf ein Fünftel ihres Nennwertes durch kaiserliches Patent vom 26. Februar 1811 im Auge.

<sup>1)</sup> 20. März 1811.

## Hildesheim und Braunschweig 1605.

Von M. Buhlers.

Die Vorbereitungen zu dem Handstreich des Herzogs Heinrich Julius gegen die Stadt Braunschweig versetzten auch andere Städte in Besorgnis. Das Ratsschlußbuch von Hildesheim aus dem Jahre 1605<sup>1)</sup> gibt davon einige Proben.

Am 13. Juni erging zunächst eine Vermahnung an die Rottmeister:

„Nachdem die tegliche erfahrung bezeugt, das der herzogt von Braunschweig seine leute fast wochentlich muntern und exerciren leßt, ob man nun woll mit keinmants in ungutem zu schaffen und sich nichts ubels zu befaren, so kan man jedoch nicht wissen, was es mit solchen kriegßwesen fur eine gelegenheit haben oder gewinnen michte, und wor es entlich uff die lenge hinauß wolle. Ist derowegen von der loblichen sambtregierung beraten, das die rottmeistere furbescheiden und ermahnet werden solten in jedem rott umzugehen und die wehre zu besichtigen, auch die burger mit fleiße zu vermugen und anzuhalten, das sie mit kraut und loet gefast, und zu tage und nachte, da es die notturst erfurderen solte, erschinen konten.“

Am 18. Juni trifft Rat und 24 Mann Verfügung über Armbrustbolzen:

„Weil die pfeile, so vor zeiten bei den armbrusten gebraucht worden, haufenweise uffen rathause gelegen und verkommen, so sollen die spizen davon abgeseget, inß zeugthaus gebracht und uffin notfal fur hagelschoß gebraucht werden.“

Samtrat und 24 Mann verfügten am 8. August:

„Als fur weinigt tagen durch die hern deputirte, sowoll Alter als Neustatt, bei der burgerschafft eines jeden gewehr besichtigt, aber groß mangel befunden worden, und derowegen woll nicht undienlich were daruff eine generalmunsterunge anzustellen, damit die burgere im schießen sich exerciren mchten, so sein die hern seniores auß dem rade auch auß den 24 mannen darzu verordnet, die diejennige, bei welchen mangel befunden worden, vorbecheiden und ihnen ufferleggen solten, mit was gewehr sie ufferfurderent solten gefast erschinen. Und ob gleichfalls nicht undienlich, das ehliche junge burgers mit dem groben geschuße, so lust darzu hetten, sich exerciren, und derobehuf mit dem buzenschußen gehandelt wurde ehliche junge burgers zu lernen, damit man deren im fall der not zu gebrauchen, so soll dasselbe furderligst wie auch der munsterunge halber zu der loblichen sambtregierung beraten, darzu gebracht werden.“

Auf diesen Beschluß kam erst am 22. August die Samtregierung zusammen. Da man sehr darauf bedacht war, die Empfindlichkeit des Schutzfürsten, Herzog Heinrich Julius, zu schonen, suchte man die

kriegerischen Vorkehrungen durch spanische Kriegsvölker, welche den Rhein überschritten hatten, zu begründen:

„Nachdem hin und wieder fast an allen ortern freig und freigeschrei erschollen, noch zur zeit aber man eigentlige gewisse nachrichtunge nicht haben konten, wor es mit solchem freigeswesen, bevorab weil der Spannier mechtig stark uber Rein gefast, hinaus will, derowegen in zeit des friedens uff notturst zu gedenken sehr nuß und dienlich und dan fur weinigt tagen auß sambtrat, 24 man in allen beuerschafften der burger wehr besichtigt, bei jede fahne auch ein leutenambt, feltweibelß, fuhrer, und qadranen uff die welle bei das grobe geschuß verordnet, bei ehlichen burgern aber großer mangel an der gewehr befunden worden, als ist beratschlaget, das die folgende woche uff einen gewissen tagt ein beuerschafft nach dem andern in beisein der munterhern, so auß rat und 24 man darzu verordnet, und des hauptmans, wiewol so mugelich in geheimb ohne einig zuthun, pfeisen noch trunnen gemunstert und gute uffsicht uff die gewehr gegeben werden solte.“

„Als auch hochnotig, das im fal der not die ketten uff den gassen parat sein und gezogen werden, damit man uff allen fal so viel mugelich gesichert sein muge, wofern ein uffstand sich begeben und zutragen solte, ist gleichfalls beraten, das diejennige, so den ketten am negsten wohnen, darzu sonderlich beeidiget werden solten, das, so palt sie vernehmen, das freigsvolk vorhanden, sie die ketten zverguber die gassen ziehen und schließen sollen, und da bereit die burger uffgekundiget auch albereit in guter ordnungeweren, solten diese so lange darauß erlassen werden.“

„Und weil bisher die thor- und wallwachte mit alten, verlebten mennern aus dem hospitale hin und wieder, so zu keiner wehr tuchtig, besetzt und bestalt worden, so soll nun hinfolgentz ein jeder selbst, wen ihne die ordnung erreicht, mit der gewehr, darauf er verrieben, die thor- und wallwachte versehen. Die wittwen aber und diejennige, so leibeschwachheit halber oder wegen anderer notwendigen ehehafft daranne verhindert werden, sollen einen jungen duchtigen bursehen an ihre stelle setzen, und da jemand unbekantes in die stadt verrucken wolte, von demselben guten bericht einnehmen; und sollen umb aller gefar willen die hern des nachts, abends und morgens die thor personlich schließen helfen, die thorwechtere auch sich mit ihrer gewehr bei dem schließen finden lassen, inmaßen auch der her des rats, so das Hagenthor schleußt, abends und morgens sich neben dem wachmeister an dem ort, da die stadt offen, soll finden lassen und von der wacht daselbst bericht einnehmen, ehe dan er das thor morgens eroffnet.“

„So soll auch das grobe geschuße hin und wieder

<sup>1)</sup> Original Beverinsche Bibliothek zu Hildesheim Hf. 404.

uff die welle gefurt und mit dem hauptman und quadraten in rat gestalt werden, wor es am notigsten zu sehen, und sollen die schießlochere in den zwengern uffgereumbt, die brustwehren uff den wellen, da es notig, gebeßert und das sprichholz an den wellen entlaugt abgehauet werden.“

„Gleichergestalt wil man auch den grabenhern anheimb gestalt sein lassen, wie es mit der meste lasten im graben, so allerdings noch nicht fertig, am frugligsten konne angefangen werden; ob es mit holz oder alten weiden auszufüllen und notig sein michte eine brustwehr dafürher zu ziehen.“

„Und weil dan dieß alles die loblige sambtregierung beraten, ist diesem noch angehengt, das, so hiebei eins oder anders noch notig, welchs für dießmal nicht konnen zu rade gebracht werden, die loblige sambtregierung selbiges dem lobligen aufschuß wolle committirt und zu reiferer beratung anheimb gestalt haben.“

„Eodem sambtrat, 24. mai.“

Geschütze umzugießen.

„Weil im zeugthause drey mangelhafte oder bruchfellige stücke geschützes sein, auch für dem OSTERthor eins liegen soll, deme allerdings nicht zu getrauen, so soll mit dem gropengießer der dreier stücke halber uffs genaueste gehandelt werden, dieselbe umzugießen, und soll das vierte fürm OSTERthor nochmals probirt und beschossen werden.“

Geht schon aus vorstehenden Ratschlüssen ein recht mangelhafter Zustand der Wehrhaftigkeit der damals mindestens sehr wohlhabenden Stadt Hildesheim hervor, welcher auf ein Schwinden kriegerischer Tüchtigkeit schließen läßt, so ist das Verhalten Hildesheims bei der Aktion des Herzogs gegen Braunschweig geradezu kläglich und in hohem Maße kurzschichtig.

Als 1585 nach Herzog Erichs d. J. Tode Herzog Julius dessen Lande eingenommen und sich hatte huldigen lassen, waren Braunschweig, Hildesheim und Einbeck empört darüber gewesen, daß Göttingen, Northheim, Hameln und Hannover es beschworen hatten, nicht in Ratschlägen sitzen zu wollen, welche wider das Haus Wolfenbüttel gerichtet wären. Ihre Bündnisfähigkeit war dadurch erheblich beschränkt, ja aufgehoben, weil, wenn Gefahr für ihre Selbständigkeit drohte, dies lediglich vom Welfen Hause her gesehen konnte.

In der Tat traten 1589 Northheim, Hannover, Göttingen aus dem Bunde; Hildesheim Braunschweig und Einbeck blieben allein. Nun war Hildesheim 1597 am 10. Dezember einen Schutzvertrag mit Herzog Heinrich Julius eingegangen, nach welchem sie seine Widerwärtigen nicht haufen und hegen durfte. Das hatte ihr aber bisher an ihrer Bündnisfähigkeit keinen Abbruch getan. Um so wunderlicher ist daher die Antwort, die ein braunschweiger Bote, welcher aus Anlaß des herzoglichen Überfalls

nach Hildesheim geeilt war, am 18. Oktober 1605 erhielt. Man ist geneigt darin lediglich einen Ausfluß blinder Furcht zu erblicken, welche der Vorstellung, wie sie vielfach von dem Stolz und Machtgefühle mittelalterlicher Städte herrscht, wenig entspricht. Der Ratschlag lautet:

„Freitages den 18. October anno 605.“

Sambtregierung.

Braunschweigische beschwerunge.

„Heut dato ist für der lobligen sambtregierung verlesen, welchergestalt die stadt Braunschweig bei einem erb. rade umb hulfe angesucht, weil sie von herzog Heinrich Julio ganz unvermutlich mit gewalt überfallen worden. Ob nun woll die loblige sambtregierung mit der stadt Braunschweig ein pilliges mit leiden getragen, bevorauß weil auch von dem boten berichtet worden, das des herzogen voff albereits 5. Malen mal durch practiken einbekomen, und derowegen in der von Braunschweig suchen gerne mitfahren mugen, so hat sich jedoch selbiges uff gutachten der hern doctorn nicht wollen thun lassen, ohne das auch nicht ratsam, die burgere auß der stadt und des herzogen voff, so umb Braunschweig her ihre besatzunge haben, in die hende zu schicken, dem fürstlichen schutz selbiges auch gestracks zuwieder sein wolte. Ist derwegen beraten, das der hote mit mundeliger antwort, als wolte sich ein erb. rat bei eigner bottschaft fürderlichst erklären, hinwieder abgefertiget werden solte, uff das des herzogen voff bei dem boten nicht irent ein schreiben bekomen, und daher die ungnade zugleich wieder die stadt Hildesheim gerichtet werden michte.“

## Bücherschau.

H. Gerstenberg, Henriette von Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben. Unter Benützung von bisher ungedruckten Nachlaßbriefen. Mit fünf Vollbildern. Berlin, F. Fontane u. Co. 1904. VI und 120 S. 8° 3 M.

Henriette von Schwachenberg war das erste weibliche Wesen, das auf den Dichter Hoffmann von Fallersleben eine tiefere ernste Reigung hervorrief. Er hielt um sie an, aber zumeist auf des Jünglings Wohl bedacht lehnte die ältere Frau, deren erste unglückliche Ehe durch Scheidung gelöst war, in schonendster Form den Antrag ab, hat dem Dichter dann aber lebenslang eine treue Freundschaft bewahrt und dabei einen so hohen Edelsinn und so feines Partgefühl offenbart, wie er ihr gegenüber nicht immer gezeigt hat. Hoffmann hat in seiner Lebensbeschreibung dieses Verhältnis geschildert; hier wird es auf Grund sicherer Urkunden und Zeugnisse klar gelegt und alles beigebracht, was zur Erklärung dieser für sein Leben nicht unbedeutenden Episode von Belang ist. Aber das Büchlein hat nicht nur literargeschichtlichen



Wert. Auch die Schicksale der im Leben schwer gepriüften und doch stets so hochgesinnten, aufopferungsvollen Frau werden auf allgemeinere Teilnahme rechnen können. Von den beigegebenen Bildern verdient das Jugendbildnis Hoffmanns, das ein von dem Bildhauer C. Mächtig in Breslau etwa 1828 angefertigtes Relief aus gebranntem Tone wiedergibt, besonderes Interesse.

Gustav Ebe, August Orth. Ein Lebensbild. Berlin, W. Ernst u. Sohn 1904. 46 S. u. 3 Bl. gr. 8°. 1 M.

Von der vielseitigen und erfolgreichen Bautätigkeit des am 11. Mai 1901 in Berlin verstorbenen Geh. Baurats Aug. Orth, der am 25. Juli 1828 zu Windhausen im Kreise Gandersheim geboren ist und die beiden ersten Jahre seiner technischen Ausbildung auf dem Collegium Carolinum verlebte, wird uns in dem vorliegenden Schriftchen, so weit dies ohne Beigabe von Zeichnungen möglich ist, ein anschauliches Bild entworfen. Die Hauptbedeutung Orths liegt im evangelischen Kirchenbau, der hier deshalb auch vorangestellt wird. Es herrscht in diesen seinen Bauten, sagt Ebe S. 7, „das geistvolle und gelungene Bestreben, den Rundbogenstil durch Hinzufügung gotischer und neu erfundener Elemente neu zu beleben und den gegenwärtigen Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes dienstbar zu machen.“ Als eine Eigentümlichkeit Orths führt er namentlich an „den Gedanken eines mächtigen zentralen, von freien Pfeilerstellungen und zwischen diese eingebauten Emporen umgebenen, mit einer Oberlichtkuppel überdeckten Mittelraums“, der besonders in seinen späteren Kirchenbauten stets als Kern der Anlage zur Geltung komme. Die Zahl der von Orth erbauten und auch nur projektierten Kirchen, die hier zumeist aufgeführt und kurz charakterisiert werden, ist eine sehr große. Daneben hat er aber auch eine Reihe von Schlössern, Villen und Wohnhäusern geschaffen, Denkmäler entworfen, zu Verkehrszwecken die verschiedenartigsten Bauten ausgeführt, Stadterweiterungen und -umbauten (Museumsinsel in Berlin) geplant, die schwierige Frage der Akustik theoretisch und praktisch behandelt usw. Alles dieses nicht ohne Kampf, aber im Ganzen mit bestem Erfolge. Wie das konstruktive Talent und den künstlerischen Sinn Orths rühmt Ebe auch seinen Charakter, der in der Kunst wie im Leben stets den alten Idealen treu geblieben sei. Den Schluß des Heftes bildet eine Zusammenstellung der wichtigsten literarischen Arbeiten Orths. — Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch hinweisen auf den 2. Band der Geschichtsblätter für Waldeck u. Pyrmont, die S. 98—108 eine von D. selbst verfaßte Skizze über seine Jugendjahre, auch seinen Aufenthalt auf dem Collegium Carolinum

und ein Selbstbildnis von 1850 enthalten, während Ebes Büchlein eine photographische Darstellung Orths aus seinen späteren Jahren vorgelegt ist.

In den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg (38. Jahrg. 1903 S. 321 ff.) behandelt Ludwig Sunder in einem Aufsatz, „wie sich das altgermanische Erbrecht in den Ortsnamen wieder spiegelt“, die Etymologie auch einiger Braunschweiger Ortsnamen, wie S. 325 die Veierstedts, S. 326 die Twiflingens und Twülpstedts und S. 328 die Helmstedts. In letzterem will er keinen Personennamen, etwa Helmuni, annehmen, wie jetzt zumeist geschieht; sondern er zweifelt nicht daran, daß auch hier helm aus helming, halbing hervorgegangen ist; es läßt sich nämlich für Helmstedt der Stammhof nachweisen, von welchem es als Abspiß getrennt wurde. Dieser ist das alte Strepelingerode, das später in Helmstedt aufging, dessen Namen aber als Straßennamen auf uns gekommen ist. Strepelingerode muß nämlich zerlegt werden in strö + bol + inge + rode. Ströbol bedeutet nordisch Streuhof, wie strögod Strengut; ein ströbol ist ein Hof, der zer schlagen, der in Stücke zerlegt ist.“ — Auch der folgende Aufsatz L. Sunders S. 339—347 hat für uns besonderes Interesse: „Der Name Drömling — ein Erklärungsversuch.“ Er geht auf die älteste Form Trimming, die Widukind überliefert, zurück, zerlegt sie in trim-mining, erklärt trim für den Dativ des Zahlworts „Drei“, mining aus munding assimiliert und aus mundigum gekürzt. Er glaubt so als älteste Form für den Namen Drömling hinstellen zu können: Trimmung um = an den drei Mündungen, weil sich für die Ohre im Drömlinge drei Mündungsstellen ergaben: die oberste bei Zahrschtedt-Germenau, die mittlere am langen Damme, die unterste oberhalb von Kalbörde.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1903 B. 29. S. 123—131. Ed. Damköhler, Zum Braunschweiger Schichtspiel und Schichtbuch (herausgegeben von Ludw. Hänselmann im 2. Bande der Chroniken der Stadt Braunschweig, eine Reihe sprachlicher Bemerkungen).

Das Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Jahrg. 1903 Heft 24 Nr. 6) enthält auf S. 81 u. 82 einen Nachruf auf Ludwig Hänselmann, in dem namentlich seine sprachwissenschaftliche Tätigkeit berücksichtigt wird, und S. 83—85 einige Bemerkungen Ed. Damköhlers zum Braunschweiger Schichtspiel und Schichtbuch.

In den „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde“ (14. Jahrg. 1903 Heft 6 S. 95) bespricht Th. Voges einen neuen, den siebenten im braunschweigischen Lande bekannt gewordenen Depotfund, der im Herbst 1902 auf der Feldmark von Hesse gemacht worden ist. Vgl. über die früheren Funde Br. Mag. 1902 S. 84.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Juni.

Nr. 6.

[Nachdruck verboten].

## Erlebnisse und Beobachtungen eines Braunschweigers auf Reisen in den Jahren 1810 und 1811.

Aus Briefen Karl Hennebergs  
mitgeteilt von Heinrich Mack.

### 7. In Wien.

In Wien, wo die Reisenden am 5. April eintrafen, blieb Henneberg statt der ursprünglich dafür angelegten vierzehn Tage nahezu sechs Wochen. Zwar fühlte er sich durch die politischen Nachrichten aus der Heimat, über die Dekretierung einer neuen Zwangsanleihe<sup>1)</sup> und den Sturz des Finanzministers v. Wilow<sup>2)</sup>, stark beunruhigt, auch hatte er nach so langer Abwesenheit einiges Heimweh, aber Unruhe und Heimweh wurden bald durch die großen Annehmlichkeiten und Reize des Wiener Aufenthalts in den Hintergrund gedrängt. Um mit einem mehr nebenächlichen Punkte zu beginnen, so bestätigte sich vollkommen, was man über die billigen Preise in Wien vorher gehört hatte. Für ein Paar Kasimirbeinkleider zahlte unser Freund 70, für ein Paar Stiefel 40, für einen Hut 38 Gulden Papier d. h., wie er behauptet, nicht ein Drittel so viel wie in Braunschweig; auch das Quartier, das er und zwei Reisegefährten, vermutlich v. d. Gabelenz und v. Thümmel, im Erzherzog Carl in der Kärnthner Gasse gemeinschaftlich innehatten und mit 10 Gulden — wohl für den Tag — bezahlten, rühmt er als sehr wohlfeil. Um so unbedenklicher und froher konnte er sich dem geselligen Verkehr hingeben, zu dem ihm reiche Gelegenheit geboten ward. Freilich sein Bankier und der westfälische Gesandte, Herr v. Schlottheim, erwiesen ihm nicht die geringste Höf-

lichkeit. Was den letztern anbelangt, so lebte er im Gegensatz zu seinem beliebten Vorgänger d' Eßternot sehr eingezogen. „Ich war“, schreibt Henneberg, „zweimal bei ihm, fand ihn einmal nicht zu Hause und das andere mal zu beschäftigt — womit? das bin ich selbst neugierig zu wissen. Es thut mir leid, hier fortzureisen, ohne seine Bekanntschaft gemacht zu haben, doch noch einmal abgewiesen zu werden, darauf habe ich nicht Lust es zu wagen!“ Indessen für diesen Ausfall entschädigten ihn übergenug die vielen und interessanten Bekanntschaften, die er teils seinen Reisegefährten, teils den Beziehungen seiner Eltern, teils einem ihm selbst von Braunschweig her befreundeten Herrn Falkner, teils endlich der Leichtigkeit verdankte, mit der ein Fremder von Stande in zahlreichen Häusern Wiens Zutritt erhielt. Von Angehörigen der Finanzaristokratie, bei denen er verkehrte, nennt er die Bankiers v. Geismüller, Verwandte Falkners, und die Hamburger Godefroy und Sillem, die in Wien einen gemeinsamen Haushalt hatten. Militärs, denen er nähertrat, waren ein Major Schwarz und der Generaladjutant des Herzogs v. Sachsen-Teschen, General v. Blum, Bruder des Justizrats v. Blum in Wolfenbüttel, beide Freunde seiner Eltern. Durch v. Blum bekam er das Schloß und die berühmte Kupferstichsammlung des Herzogs zu sehen. Hiervon sprechend gedenkt er zugleich des Grabmals der Herzogin Christine v. Sachsen-Teschen in der Hofpfarrkirche, das er für Canovas Meisterstück erklärt mit dem Hinzufügen, daß unter allen Kunstwerken Wiens dies allein ihn angezogen habe. Auch den Kreisen der Diplomaten und Staatsmänner blieb Henneberg nicht fremd. Er erhielt Einladungen zu dem württembergischen und dem preussischen Gesandten, dem Grafen v. Beroldingen und Wilhelm v. Humboldt. Er kam in ziemlich engen Verkehr mit dem damals auf der Rückkehr aus der Schweiz in Wien weilenden preussischen Exminister Beyme, obgleich er nach dem ersten Zusammensein mit ihm sein barbares Wesen und sein lautes Reden über politische Gegen-

<sup>1)</sup> Am 1. Dezember 1810. Durch diese Anleihe sollten die 10 Millionen Fres aufgebracht werden, die von der am 19. Oktober 1808 ausgeschriebenen Zwangsanleihe zu 20 Millionen noch nicht eingezahlt waren; deshalb wurde sie als Ergänzungsanleihe bezeichnet.

<sup>2)</sup> Am 7. April 1811.

stände, an deren trauriger Lage er doch selbst viel Schuld habe, entschieden mißfällig anmerkt. Mit politischen Neugierden versorgte ihn ein Redakteur, der zugleich Sekretär bei Metternich war, dessen Name aber leider nicht genannt wird. Offenbar vermöge so guter Verbindungen ward Henneberg die Gunst zu Teil, am grünen Donnerstag in der Hofburg der erhebenden und heute noch üblichen Ceremonie beizuwohnen, die in der Speisung von zwölf Greisen durch den Kaiser und die Erzherzöge und der dann vom Kaiser allein an jenen vorgenommenen Fußwaschung sich vollzieht. Im übrigen konnte er die Mitglieder des kaiserlichen Hauses täglich bei Gelegenheit ihrer Ausfahrten im Prater sehen. „Es ist“, erzählt er davon, „eine Freude, wie einfach und bürgerlich dies alles einhergeht. Die Equipagen des Kaisers sind wenig besser als gewöhnliche Fiaker, das Gefolge bei ihnen besteht höchstens aus zwei oder drei Bedienten. Jeder wird freundlich begrüßt, und selbst des Kaisers Wagen beobachtet die Ordnung, in welcher die übrigen Wagen fahren und halten müssen.“ Besondere und zwar ganz belangreiche Erwähnung findet noch der Erzherzog Karl. Der Schreiber berichtet, daß er bei einem Besuche des Archivs das Glück gehabt habe, von dessen Vorsteher, dem durch seine Taten in Tirol so berühmt gewordenen Freiherrn v. Hornmahr, geführt zu werden. Das sei ein noch junger wohlgebildeter Mann, auf dessen Stirn man lese, daß er durchaus der Rolle gewachsen gewesen sei, die er gespielt habe. Das Gleiche lasse sich von einem andern Helden jener Freiheitskämpfe, dem berühmten Vorarlberger Doktor Schneider, sagen; auch diesen habe er eines Tages gesehen. Im Anschluß hieran fährt er dann fort: „Alle diese Männer genießen hier der größten Hochachtung und Auszeichnung sowohl vom Fürsten als im Publico. Dagegen ist heute letzteres mit dem Erzherzog Carl höchst unzufrieden so wie der Prinz denn selbst mit sich. Man sieht den Gram auf seiner Stirn, er ist finster, in sich gekehrt und zeigt sich öffentlich nur selten.“

Der Aufenthalt in Wien gewährte aber dem jungen Henneberg nicht nur Vergnügen und Belehrung, er setzte ihn auch in den Stand, seiner verehrten Tante, der Posträtin, eine Bitte zu erfüllen, die uns in den Familientkreis Lessings und seiner Eva hineinführt. Amalie Henneberg war seit langem ganz ohne Nachricht über ihren geisteskranken Bruder Engelbert, den sie in dem Wiener Krankenhause, wo er Unterkunft gefunden hatte, noch am Leben wähnte. Jetzt bot sich ihr die Gelegenheit durch ihren Neffen zuverlässige Auskunft zu erhalten, und somit hatte sie diesen brieflich gebeten, sich von dem Ergehen des Kranken durch einen Besuch zu überzeugen. Nach schleuniger Vollziehung seines Auftrages erstattete Karl am 17. April einen ausführlichen Bericht, der einmal Amaliens Herzensgüte ans Licht

stellt, ferner aber auch bestimmte Angaben über Engelberts Ende bringt, das bisher, ebenso wie das des ältern Bruders Theodor, ziemlich in Dunkel gehüllt war<sup>1)</sup>. Er lautet also:

„Gleich nach Empfang Eures letzten Briefes, in welchem der Einschuß von der Tante Posträtinn lag, ging ich danach aus, ihren Auftrag zu erfüllen. Bei der Menge von Krankenhäusern, die am Alsterbache liegen, fand ich inzwischen erst ehegestern grade das, in welchem unser unglücklicher Verwandter ehemals lebte; ihn selbst traf ich indessen nicht mehr, er ging den 29ten April 1809 aus dieser Welt, nach Aussage des Krankenwärters, mit dem ich über ihn mich unterhielt, — ruhig und in demselben Gemüthszustande, worin er so lange hier gelebt hat. Dieser Zustand soll ihn auch, so wie ich hörte, mit seinem Aufenthalte früher ganz zufrieden gemacht haben und ihn die Entbehrungen nicht haben fühlen lassen, die doch gewiß ein jeder in einem Krankenhause und somit auch in diesem, so reinlich und gut es mir auch schien, empfinden muß. Der Krankenwärter, mit dem ich über ihn sprach, erinnerte sich seiner sehr genau, kannte seine Verwandtschaft mit uns und wußte auch von den Unterstützungen, die die Tante Posträtinn ihrem Bruder öfter hat zukommen lassen. Nur ein guter Haushälter sei er nicht damit gewesen, sagte er, und die oft bedeutenden Summen hätten selten lange gereicht. Auch bei dem Pfarrer der Gemeinde, in welcher der Verstorbene beerdigt liegt, war ich, doch ohne ihn bis jetzt zu finden; inzwischen werde ich ihn aufsuchen, nach den nähern Umständen, unter denen der Kranke gestorben ist, mich erkundigen und auch über seinen Tod mir eine Bescheinigung geben lassen. Der Verstorbene ist jetzt sicher unendlich glücklicher, als er es im Leben nur sein konnte, und muß dieser Gedanke meine gute, liebe Tante über den Verlust dieses schon im Leben verlohrnen Bruders beruhigen.“

#### 8. Anhang: In Kassel 1812.

Am 18. Mai 1811 reiste Henneberg aus Wien ab, etwa drei Wochen später langte er wieder in Braunschweig an. In der Zwischenzeit schrieb er noch einen Brief nach Hause und zwar am 23. Mai aus Dresden, worin er die Absicht ausspricht, einen mehrtägigen Ausflug in die sächsische Schweiz zu unternehmen. Etwas Bemerkenswerthes enthält dieser Brief nicht, so daß wir nunmehr Karl Henneberg verlassen können. Indessen sind den Reisebriefen noch einige andere desselben Verfassers angebunden, die hier anhangsweise berücksichtigt zu werden verdienen, weil sie manches Streiflicht auf die westfälische Regierung und das Leben und Treiben in

<sup>1)</sup> Das bisher Bekannte gibt Schöne, Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau, Leipzig 1870, S. XXII Anm.: „Engelbert soll . . . als Offizier in der Irrenanstalt zu Wien verstorben sein.“

Kassel werfen. Sie sind im April 1812 in der westfälischen Hauptstadt geschrieben, wohin Karl, wie bereits erwähnt<sup>1)</sup>, unmittelbar vorher als Unterpräfekt des Distrikts Kassel und Staatsratsauditeur im ordentlichen Dienste versetzt worden war. Adressaten sind wieder die Eltern. Der Vater war freilich damals schon seit Wochen der Präfektur des Okerdepartements enthoben und zum ordentlichen Mitgliede des Staatsrats ernannt, hatte auch schon in Kassel eine Wohnung gemietet, wurde jedoch außer durch andere Gründe durch die Krankheit, der er wider Erwarten am 26. April erliegen sollte, noch in Braunschweig zurückgehalten. Diese wenigen Angaben werden genügen, um die folgenden Auszüge verständlich zu machen.

„Kassel, d. 11ten April 1812.

In diesen Paar Tagen habe ich einen guten Schritt in meiner hiesigen Einrichtung zurückgelegt und jetzt, wo ich Euch schreibe, fehlt nur noch wenig an einem vollen Kasseler. Es ist nichts unangenehmer, als die ersten Tage in einer Stadt, die der Wohnort werden soll, und der Debit eines Auditeurs hat seine ganz besondern Schwierigkeiten. Bei der Abwesenheit so vieler Großen hat die Zahl der Visiten doch um ein Bedeutendes abgenommen, indessen was ihr hier abgeht, setzt ihr für mich (die Menge<sup>2)</sup>) der *faisant fonctions* hinzu. Meine Freitagstournee währte vom Morgen 8 Uhr bis zum Nachmittage, allein vier unerträgliche Stunden brachte ich im Wagen hin. Ich nahm dazu den unsrigen, der mit ein Paar elenden Miethgaulen bespannt eine gar contrastirende equipage ausmachte. Glücklicherweise nehmen mich nur wenige an. Zu den Ministern ging ich, wie ich Euch schrieb, zu Fuß; sowohl der Kriegsminister als besonders Hr. v. Malchus<sup>3)</sup> nahm mich äußerst artig auf. Bei Siméon war ich zweimal, indessen ruhet ein ganz besonderer Anstern auf meinen dortigen Visiten; schon bei meiner Beerdigungsreise konnte ich ihn nicht treffen, und auch dies mal will es mir nicht glücken. Ich denke irgendwo eine Gelegenheit zu finden, wo ich ihm ein Paar Worte darüber sagen kann. Die Charten mit gerechnet, womit der Lohn Bediente noch jetzt die Stadt durchläuft, kann ich die Zahl der abgegebenen immer auf 200 Stück anschlagen.

Ich bin auch gestern zum erstenmal wieder im Staatsrathe gewesen. In Abwesenheit des Königs ist Siméon Präsident und die Sitzung wohl etwas bruyanter. Das Resultat der gestrigen wird bald auch zu Eurer Kenntniß gelangen; es betrifft ein Decret über die Privatbenutzung der Forsten. Im Bureau der Präfektur führte mich gestern der Generalsecrétaire ein. Es ist ein äußerst feiner, dem Rufe nach kenntnißreicher, gut denkender Mann von

etwa 28 Jahren; ich hoffe mit ihm sowohl als Hr. v. Meined<sup>4)</sup>, von dem man hier viel Gutes sagt, recht gut fertig zu werden. Die Einrichtung im Bureau weicht sehr von der unsrigen ab und ist ganz auf preussischen Fuß. Einige Zeit wird wohl darüber hingehen, ehe ich mich gewöhne; ich habe als Chef de Division zwei Sous Chefs und ein Paar Copiisten; bei den hier eingeführten französischen Principien bin ich für die Geschäfte meiner Division verantwortlich, sie gehen durch meine Hände, ich theile sie unter meine Mitarbeiter aus, sehe nachher ihre Arbeiten nach und lege sie dann dem Staatsrathe vor.

Conti. Abends 9 Uhr.

Ich war mit meinem Briefe soweit gekommen, als der Staatsrath v. Meined zu mir sandte und mir austrug, die Cassé des in der vorigen Nacht allhier verstorbenen General Einnehmers Balthy, eines Franzosen, zu verificiren, die Cassen-Vorräthe an den Schatz einzusenden und die nöthigen Einrichtungen wegen der interimistischen Verwaltung derselben zu treffen. Dies wäre drum mein erster act als Sous prefet; ich bin von 9 Uhr heute Morgen bis jetzt, wo ich mich eben durch ein elendes Mittagessen ... restaurirt habe, fortwährend auf der Districts-Casse mit Nachsehen der Bücher, der Cassé, Aufnehmen von Protocollen, Versiegeln ect. beschäftigt gewesen. Es kann grade nicht ein sehr angenehmer Debut genannt werden....

Gott gebe, daß Deine Besserung, theuerster, innigst geliebter Vater, recht sehr zunehme. Auf ihr beruhet unser aller ganzes Glück, alle unsere Wünsche und auch hier nimmt man an ihr den herzlichsten Antheil. Es werfen Dir viele schon recht sehr vor, daß Du damals<sup>5)</sup> mit Vernachlässigung Deiner Gesundheit zu der Beerdigung hierher reisetest und Wolffradt), Malchus und viele andere sehen es als höchst nothwendig an, daß Du wenigstens noch ein Paar Monate dort in Ruhe bleibst und dann etwa eine Reise ins Bad machst. Zu beidem rathet auch ich sehr, um so mehr, da hier nicht das Geringste zu versäumen ist, indem bei der Abwesenheit des Königs die wichtigsten Geschäfte ruhen. In Rücksicht Deiner Besoldung glaubt H. v. S.<sup>6)</sup>, daß Du sie erhältst, indessen hat er mir gerathen nicht eher zu deren Erhebung mich zu melden, als bis ich darüber Gewißheit habe. Mit meinem rückständigen Gehalte sieht es ungleich übler aus. H. v. S. und viele andere glauben, daß ich gar nicht darauf rechnen könne, und keiner weiß mir zu rathen, an wen ich mich deshalb wenden soll....

H. v. Wolffradt läßt mir eben sagen, daß er nicht wohl und bettlägerig sei und daher an Dich, theuerster Vater, für diesmal nicht schreiben würde.

<sup>4)</sup> Präfekt des Fulda-Departements und Staatsrat.

<sup>5)</sup> Ende Februars.

<sup>6)</sup> Wohl Staatsrat Justus v. Schmidt-Philstedt, Generaldirector der indirecten Steuern, der spätere braunschweigische Minister.

<sup>1)</sup> S. 6.

<sup>2)</sup> Unsichere Ergänzung.

<sup>3)</sup> Der Finanzminister.

Ich weiß nicht einmal, ob ich Euch von meinem neuen Diner bei W. geschrieben habe, ich fand dort außer H. v. S. und H. von Bar<sup>1)</sup> nebst Frauen, die Frau v. Reimann<sup>2)</sup>, welche Ihr nun wahrscheinlich jetzt schon kennt....

Zu dem Verkauf der Obligationen der ersten Série<sup>3)</sup> rathe ich nochmals. Wäre es nicht möglich, sie jetzt mit der Bedingung zu verkaufen, daß Ihr sie erst in acht Tagen oder später liefert? Ich bin meiner Sache gewiß und bin fest versichert, daß sie in acht oder 10 Tagen mehr als um 20 pr. cent fallen werden....

Cassel, d. 15ten April 1812.

... Ich hielt das Geschäft des Abschlusses einer Districts-Casse und der Übergabe derselben für leichter. Bis gestern Nachmittag habe ich damit zugebracht und ein ansehnliches Convolut Acten zusammengeschrieben. Auch jetzt habe ich wieder ein Geschäft, das mich an's Haus bindet und mitten unter Altentstöße versetzt. Es ist dies eine Untersuchung gegen einen Canton-Maire, der sich vieles hat zu Schulden kommen lassen, der aber als Chevalier de l'ordre mit spitzen Fingern behandelt werden will....

Ich aß gestern Mittag bei dem Gouverneur v. H(eldbring<sup>4)</sup>), doch, schien es mir, mehr in meiner Eigenschaft als Sotto-Prefetto, als wie ein früherer Bekannter. Ich lernte dort den H. General-Procurator<sup>5)</sup> Gossler kennen, der sich recht sehr nach der Familie des Hofrath erkundigte und mich einlud, sein Haus zu besuchen, wovon ich in den nächsten Tagen Gebrauch machen werde....

Von Neuigkeiten erfährt man hier nicht das Mindeste. Man ist wie von der übrigen Welt abgeschnitten. Selbst den Moniteur habe ich hier noch nicht gesehen. An den Krieg erinnert auch nur das ewige, höchst langweilig anzuhörende Exerciren auf dem Stände-Platz, wodie ganze Garnison, höchstens ein Paar Bataillons, vom Morgen bis spät Abends manouvriert und alle die langweilt, die am Stände-Platz wohnen. Heute ist Staatsrath, und werde ich für dies mal noch hingehen, in der Folge werden meine Arbeiten mich gewiß öfter abhalten....

Cassel, d. 20ten April 1812.

... Bei W(olffradt), der Dich, theuerster Vater, recht angelegentlich bitten läßt, Dich ja recht zu schonen und ihm nicht eher zu schreiben, als bis es Deine Besserung erlaubt, fand ich den Gr. v. Meerfeldt<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Staatsrat, Präsident der Section der Justiz und des Innern.

<sup>2)</sup> Gattin des nunmehrigen Präfecten des Oberdepartements.

<sup>3)</sup> Ergänzungsanleihe vom 1. Dez. 1810. Weiteres hierüber im Briefe vom 22. April.

<sup>4)</sup> General v. H., Gouverneur von Cassel.

<sup>5)</sup> Am Appellationshofe zu Cassel.

<sup>6)</sup> Graf v. Meerfeldt, Staatsrat General-Requetenmeister, Kammerherr.

und Staatsrath v. Leist<sup>7)</sup>). Beide erkundigten sich nach Deinem Befinden und lassen Dir eine baldige Wiederherstellung recht sehr wünschen. Es war ein Mittag, wo kein anderes Sujet zur Unterhaltung aß als das Theater. Das Deutsche, Französische und Italienische wurde gegenseitig abgewogen und, wie denn natürlich, unser gutes vaterländisches ziemlich zurückgesetzt. Dem ohngeachtet hänge ich recht herzlich daran und werde des französischen jetzt schon müde, ob ich gleich kaum vier Vorstellungen gesehen habe.

Der Russische Gesandte<sup>8)</sup> trifft jetzt ernstliche Anstalten zur Abreise; er läßt unter der Hand seine Sachen verkaufen, und man sagt, daß in diesen Tagen ein öffentlicher Verkauf seiner Effecten statt haben und die von ihm bewohnte Wohnung zum Vermiethen ausgedothet würde. Außer diesem weiß man hier auch durchaus nichts neues. Selbst auch über des Königs Reise erfährt man nichts; seinen gegenwärtigen Aufenthalt weiß man sogar nicht einmal.

Mein Hr. Staats-R. v. R(eined) ist diese Tage auf sein Gut gereist, indessen wird er heute oder morgen wieder zurückkommen, da im Laufe künftiger Woche der Rekrutirgs-Rath seine Sitzungen eröffnet, bei denen ich Gottlob für diesmal noch nicht gegenwärtig zu sein brauche....

Cassel, d. 22ten April 1812.

... Ich wünschte nur, daß Du einmal einen recht starken Schritt in Deiner Besserung thätest. Hier fährt man fort, mir denselben Wunsch zu bezeugen. Ich aß gestern Mittag bei dem Hn. General-Director Fein<sup>9)</sup>), und ward auch da Deiner recht viel gedacht, so viel, wie nur das alles verschlingende Gespräch über Westfälische Schinken, Strasburger Pasteten und andere Delicateßen, wovon der Hr. General-Director noch ein größerer Freund als der Hofrath geworden ist, es zuließ. Nach Herrn Fein seiner Äußerung wird nun bald die Bestimmung unserer Pensionen erfolgen, ohngefähr so, wie der Hr. Finanz-Minister Dir die Zusicherung gab. Ich werde mich am besten dabei stehen, indem diejenigen Präbendarien, welche unter 500 fr. jährlich hatten, ihre ganze Revenüe behalten sollen....

Das Königliche Decret<sup>10)</sup> wegen Aufschubung des Termins der Bezahlung<sup>11)</sup> der Obligationen der ersten Serie der Ergänzungs-Anleihe bis zum 1ten Sept. 1812<sup>12)</sup> wird nun wahrscheinlich auch schon zu Eurer

<sup>7)</sup> Seit dem Tode Johanns v. Müller Generaldirector des öffentlichen Unterrichts.

<sup>8)</sup> v. Jakowlew.

<sup>9)</sup> Mit den Funktionen des Generaldirectors beauftragter Generalinspector der Domänen, vor der westfälischen Zeit Gerichtsschultheiß d. h. Magistratsvorsteher zu Helmstedt mit dem Titel Hofrat.

<sup>10)</sup> d. d. 1812 April 5.

<sup>11)</sup> d. h. der Einlösung.

<sup>12)</sup> Der ursprünglich festgesetzte Termin war der 1. März 1812.

Kenntniß gelangt sein. Es hat bis jetzt bei dem Stande der Obligationen hier keine Änderung gemacht, und könnte ich unsere Obligation wohl noch immer zu 90 pr. cent hier unterbringen.

Es ist mir soeben eine Liste zu einem Ball auf den Sonnabend präsentirt, und habe ich dazu unterschrieben. Auffallend war es mir dabei, daß bei dem Russischen Gesandtschafts-Secretair<sup>1)</sup> bemerkt stand: ist behindert. Mit der Auction, wovon ich Euch neulich schrieb, hat es seinen Fortgang und sollen besonders schöne Teppiche verkauft werden...."

Damit endigen Karl Hennebergs Briefe. Wenige Tage nach Abfassung des letzten traf den Schreiber der harte Schlag den Vater zu verlieren. Fortan mußte er des besten und treuesten Beraters entbehren, was er in jenen kritischen Zeiten gewiß oft schmerzlich empfunden haben wird, fortan mußte er aber auch der Mutter die Stütze zu ersetzen suchen, die sie an dem Gatten gehabt hatte. Diese Aufgabe wurde ihm durch die Gnade des Königs erleichtert. In Anbetracht der großen Verdienste des Verstorbenen wurde seiner Witwe eine Pension bewilligt. Die Familie besitzt noch einen Brief des Ministers Siméon an den Sohn, offenbar die Antwort auf einen Dank für erfolgreiche Verwendung in dieser Sache. Der Brief läßt im Einklang mit der neuerdings mehr und mehr zum Durchbruch gelangten Auffassung erkennen, daß es der westfälischen Regierung keineswegs an gutem Willen fehlte, und weiter, daß sie die treue Erfüllung der deutschen Beamten nicht nur wohl zu schätzen wußte, sondern auch offen anerkannte. Mit ihm sollen drum unsere Mitteilungen aus einer für das deutsche Volk so schweren, aber durch ihre vielseitige erziehlische Wirkung zugleich so nutzbringenden Zeit ausklingen.

„Cassel, den 8. September 1812.

Wenn ich, mein Herr, zur Erlangung einer Pension für Ihre Frau Mutter habe beitragen können, so ist das mit einem lebhaften Gefühl des Vergnügens und der Gerechtigkeit geschehen. Seit dem Regierungsantritt des Königs hatte Ihr Herr Vater dem Dienste Seiner Majestät denselben Eifer und dieselben Fähigkeiten gewidmet, die ihn unter der früheren Regierung ausgezeichnet hatten. Seine Witwe hatte ein Anrecht auf ein Entgelt für seine Dienste. Sie, mein Herr, haben in seine Fußstapfen zu treten und die guten Beispiele zu befolgen, die er Ihnen gegeben hat. So werden sie sein Andenken ehren, so werden Sie dem König ihre Erkenntlichkeit beweisen. Ich zweifle nicht daran, mein Herr, daß Sie sich anstrengen werden die Hoffnungen zu erfüllen, die Sie schon erregt haben. Ich werde mit Freuden bei allen Gelegenheiten Ihnen von der Hochachtung, die ich für Ihren Herrn Vater hegte, und

<sup>1)</sup> v. Fahrenberg.

von meiner Zuneigung für seinen Sohn Beweise geben. Ich habe die Ehre, mein Herr, Sie zu grüßen.  
Siméon."

## Ein unbekanntes Gedicht Friedrich Wilhelm Zachariä's.

Die Prinzessin Friederike Albertine, die Tochter Herzog Ernst Ferdinands von Braunschweig-Lüneburg-Bevern, ist von Herzog Karl I. unterm 20. August 1762 zur Coadjutrix des adligen freiweltlichen Stifts Steterburg ernannt worden. Nur wenige Monate später, am 19. November d. J., starb die Äbtissin Sophie Ursula von Heimbürg, und Friederike Albertine wurde nun ihre Nachfolgerin. Da für die Fürstentochter die Zimmer der abtheilichen Wohnung in würdigen Stand gesetzt werden mußten, so hat sich ihre Einführung in die neue Würde längere Zeit verzögert. Herzog Karl hielt den Umbau schon zu Anfang des Jahres 1764 für beendet und schrieb unterm 12. Januar wegen der Einführung der Äbtissin. Aber ehe es dazu kam, sollten fast noch anderthalb Jahre vergehen. Die Feier war zuerst auf den 30. Januar 1765 angesetzt, dann aber auf den 24. April verschoben worden. Auch dieser Termin konnte wegen Unpäßlichkeit der Äbtissin nicht inne gehalten werden. Man wählte den 4. Juni 1765, wo die Einführung dann glücklich vor sich ging. Tags vorher hatte die Prinzessin den üblichen Reversbrief unterzeichnet.

Zur Erhöhung der Feierlichkeit, an der auch der Fürstliche Hof teilnahm, ist von der Kapelle, ehe der Glaube von der Gemeinde abgesungen wurde, auch eine Cantate vorgetragen, mit deren Abfassung der Professor Friedr. Wilh. Zachariä am Collegium Carolinum in Braunschweig, der bekannte Dichter des Renommisten, beauftragt worden war. Da dieses Gedicht in der Literatur bislang unbekannt geblieben ist, auch in der ausführlichen „Übersicht der Schriften Zachariä's<sup>2)</sup>“ fehlt, so dürfte es sich wohl verlohnen, mit ein paar Worten darauf einzugehen und es bei seinem geringen Umfange hier nochmals zum Abdrucke zu bringen.

Zachariä hatte den Auftrag, eine Cantate für diese Gelegenheit zu verfertigen, schon im Jahre 1764 erhalten. Denn er übersandte die Dichtung am 12. December d. J. an den Herzog mit folgendem Begleitschreiben:

Durchlauchtigster Herzog,  
Gnädigster Herzog, und Herr,

Ew. Herzogl. Durchl. haben gnädigst befohlen, auf die bevorstehende Einführung der Prinzessin von Bevern Durchl. eine kurze Cantate zu verfertigen, und solche vorher Ew. Herzogl. Durchl. vor-

<sup>2)</sup> P. Zimmermann, Friedr. Wilh. Zachariae in Braunschweig S. 175 ff., wo das Gedicht S. 186 hinter Nr. 24 einzureihen wäre.



zulegen. Ich habe sie also hiebey unterthänigst anfügen, und Ew. Herzogl. Durchl. fernere Befehle hierüber erwarten sollen. Der ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Herzogl. Durchl.

Meines gnädigsten Herzogs und Herrn  
unterthänigst treugehorsamster Knecht  
Friedrich Wilhelm Zachariä.

Braunschweig,  
den 12. Dec. 1764.

Unterm 18. März hatte dann der Geheime Legationsrat von Flögen bei Professor Zachariä angefragt, ob zum 24. April alles zur Aufführung der Kirchenmusik in Bereitschaft sei. Darauf erteilte dieser nachstehende Antwort:

Ew. Hochwohlgeboren

habe hiedurch unterthänig melden sollen, daß ich dem H. Capellmeister Schwanenberg den Tag der Einführung der Prinzessin von Bevern Durchl. zur Abtissin in Steterburg von neuem angezeigt, und mir derselbe versichert, daß alles hiezu bereit sey. Ich will also nur noch unterthänig anfragen, ob Serenissimus vielleicht befehlen, daß von dem Texte einige hundert Exemplare abgedruckt werden sollen

Braunschweig,  
den 22. März 1765.

unterthänig  
Zachariä.

Der Geheimrat Schrader von Schliestedt war mit seinen Kollegen der Ansicht, daß die Dichtung selbst erst einzusehen sei, bevor man ihren Druck beschließe. Jedenfalls muß dann eine Prüfung erfolgt und deren Ergebnis günstig ausgefallen sein. Denn in den Akten der Herzoglichen Kammer liegt die Cantate im Drucke vor<sup>1)</sup>. Es ist das einzige Exemplar, das mir davon bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Danach lautet das Gedicht folgendermaßen:

Cantate, Welche bey der feyerlichen Einführung der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Friderike Albertine, Prinzessin zu Braunschweig-Bevern etc. Zur Abtissin des Stifts Steterburg; in der Kirche daselbst Von der Herzogl. Braunschweigischen Hof-Kapelle aufgeführt worden. Den 24 ten April, 1765.

Chor.

Erhebt, ihr andachtsvollen Chöre,  
Erhebet unser's Gottes Ehre,  
Verkündigt seiner Thaten Ruhm!  
Preist unsern Gott, der uns erwählet,  
Und uns zu seinem Volke zählet!  
Preist ihn in seinem Heiligthum!

Arie.

O wohl der Seele, welche gern  
Im heiligen Hause des Herrn

Voll Andacht sich verweilt.

Von allem Weltgetümmel fern,  
Wehlt sie sich ganz dem Herrn,  
Der ihr Zufriedenheit im reichen Maaß ertheilt.

Recitativ.

Der Vorsicht Wink ruft auch, Prinzessin, Dich  
Zu jener seligen beglückten Einsamkeit,  
In der die fromme Seele sich  
Ganz ihrem Heiland wehlt.

O! wie gebenedeyt

Muß dir die frohe Stunde sehn,  
In welcher man das heilige Gewand  
Dir um die Schultern legt! Tritt ein,  
Tritt freudig ein in diesen neuen Stand!  
Die Vorsicht leite Dich an ihrer Gnadenhand.

Arie.

Wir sollen oft mit feurigen Gebeten  
Zum Thron der Allmacht treten:  
So werden wir erhört.  
Im trüben Sturme dieses Lebens  
Ist jeder andre Trost vergebens,  
Wenn man nicht mit Gebet sich zu den Wolken kehrt.

Schluß-Chor.

So höre denn auch unser Flehn  
O Vorsicht! Laß das hohe Fürstenhaus  
Von Braunschweig lange noch in Segen stehn;  
Und breite deiner Gnade Flügel  
Auch über Albertinen aus!

Daß der am Kopfe des Gedichts angegebene Tag der Aufführung mit der Wirklichkeit nicht stimmt, erhellt aus den oben gemachten Mittheilungen.

Die guten Wünsche aber, die damals für die neue Abtissin zum Himmel gesandt wurden, sind wenigstens nicht für eine lange Zeit in Erfüllung gegangen. Schon am Vormittage des 5. August 1772 machte ein Schlagfluß ihrem Leben im Stifte Steterburg ein plötzliches Ende. Wenige Tage darauf wurde sie in der Gruft der Domkirche zu Braunschweig beigesetzt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einen kleinen Beitrag für die Tätigkeit Zachariäs als Redakteur mitteilen, der namentlich für die Haltung charakteristisch ist, welche die Regierung bei Ereignissen in der fürstlichen Familie ihm gegenüber einnahm, sowie für das Interesse, das der Herzog Karl I. selbst dem Zeitungsunternehmen zuwandte.

Am 24. August 1770 war im russischen Lager zwischen Ismail und Orakow Prinz Wilhelm Adolf, Karls sechster Sohn, der an dem Feldzuge gegen die Türken theilnahm, an einer Lungenentzündung gestorben<sup>2)</sup>. Am Abend des 12. Dezember wurden die irdischen Überreste des 25jährigen Fürsten im Dome zu Braunschweig beigesetzt. Am folgenden Tage sandte Zachariä an ein Mitglied des Geheimrats-Kollegiums nachstehendes Schreiben:

<sup>1)</sup> Zwei Blätter in 4<sup>o</sup>; der Titel nimmt S. 1, der Text S. 2-4 ein.

<sup>2)</sup> Vgl. Br. Magazin 1899 S. 33-37; 1900 S. 159 f.

### Unterthäniges pro Memoria

Ew. Hochwohlgebornen wollen die hohe Gewogenheit haben, und dasjenige, was von der gestrigen betäubten Ceremonie in die hiesige deutsche Zeitung kommen soll, Hochgeneigt mir an Hand geben zu lassen.

Braunschweig, unterthänig  
den 13. Dec. 1771. Zachariä.

Von dem Geheimen Räte wurde die Sache dann in einem „unterthänigsten Pro Memoria“ dem Herzoge Karl zur Entscheidung übergeben:

„Serenissimus werden gnädigst zu befehlen geruhen, ob dem Professori Zachariae eine Nachricht von dem Fürstlichen Leichen-Ceremoniali zur inserirung in die Zeitung zugeschiedet werden solle. Br. d. 13. Dec. 1770.“

Der Herzog schrieb an den Rand des Schriftstücks: „Es kan in den Zeitungen nur ganz generale angezeigt werden, daß die Ceremonie geschehen sey ohne die geringsten details.“

In der Geheimen Ratsstube, wie man damals zu sagen pflegte, wurde darauf hin ein „Artikel in die Braunschweigische Zeitung“ aufgesetzt, der von den Geheimräten Schrader v. Schlieffedt und v. Münchhausen signiert dem Herzoge vorgelegt wurde. Inzwischen muß aber geraume Zeit verstrichen sein. Denn die Randbemerkung des Fürsten zu dem Artikel lautet: „Da heute schon der 12te Tag, ist es fast affectiret, daß es noch in die Zeitung gedruckt werde, es kan aber doch geschehen.“ Diese Worte werden die Sache beschleunigt haben; noch denselben Tag, den 23. Dezember, wurde das Schreiben einem Kanzleivermerke zufolge auf die Redaktion besorgt; diese aber brachte die Mitteilung in Nr. 200 der Neuen Braunschweigischen Zeitung vom 24. Dezember 1770 genau in der angegebenen Fassung zum Abdruck. Es heißt hier auf S. 4:

Braunschweig, vom 24. December.

Nachdem am 12ten dieses Monats, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, der Leichnam des in Gott ruhenden Prinzen Wilhelm Adolphs von Braunschweig und Lüneburg Hochfürstl. Durchlaucht hieselbst angekommen, so wurde derselbe mit gewöhnlichen militärischen Ceremonien in die Domkirche hieselbst zu seiner Fürstlichen Ruhestätte gebracht. P. Z.

### Über einen bearbeiteten Oberarmknochen vom *Rhinoceros tichorhinus*.

Während der 29. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, die in Braunschweig abgehalten wurde, legte, wie aus dem Correspondenzblatte Jahrg. 1898 S. 160 ersichtlich ist, Herr Geheimrat Professor Dr. Virchow bearbeitete *Rhinocerosknochen* aus dem Diluvium von Watenstedt und Walkenried vor.

Dieser Bericht veranlaßte mich, nach analogen

Fällen im Diluvialgebiete des Gr. Fallsteines, der bereits seit Jahren ein ungemein reiches Material an neolithischen Artefacten geliefert hat, zu suchen. Über die zu berücksichtigenden geologischen Verhältnisse sei bemerkt, daß vereinzelt Partien dieses Gebirges der Buntsteinformation angehören, während die Hauptmasse aus Muschelfalk besteht; das Ganze wird alsdann vom Keuper gürtelartig umschlossen. Unmittelbar auf diesen triasischen Gebieten lagern am Nordabhange ungemein stark entwickelte diluviale Silbzwasserfalkbänke, die in den Steinbrüchen bei Beltheim, Osterode und in der „Osterkühle“ bei Rhoden vorzüglich aufgeschlossen sind. Fast überall ist dies jüngere Gebirge von Mollusken und Knochen einer gleichalterigen Fauna durchsetzt. Unmittelbar nach dem Niederschlage dieser gewaltigen Kalkmassen trat in nördlicher Richtung eine Senkung des ganzen Gebietes ein, wodurch nicht selten  $\frac{1}{2}$  m und darüber starke, von Westen nach Osten streichende Spaltungen entstanden sind, die alsdann der größten Wahrscheinlichkeit nach während der zweiten Interglacialzeit von einem lössartigen Lehme ausgefüllt wurden. Ein Profil des mit diesem Lehme angefüllten größten Spalts im Osteroder Steinbruche zeigte deutlich die Beimengungen von nicht gerollten Bruchstücken des anstehenden Gebirges und zahlreiche Knochen oder wenigstens Bruchstücke von ihnen, die mit Sicherheit auf Nashorn (*Rhinoceros tichorhinus*), Urochs (*Bos primigenius*), Riesenhirsch (*Cervus euryceros*), Rentier (*Cervus tarandus*), Pferd (*Equus caballus foss.*), Ursus (ep.?), Polarfuchs (*Canis lagopus*, und Luchs (*Felis lynx*) hinweisen. Aus der regellosen Lage dieser Knochen ist weiter zu schließen, daß hier an keine primäre Ablagerung gedacht werden kann; es haben vielmehr stark fließende Gewässer die ursprünglichen diluvialen Niederschläge aufgewühlt und nach hier weiter getragen, wodurch sich der eigenartige Erhaltungszustand mancher Röhrenknochen leicht erklären läßt. Von den hierdurch entstandenen Verletzungen unterscheiden sich wesentlich diejenigen, die von Menschenhand den Knochen beigebracht sind. Es kommen hier in Betracht die langen Beinknochen vom *Equus caballus foss.*, *Bos primigenius* und *Rhinoceros tichorhinus*. Die betreffenden Knochen sind an beiden Enden aufgeschlagen und der Spongiose beraubt (vermutlich durch Ausbohren), wodurch trichterförmige Vertiefungen entstanden sind. Wollte man diese Art der Verletzung einer anderen Ursache zuschreiben, so bliebe unerklärlich, warum die oft zarten Mäander des Trichters nicht auch zerstört sind! Dahingegen schwinden alle Bedenken an eine menschliche Bearbeitung, sobald der starke Oberarmknochen vom *Rhinoceros tichorhinus*, der in einem Spalte des Beltheimer Steinbruches aufgefunden wurde, in Betracht gezogen wird. Das obere Ende dieses starken Knochens ist mit der ganzen Gelenkugel schräg abwärts abgeschlagen, offen-

bar nur zu dem Zwecke, um die Spongiose in möglichst großem Umfange heraus arbeiten zu können. Die Ausbohrung verläuft im großen und ganzen konisch nach dem Ellenbogengelenke zu. Die Wandung des Trichters zeigt charakteristische, höhltehlartige, mittelst scharfem Instrumente hergestellte Rillen, deren Projektionsebenen nicht etwa senkrecht zur äußeren Knochenwand stehen, sondern schräg abwärts geneigt sind, woraus sich ergibt, daß die Spongiose schichtenweise ausgekratzt worden ist. Da hier auf keinen Fall an eine tierische Einwirkung gedacht werden kann, so bleibt nur die einzig mögliche Deutung übrig, jene Ausbohrung als menschliche Arbeitsleistung anzuerkennen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die hier in Frage kommenden Knochen sich in den Sammlungen des Herrn Kantor Meyer in Rhoden und des Unterzeichneten befinden. Ersterer besitzt außerdem (wie die Herren Dr med. Warner in Braumlage und Lehrer Riemann in Halle) eine sehr beachtenswerte Sammlung von Steinbeilen, Lanzenspitzen, Messern und dergleichen aus neolithischer Zeit.

Börßum.

L. Knoop.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

34. Sitzung zu Braunschweig am 7. März 1904.

Regierungs- und Baurat Pfeifer sprach über interessante Fundstücke aus dem Pauliner- und dem St. Agidienkloster in Braunschweig, die in großer Zahl ausgelegt waren, insbesondere über die in den Wänden der Paulinerkirche aufgefundenen Schallurnen, für die er Parallelen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und des Auslandes heranzog. An den Erörterungen, die sich an den Vortrag schlossen, beteiligte sich außer dem Redner besonders Apothekenbesitzer Bohlmann.

Zuletzt führte Baurat Pfeifer das plastische Modell des geplanten Neubaus des Vaterländischen Museums mit dem wiederaufgebauten Chore der Paulinerkirche vor, das großen Beifall fand.

35. Sitzung zu Braunschweig am 21. März 1904.

Professor Dr Scherer hielt einen Vortrag über die Fürstenberger Buntmalerei zu Braunschweig im Anfange des 19. Jahrhunderts bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1828.

36. Sitzung (Hauptversammlung) auf dem Sternhause im Lechelnholze am 6. Juni 1904.

Der Vorsitzende, Archivrat Dr Zimmermann, eröffnete die Sitzung mit einigen ehrenden Worten für den am 22. März dahingeshiedenen Professor Dr Hänfelmann, der Ehrenmitglied des Vereins gewesen war. Die Versammlung ehrte das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Der Schriftführer, Oberstleutnant z. D. Meier, verlas den 3ten Jahresbericht. In elf Sitzungen,

einschließl. der Wanderversammlung und der Hauptversammlung, sind siebenzehn größere Vorträge gehalten worden, über die in den einzelnen Nummern dieses Blattes berichtet worden ist.

Über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege berichtete Dr Steinacker. Wir lassen seine Mitteilungen hierunter folgen.

Der Schatzmeister, Bankdirektor Walter, erstattete den Kassenbericht, aus dem nachstehende Mitteilungen die wesentlichsten sind:

Die Einnahmen des Geschichtsvereins haben im Rechnungsjahre 1903 betragen:

5401 M. 74 Pf.

Die Ausgaben: 5257 „ 65 „ mithin verblieb ein Überschuß von 144 „ 9 „

Das in sicheren Wertpapieren angelegte Vermögen des Vereins beträgt: 4729 M. 69 Pf.

Die Zahl der Mitglieder ist von 482 auf 494 gestiegen.

Apothekenbesitzer Bohlmann, der die Rechnung geprüft hatte, erklärte sie für richtig und beantragte, dem Schatzmeister Entlastung zu gewähren, was geschah. Herr Bohlmann wurde auch für das nächste Jahr als Rechnungsprüfer bestellt.

Superintendent D. theol. Johannes Beste hielt einen mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrag über Ernst Ludwig Theodor Henke zum Gedächtnis seines 100jährigen Geburtstages. Es ist in Aussicht genommen, diesen Vortrag unverkürzt im Drucke erscheinen zu lassen.

Die Versammlung beschloß auf Vorschlag des Vorsitzenden die Abhaltung der Wanderversammlung in Gandersheim in der zweiten Hälfte des Monats August, Hinzuziehung des Schulrates Dr Brandes zum Redaktionsausschusse und die Anfertigung eines Registerbandes für die ersten zehn Jahrgänge des Braunschweigischen Magazins. Der alte Vorstand wurde wiedergewählt; an Stelle des Professor Dr Hänfelmann wurde Professor Gunze das Amt eines Beisitzers übertragen.

Zuletzt beschloß man, am 18. Juni eine Besichtigung der älteren Bauwerke der Stadt Wolfenbüttel zu unternehmen, für die Museumsdirektor Dr P. J. Meier die Führung zusagte.

## Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogtum Braunschweig 1903/04.

Seit dem Abschlusse des vorjährigen Berichtes hat der Ausschuß in 7 Sitzungen, mehreren damit in Verbindung stehenden Besichtigungen und einer besonderen Unternehmung (Vortrag des Oberbürgermeisters Struckmann) seiner Aufgabe gedient. Zu Ende geführt wurde die im vorigen Jahre noch nicht ganz erledigte Wiederherstellung des Rohr'schen

Hauses in Helmstedt. Die dabei gewonnene wertvolle Erfahrung über die schwierige Frage, wie unsere alten Fachwerkhäuser im ursprünglichen Sinne wieder in die Erscheinung zu bringen seien, bilden die Unterlage zu weiteren Forschungen des Ausschusses, der es sich als sein Ziel setzt, zu der ursprünglichen Art der alten Oberflächenbehandlung des Fachwerkes die Wege völlig zu finden, um dann namentlich auch den Häusern Braunschweigs ihr altes künstlerisches Aussehen wieder zu verschaffen. Zu dem Zwecke unternahm der Ausschuss auch einen Rundgang durch die Stadt Braunschweig, welcher zu dem Entschlusse führte, die dauernde Beobachtung bestimmter Bezirke einzelnen Ausschussmitgliedern zu übertragen, um über bauliche Veränderungen jederzeit unterrichtet zu sein und im Zusammenhange damit neue Beobachtungen machen oder brauchbare Anweisungen rechtzeitig geben zu können.

Der Melveröder Kirche nahm sich der Ausschuss im Sinne seiner vorjährigen Fürsorge auch weiterhin an. Dank dem Entgegenkommen der staatlichen Baubehörden, die ja überall mit dem Ausschusse auf das bereitwilligste sich verbinden, ist die Wiederherstellung bzw. Erhaltung der Wandmalereien mit möglichster Schonung und Sorgfalt nunmehr im wesentlichen durchgeführt.

Ferner richtete der Ausschuss seine Aufmerksamkeit auf die vom Harzburgischen Geschichtsverein unternommene Ausgrabung der Ruinenreste auf dem großen und kleinen Burgberge bei Harzburg. Er folgte einer Einladung zur Besichtigung der Funde am 25. Oktober 1903 und beschloß, Methode wie Ergebnisse der Grabungen auch weiterhin zu verfolgen.

Eine besonders wichtige Aufgabe wurde in außerordentlich entgegenkommender Weise von den städtischen Behörden Braunschweigs gestellt, die ebenfalls bei jeder Gelegenheit ihre Sympathie mit den Interessen des Ausschusses zeigen. Es handelte sich in diesem Falle um die von den Besitzern angeregte Neubebauung der dem Gewandhaus vorliegenden Grundstücke an der Ecke der Brabantstraße und Garfküche. Die Schwierigkeit, Neubauten an dieser Stelle mit dem Gewandhaus in Harmonie zu bringen, möchte der Ausschuss lösen durch Entwürfe seiner Architekten, die den Besitzern kostenlos zur Verfügung gestellt werden sollen.

Außerhalb der Stadt Braunschweig wurde namentlich für die Erhaltung des alten Fachwerktores auf dem Gräflisch-Schulenburg'schen Gute in Heflen eingetreten, doch scheint der Besitzer leider nicht geneigt zu sein, auf derartige Wünsche einzugehen, sodaß wir voraussichtlich den Verlust des originellsten Fachwerkbauwerks im braunschweigischen Weserkreise trotz der hilfsbereiten Vorschläge des Ausschusses zu beklagen haben werden.

Unter den kleineren Angelegenheiten sei die An-

regung genannt, die Lübbensteine mit ihrer nächsten Umgebung in einen würdigen Zustand zu bringen und, wenn möglich, auch die Umgebung der Ludgerikapelle etwas stimmungsvoller zu machen. Der begonnene Umbau der Stephanikirche gab dem Ausschusse neuerdings eine Gelegenheit sich zu äußern, wobei er nicht umhin konnte, die Überarbeitung der Außenfläche zu bedauern, durch die namentlich die Steinmezzeichen und Studenteninschriften zu leiden gehabt haben.

Der Erhaltung volkstümlicher Gebräuche galt die Erörterung eines in einem Kreisblatte erlassenen übereifrigen amtlichen Verbotes von Osterfeuern, und eine bedrohte Natur Schönheit sucht der Ausschuss in Mübeland zu erhalten, wo die Harzer Werke eine Reihe malerischer Klippen vom Staate zum Abbau erwerben wollen.

Eine besondere Unternehmung war die Gewinnung des Herrn Oberbürgermeisters Struckmann aus Hildesheim zu dem am 7. April 1904 im Altstadtrathause gehaltenen Vortrage über die Aufgaben der Stadtverwaltungen auf dem Gebiete der Denkmalpflege. Die Absicht des Ausschusses dabei war vornehmlich, auch auf unsere Stadtverwaltung und näher interessierte Körperschaften anregend und ermutigend zu wirken, und es ist zu hoffen, daß die vielen nützlichen Hinweise des sehr lebendigen Vortrages weiter wirken werden. Mag auch das Beispiel Hildesheims nicht in jeder Weise, namentlich für die Stadt Braunschweig, maßgebend sein können, das Wichtigste haben wir denn doch einmal erfahren: daß auch auf diesem Gebiete die ideellen Ziele ohne unerschwingliche materielle Opfer erreichbar sind, wenn man sich Zeit läßt und eine praktische Methode hat, das Publikum zu gewinnen. Unerläßlich aber zur Durchführung ist die wohlwollende Unterstützung durch Verwaltung und Bürgerschaft. Es ist eine dringende Pflicht von Magistrat und Stadtverordneten für die Erhaltung des eigenartigen Stadtbildes ganz anders einzutreten, als es bisher geschah. Es fehlte bisher an jeglicher Auffassung für die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Straßenzüge, der Häuserfluchten, auch des einzelnen Hauses in seiner Umgebung und durch dieselbe. Denn selbst in der Behandlung der städtischen Gebäude muß die Stadt viel mehr als bisher den Privatleuten die Wege weisen. Eine rein praktische Beobachtung sollte die braunschweigische Stadtverwaltung schon zu dieser durch Struckmanns Vortrag so dringend angerufenen Teilnahme veranlassen: der Fremdenzufluß, der für Braunschweig eine immer wertvollere Rolle spielen wird, wird zum großen Teile gerade durch unsere unvergleichlichen Straßenbilder hierher gelenkt. Aber es braucht nur noch wenige Jahre so fortzufahren zu werden mit Geradelegen der Straßen, Durchbrüchen und Abreißen, so werden die Straßen so langweilig und ohne jede Anziehungskraft sein

wie in irgend einer modernen Stadt. Eine bittere Warnung sollte uns das Schicksal des Sternes sein, der früher dem Kohlmarkt einen so malerischen Reiz verlieh, jetzt aber mit seinem unförmig hohen Neubau dem Pläze Einheit und Seele genommen hat.

In der Konstituierung einer die Ziele des Ausschusses für Denkmalspflege in ganz Deutschland zusammenfassenden Vereinigung, des Bundes für Heimatschutz, welche am 30. März dieses Jahres sich in Dresden vollzog, war auch der Ausschuß durch einen eigenen Vertreter beteiligt, hat sich daraufhin für die Zentrale dieses Bundes im Herzogtum erklärt und ist in diesem Sinne auch mit dem Herzogl. Staatsministerium in Verbindung getreten.

Braunschweig, den 6. Juni 1904.

Karl Steinacker.

### Bücherschau.

Heinrich Meier, Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Mit einem Plane. Wolfenbüttel, in Kommission bei J. Zwißler 1904. 144 S. 8° 3 M.

M. u. d. T.: Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte. Herausgegeben von dem Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig. B. 1.

Das treffliche, dem verstorbenen Ludw. Hänfelmann gewidmete Buch, für das wir dem Verfasser herzlich danken müssen, möchten wir gern in den Händen jeder Familie sehn, in der nur ein Fünkchen von geschichtlichem Interesse vorhanden ist. H. Meier, der zumal durch seine wissenschaftlichen Aufsätze über die Bürgerhäuser der Stadt Braunschweig in früheren Jahrhunderten sich vorteilhaft bekannt gemacht hat, ist unzweifelhaft der beste Kenner der Topographie des alten Braunschweig, und sein Buch beruht auf eingehendem gewissenhaftem Studium der Urkunden, der Pläne, der Grundbücher. Daher bietet es viel mehr, als sein Titel besagt. Denn es enthält nicht etwa nur eine alphabetische Aufzählung der Straßennamen, sondern zeigt uns, wie die Straßen früher zogen, welche Veränderungen sie erfuhren bei Neuanlagen, Durchbrüchen, wie ihre Namen früher lauteten, wie sie früher erklärt wurden, wie die Häuser einstmalig lagen, welche Gartenanlagen sie unterbrachen, welch ein anderes Bild Straßen und Plätze der Innenstadt mit ihren Befestigungen durch Wälle und Gräben boten. Denn auf die Innenstadt hat sich der Verfasser beschränkt, hat aber in einem Anhang auch kurze dankenswerte Bemerkungen über die Straßennamen der Außenstadt gegeben. Ein sorgfältiges Register schließt das vorzüglich gedruckte Buch, dessen Inhalt durch einen, vom Geometer W. Schadt gearbeiteten Plan trefflich veranschaulicht wird. Die Deutung der Straßennamen war nicht das Ziel des Verfassers. Sein Zweck war es, nur eine Grundlage für die Deutung

zu geben, indem er von der richtigen Erkenntnis ausging, daß nur bei geschichtlichem Vorgehen Namen richtig erklärt werden können. Aber oft ist er erfreulicher Weise über sein Ziel hinausgegangen und hat Deutungen der Namen gegeben, wobei ihm der kundige Professor Hänfelmann, der selbst auf dem Gebiete der Straßennamenerklärung tätig gewesen ist und viele falsche Ansichten widerlegt hat, hilfreich zur Seite gestanden hat.

Daß manche Namen trotz der Aufklärung, die der Verfasser gibt, dunkel bleiben, läßt sich nicht verwundern. Vielleicht werden Namen wie Ruffäntchenplatz, Ratttreppeln, Stecherstraße nie erklärt werden, wenn uns nicht ein glücklicher Zufall bei Aufindung einer beweiskräftigen Urkunde zu Hilfe kommt.

Doch ich will dem Beispiel des Verfassers folgend auch alphabetisch vorgehn und seine Mitteilungen, wo ich kann, zu ergänzen suchen. Die Form Abelenkarne habe ich in einer Urkunde schon 1456 gefunden. Der Name findet sich, gleichfalls in Abelenkarre entstellt, auch in Schöningen und Schöppenstein. An den weiblichen Vornamen Abele ist meiner Aufsicht nach zu denken.

Die Ehebrecherstraße war vielleicht denen eingeräumt, die wegen Ehebruches eigentlich der Stadt Gebiet hätten verlassen müssen. Aus besonderen Gründen wurde nämlich Ehebrechern auch gestattet, vor den Toren zu wohnen. Im Handelsbuche des Rükemrates findet sich 1565 die Notiz „bis vor die Thor uff die Ehebrecherstraße.“

Der Eiermarkt war der Ort, auf dem die Eier verkauft werden sollten, nach einer Bestimmung etwa aus dem Jahre 1571.

Der Kalenwall, aus dem das Volk gern den kahlen Ball macht, hat seinen Namen schwerlich von Jobst Kale erhalten, der von 1601—1619 Zeugherr war. Ich weiß nicht, ob eine derartige Ehrlung eines Mannes überhaupt in früheren Jahrhunderten Sitte war, aber der Kalenwall hat seinen Namen jedenfalls daher, daß (nach einer Bemerkung im 2. Memorandenbuche) der Wall „vom Gieseler nach der Suthmolen 1550 durch der Kalen Garten angelegt wurde.“

Bei der Erklärung von Gieseler darf man nicht an das mittelniederdeutsche giselere = Geißel denken, sondern an eine Zusammenfügung von gisel = Geißel und her = Herr. Der Name Gieselher kommt schon im Nibelungenliede vor, er bedeutet „einen, der Kriegsgefangene gemacht hat.“

Die Gördelingerstraße ist sicher nach den Gorderingen, den Nachkommen eines Goder, genannt. Das I in Godelingen wird, wie so häufig, aus r entstanden sein.

Bei Rätthgenhagen denkt man unwillkürlich an Katharine, bei Rattbogen, den es auch in Helmstedt und Schöningen gibt, habe ich an Quadhagen

gedacht, also an den bösen Hagen. Quadhagen ist ein Flurname, kommt aber auch als Familienname vor. Anderen schwebt bei dem ersten Teile Rake, anderen auch Kate = Röte vor.

Die alte Knochenhauerstraße wird doch schon 1556 de knochenhauwerstrate in der oldenstadt genannt.

Die Kupfertwete heißt 1524 richtig in voller Form de Coppersleger tweten. Ist der Name Mantelstraße nicht vielleicht auch eine Abkürzung für Mantelmacherstraße und Taschenstraße für Taschenschneiderstraße? Die Gilde der Taschenschneider und Goldschmiede wird 1383 im 4. Gedenkbuche erwähnt.

Ottilienthail halte ich für eine Entstellung aus Tiliendei. Schon etwa 1513 steht im 10. Memorandenbuche „vor S. Tillien Thor“, ist also das Schluß t von Sanct (Sunte mit Abfall des e) an Thien herantreten, und dasselbe steht 1573 in den Gerichtsprotokollen, auch „S. Tilgenmarkt“ findet sich 1589 im Handelsbuche des Rükensrates. Aus diesem Tilien, das man später fälschlich für eine Kürzung von Ottilie ansah, konnte leicht der volle Name aus Unverständnis gebildet werden, und auch sein zweiter Teil konnte leicht entstellt werden.

Da man den Bäckerkint ansehen muß als einen Kint, der von den Bäckern näher bestimmt ist, so kann man auf die Vermutung kommen, der Radekint sei nach den Rademachern genannt worden. Ich war auf diesen Gedanken einstmals gekommen, ohne zu wissen, daß ein Rademacher dort gewohnt habe. Denn ich schloß dies nach Analogie von Schuhstraße, die ja aus Schowechtenstraße gekürzt ist. Aber ein Bedenken muß einem doch dabei aufsteigen, daß ich freilich auch bei der Erklärung von Bäckerkint nicht ganz unterdrücken kann. Wohnten denn soviel Bäcker oder Rademacher auf dem Kinte, daß er danach bestimmt wurde? Denn daß nach einem einzelnen Rademacher oder Bäcker der Kint bestimmt sein sollte, kann ich mir nicht denken, da erwarnte ich eher die Bezeichnung des Kintes nach dem Namen eines Mannes, der dort großen Grundbesitz hatte, wie es z. B. bei Lindentwete und Sonnenstraße geschehen ist. Viele Bäcker oder Rademacher wohnten aber gewiß nicht in einer und derselben Gegend nahe bei einander. Ich sehe aber auch nicht ein, warum die alte Annahme, der Name Radekint rühre daher, daß hier die Hinrichtung mit dem Rade stattgefunden habe, zu verwerfen sein soll. Es ist mir freilich bekannt, daß die Todesstrafen meistens vor der Stadt vollzogen wurden, aber es gibt doch auch Beispiele, daß Hinrichtungen in der Mitte der Stadt stattfanden, so auch hier in Braunschweig auf dem Agidien-, Hagen- und Rohlmarke, in Hildesheim 1577 auf dem Markte (nach Joachim Brandis' des Jüngeren Diarium S. 155). Die Strafe des Räderns ist aber alt. Schon im Sachsenpiegel (ed. Homeyer I S. 117) aus dem Anfange des 13. Jahr-

hunderts heißt es, daß man unter anderen „alle mordere unde vorredere unde mortberne radebraken“ solle. Nun ist allerdings bisher nicht festgestellt worden, daß ein Rad auf dem Radekinte war, aber, was oft damit verbunden war, ein Galgen befand sich dort. Diese Tatsache ist nicht zu bezweifeln, wenn sie auch erst aus später Zeit belegt ist. In den Actis colloquiorum reverendi Ministerii Brunsvicensis heißt es nämlich unter dem 27. April 1693: „Des folgenden Tages ging die Execution der beiden armen Sünder vor sich, die alle beide gehenket wurden auf dem Radekinte für dem Peters Thor.“ Und im Scharrenbuche der Knochenhauer in der Altstadt wird im Jahre 1727 mitgeteilt: „Die Lade der Knochenhauer wurde aus dem Hause Ruberz Königen gestohlen und die folgende Nacht darauf ohne die Briefe und Privilegien auf dem Radekinte unter dem Galgen gefunden.“ Da kann man also nicht einfach an einen Schandpfahl denken.

Die Form Rodenstoben war bereits 1626 in Röddestoben umgelautet worden und konnte daher leicht in Röhnstoben zusammengezogen und zu Rehnstoben geschwächt werden, was freilich keinen Sinn mehr gibt. 1644 findet sich die ganz sinnlos entstellte Form „auf der Röddestuben.“

Des rikes strate habe ich mir aus den Jahren 1409, 1411 und 1459 aufgezeichnet, de rike strate 1399, rikstrate 1431, rikenstrate 1439 und 1546 und Reichenstraße in hochdeutscher Form bereits 1571.

Schostrate statt des längeren richtigeren Namens kommt schon 1386 in Urkunden vor.

Der Lindenberg wird bereits 1349 im ersten Zinsbuche von Katharinen erwähnt: „twene garden achter dem Lindenberghe de ligket bi deme garden de dhe wech het.“

Die Wallstraße kommt in den Stadtbüchern schon im Jahre 1513 vor.

Und nun noch zur Lage des Lappenberges. Dieser lag nicht vor dem Wendentore, sondern vor dem Neustadttore, wie 1585 aus dem Orgichtbuche zu ersehen ist. Im 8. Kopienbuche ist im Jahre 1593 seine Lage noch näher angegeben, nämlich bei der Neustadtmühle. D. Sch.

H. Hoogeweg, Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. Bearbeitet von Dr. H. Hoogeweg. III. Teil 1260—1310, mit 9 Siegestafeln. Hannover und Leipzig, Hahn 1903. VII u. 949 S. gr. 8° 18 Mf.

U. u. d. L.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Historischen Verein für Niedersachsen. Band XI.

Rasch ist dem 1901 erschienenen zweiten Teile des Werks der dritte gefolgt, ein rühmliches Zeichen für die Arbeitskraft des Bearbeiters. Die Art der Bearbeitung ist in dem hier zu besprechenden dritten Teile im allgemeinen die gleiche wie in dem früher erschienenen zweiten Teile geblieben, nur daß der



Bearbeiter in Rücksicht auf das im Laufe der Zeit immer reicher sich darbietende Material zu noch ausgiebigerer Kürzung in der Wiedergabe der Urkunden geschritten ist. Auf das bedenkliche einer so weit gehenden Kürzung des urkundlichen Stoffes in einem Quellenwerke von der hohen Bedeutung eines Urkundenbuchs der Bischöfe von Hildesheim ist schon von anderer Seite, insbesondere auch von Macd in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1902 S. 543 fg., ausführlich aufmerksam gemacht. Auch ich halte diese Bedenken für begründet, und hätte insbesondere zum mindesten gewünscht, daß von den Bischöfen von Hildesheim selbst ausgestellte, bislang ungedruckt gebliebene Urkunden im vollständigen Text mitgeteilt wären.

Namentlich wir Braunschweiger werden durch diese verkürzte Wiedergabe der Urkunden, welche Verhältnisse des Landes Braunschweig und seiner Bewohner betreffen, schwer getroffen, um so empfindlicher, als vorläufig gar keine Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß der reiche Urkundenschatz, welcher in unserm Landeshauptarchive lagert, in absehbarer Zeit zur Veröffentlichung gelangen wird. Das Land, welches den Vorzug der reichsten Geschichte weit und breit besitzt, hält mit der Veröffentlichung zurück, während im weiten Kreise rings umher die Zeugen der Geschichte der Vorzeit aus dem Dunkel der Archive ans Tageslicht gefördert werden. Die Braunschweigischen Urkunden hat der Bearbeiter fleißig und ausgiebig benutzt. Aber wo wir auch hinsehen, treten sie regelmäßig nur in der verkürzten Regestenform hervor. Nur einige Beispiele und nur bis Nr. 500 hin, in welchen wir ungekürzte Wiedergabe als wünschenswert erachtet hätten no. 87, 102, 112, 129, 136, 138, 165, 196, 263, 279, 280, 286, 294, 304, 312, 316, 321, 350, 354, 361, 394, 434, 449, 459, 481, 491.

Bezüglich der Art der Bearbeitung ist die geschickte Art, in welcher der Bearbeiter das wesentliche im Texte der Urkunde in dem gegebenen Regest feststellt, rühmend hervorzuheben. Er erweist sich hierin als Meister. Auch die Register zeichnen sich durch zuverlässige und korrekte Bearbeitung aus. Bei der allerdings erst seit kurzer Zeit von mir vorgenommenen Benutzung des Werks ist mir wenig aufgefallen, was als unrichtige Auffassung erscheinen könnte. Unrichtig ist es, wenn der Bearbeiter im Register die Bezeichnung: Achim, Achem, Sachem auf Achim, Amt Wolfenbüttel, bezieht. Engelbert von Achem und seine Angehörigen entstammten nicht dem Orte Achim bei Wolfenbüttel, sondern dem wüsten Sachem, Achem bei Bokenem. Ferner ist im Register S. 369 der Domherr Arnold unrichtig von Warburg statt von Warberg genannt.

Auch ist derselbe Domherr Arnold von Warberg in der Anmerkung zu no. 383 unrichtig Albert von Wehrberg genannt.

Bei dieser Gelegenheit dürfte auch auf einen Fehler aufmerksam zu machen sein, der die no. 434 des Teils II betroffen hat. Der Herr Bearbeiter hat den Text der Urkunde dadurch berichtigen zu können geglaubt, daß er den Namen des in derselben benannten Edelherrn, der nur mit dem Anfangsbuchstaben T. bezeichnet war, in B(ernhardo) veränderte. Dies ist unrichtig. Der hier urkundlich bezeichnete Edelherr ist nicht B(ernhardus) de Dorstede, sondern T(idericus) de Vlotede, Dietrich von Flöthe, wie klar dadurch erweislich ist, daß er als nobilis vir T. de vella predicta bezeichnet wird und unmittelbar vorher von Gütern in Vlotethe die Rede ist.

Das vortreffliche Buch ist als eine wertvolle Gabe für jeden Freund der heimischen Geschichte zu begrüßen. Seiner baldigen Fortsetzung sehen wir gern und freudig entgegen. G. Bode.

Herm. Hofmeister, die Gründung der Universität Helmstedt. Inaugural-Dissertation der Universität Marburg. Hannover 1904. 74 S. 8°.

Das Büchlein, das auf fleißigem Altstudium beruht und ein für unsere Landesgeschichte sehr wichtiges Ereignis zum ersten Male eingehend darstellt, zerfällt in zwei Teile. Zuerst wird der geschichtliche Verlauf der Gründung der Universität Helmstedt behandelt. Hier geht der Verfasser ausführlich ein auf die unablässigen Bemühungen des Herzogs Julius um das Zustandekommen des Werkes, das ihm so sehr am Herzen lag, auf die glückliche Erlangung der kaiserlichen Privilegien, auf die Abfassung der Statuten, sowie der Spezialprivilegien für die Professoren und Studenten, auf die finanzielle Fundation der Universität und besonders auf die Verhandlungen des Fürsten mit den Landständen, die dahin abzielten. Dann wird die feierliche Eröffnung der Hochschule geschildert, die am 15. Oktober 1576 stattfand. Im 2. Teile (S. 57 ff) werden „die ökonomischen Verhältnisse der Universität Helmstedt bei ihrer Gründung“ erörtert und die anderer Anstalten der Zeit zum Vergleiche in lehrreicher Weise herangezogen. Zahl und Besoldung der Professoren, sowie der Zuzug der Studenten in den ersten Jahren werden berücksichtigt. Nach diesem allem scheint dem Verf. „das Urteil wohl berechtigt, die Universität Helmstedt als eine ansehnliche, gut fundamentierte Gründung zu bezeichnen, die befähigt war, den Konkurrenzkampf der Hochschulen, der gerade in jenem Jahrhundert durch die Menge von Neugründungen einen bedeutenden Umfang annahm, aufzunehmen.“ Auch hat die Folgezeit den Beweis dafür erbracht: Helmstedt ist im 17. Jahrhundert eine der bedeutendsten Universitäten in Deutschland gewesen.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr. Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Juli.

Nr. 7.

[Nachdruck verboten.]

## Die Fürstenberger Buntmalerei zu Braunschweig im Anfange des 19. Jahrhunderts bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1828.

Von Christian Scherer.

Mit Recht schließt H. Stegmann seine Geschichte der Fürstlich Braunschweigischen Porzellan-Fabrik zu Fürstenberg mit dem Zeitpunkte ab, wo ihr Intendant Ververot, durch die Intriguen seiner Gegner seines Amtes entsetzt, Fürstenberg auf immer verlassen mußte. Es geschah dies bekanntlich im April 1814 und mit diesem Ereignis ist in der Tat die geschichtlich interessanteste Periode der Fürstenberger Fabrik, die ja Stegmann allein schildern wollte, vorüber. Denn, so bemerkt er im Vorwort seines Buches treffend, „im Lichte der Wissenschaft des neuen Jahrhunderts verlor sich die Geheimtuerie, die der Porzellanmacherei einen so hohen Reiz verliehen hatte, wie die Nacht beim heraufkommenden Morgen, und was danach übrig blieb, war allermodernstes Tun und Treiben.“ Allerdings war es jetzt mit der Romantik vorbei, die jene Gründung auf dem einsamen, walddumfsäumten Bergschlosse am Rande des Sollings jahrzehntelang mit ihrem Zauber umwoben hatte, und an ihre Stelle war eine nüchterne, auf rein wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Geschäftsführung getreten, die von keiner fesselnden Episode, von keiner interessanten Persönlichkeit mehr zu berichten weiß. Trotzdem würde man irren und zu einem gänzlich falschen Urteil gelangen, wenn man glauben wollte, daß mit Ververots Verabschiedung nun auch der ganze schöpferische Betrieb ein für allemal aufgehört, und daß das, was seitdem dort in der Fabrik zu Fürstenberg und in der mit ihr verbundenen Porzellanmalerei zu Braunschweig entstand, keine ernste Beachtung mehr verdient hätte. Denn wenn auch der Historiker von jetzt ab aus der Chronik Fürstenbergs kaum noch irgend etwas von allgemeinerem Interesse

zu berichten hat, finden doch Kunstforscher wie Kunstfreund immer noch Stoff und Material genug, die eine eingehendere Beschäftigung gerade mit den künstlerischen Leistungen der Fabrik während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wohl verlohnen würden.

Unter ihnen ist es aber vor Allem die Malerei, die das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, da sie in lebhaft gesteigerter Tätigkeit nicht nur eine stattliche Zahl bemerkenswerter Werke, sondern auch eine Reihe namhafter Künstler hervorgebracht hat, die sich z. B., was Geschicklichkeit und Vielseitigkeit anbelangt, mit ihren Vorgängern aus dem 18. Jahrhundert durchaus messen können.

Bereits zu Anfang des Jahres 1774 war die sogenannte Buntmalerei, d. h. diejenige Art der Malerei, die auf dem schon glasierten Porzellan ausgeführt wurde und daher nur im leichten Feuer des sog. Muffelofens noch eingebrannt zu werden brauchte, in der Absicht, sie zu heben und den mit ihr beschäftigten Malern reichere Anregung zu bieten, von Fürstenberg nach Braunschweig verlegt worden, während die Blau- oder Schwarzmalerei, die in mehr oder weniger schablonenmäßiger Weise mit Kobaltblau auf den verglühnten, aber noch unglasierten Scherben arbeitet, in Fürstenberg zurückgeblieben war. Wenn nun auch der Erfolg, den man sich von jener Verlegung in künstlerischer Hinsicht versprochen hatte, nicht ausblieb, hatte sie doch, ganz abgesehen von den erhöhten Kosten, so mannigfache Mißstände im Gefolge, daß man schon nach wenigen Jahren ernstlich daran dachte, die Buntmalerei wieder nach Fürstenberg zurückzuverlegen. Hierzu kam es indessen nicht; vielmehr wurde sie, zugleich mit der Vergoldung, bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1828 in Braunschweig belassen, allerdings in beständigem, wenn auch losem Zusammenhange mit der in Fürstenberg verbliebenen Fabrik. Aus diesem Grunde wird man auch jetzt trotz ihrer örtlichen Trennung und besonderen Oberleitung immer noch von einer „Fürstenberger“ Porzellanmalerei sprechen dürfen, obwohl sie in den Akten in der

Regel als die „Fürstliche Buntmalerei in Braunschweig“ bezeichnet wird.

Bei dieser Buntmalerei nun, die sich in Verbindung mit der Niederlage der Fürstenberger Porzellanfabrik im Neuen Hofe befand und unter der Leitung des gleichzeitig als Zeichenlehrer am Collegium Carolinum angestellten Oberkommissärs Anton Karl Rammelsberg<sup>1)</sup> stand, waren kurz vor dem Zeitpunkt, da Gerberot die Oberleitung der Fabrik niederlegte, nach Ausweis der jetzt im Wolfenbüttler Landes- Hauptarchiv erhaltenen Rechnungsbücher die Maler Wagener, Mieze, Gerke, Mertin, Kolloff, Jürgens, Hartwig, Siebrecht, Käseberg, Brüning und Beder beschäftigt. Mehrere von ihnen, wie z. B. Mieze, Mertin, Jürgens, Käseberg und Hartwig, konnten bereits auf eine lange Tätigkeit im Dienste der Fürstlichen Buntmalerei zurückblicken; ja einige von diesen hatten sogar schon in Fürstenberg als Buntmaler gearbeitet und sahen nunmehr neben sich wieder ihre Söhne und Enkel im gleichen Berufe tätig. Neben dieser älteren Generation erstand aber allmählich ein junger Nachwuchs, indem man befähigte junge Leute durch tüchtige Lehrer im Zeichnen und Malen auf Kosten des Werkes unterrichtete und dann später auf auswärtigen Fabriken weiter ausbilden ließ; zurückgekehrt wurden diese, häufig zunächst auf Probezeit, als Lehrlinge bei der Fürstl. Porzellanmalerei zugelassen und hier der Aufsicht und Anleitung eines der älteren Maler unterstellt. Hierbei war es üblich, daß sie im ersten Lehrjahre für die von ihnen gelieferte Arbeit überhaupt keinen Lohn, im zweiten aber die Hälfte und im dritten bis fünften <sup>3</sup>/<sub>4</sub> des gebräuchlichen Accordlohnes erhielten. Nach fünf Lehrjahren wurden sie dann als wirkliche Maler gegen vollen Lohn angenommen, wobei ihnen jedoch keinerlei Zusage, weder auf beständige Verbeibaltung noch auf andere Vorteile, gewährt wurde. Sie blieben daher auch unbeeidigt und konnten aus ihrer Stellung jederzeit ohne weiteres entlassen werden; dagegen erhielten sie in Krankheitsfällen ein wöchentliches Krankengeld und im Alter eine Pension nebst einer außerordentlichen Unterstützung von jährlich 15—20 Thlr. Alle die so beschäftigten Maler waren also keine herrschaftlichen Diener, sondern nichts weiter als bloße Lohn-

arbeiter und als solche oft bitterster Not preisgegeben.

In dieser Form und unter solchen Bedingungen waren nach und nach noch folgende Maler angenommen und mehr oder minder erfolgreich beschäftigt worden. Seit 1815: Röpke und Kles; sodann seit 1816: Schmeißer, Gehling, Hartwig, ein Sohn des oben genannten Malers, und Hadersoll; ferner seit Michaelis 1818: Wiehe, Petersen, Götter, Eli. Dazu kamen weiter im Herbst 1820: Sebbers, 1822: Lindenberg, 1823: Koch und Moritz, 1824: Biedt und endlich 1827 kurz vor Auflösung der Buntmalerei Glodenthör, Tradert, Berger und Sonntag. Einige unter ihnen, wie z. B. Schmeißer, Lindenberg und Biedt haben allerdings nur vorübergehend oder kurze Zeit hier gearbeitet, da entweder ihre Leistungen nicht genügten oder Krankheit und andere Gründe ihrer Tätigkeit schon bald ein Ziel setzten.

Es ist ohne weiteres klar, daß wir es nicht bei allen diesen Malern, mögen sie nun der älteren oder jüngeren Generation angehören, mit wirklichen Künstlern, die gewohnt sind, neue und originelle Ideen in selbständiger Weise und vollendeter Form zur Darstellung zu bringen, zu tun haben. Vielmehr waren weitaus die meisten nur mehr oder weniger geschickte Handwerker, die die ihnen übertragenen Aufgaben je nach ihrer Fähigkeit schlecht und recht zu lösen suchten, sehr häufig aber auch in völlig schablonenhafter Art arbeiteten, indem sie bestimmte Muster und Vorlagen immer wieder kopierten oder mit anderen ähnlichen Arbeiten untergeordneter Art sich kümmerlich ihr Brot verdienen mußten. Ihnen gegenüber scheint die Zahl derer, die in ihrem Fache Hervorragendes leisteten und auf den Namen eines Künstlers wirklichen Anspruch erheben konnten, nur gering gewesen zu sein. Denn nicht das Lob oder der Tadel, die diesen Malern seitens ihrer technischen und kaufmännischen Oberleitung zu Teil wurden, können für uns allein maßgebend sein, da beide häufig nur geschäftlichen Interessen und den beim Verkauf der fertigen Waren gemachten Erfahrungen entsprangen, sondern in erster Linie ihre Arbeiten selbst, soweit sie uns erhalten oder wenigstens genauer beschrieben sind.

Allerdings sind es nur wenige Arbeiten, die sich auf Grund vorhandener Künstlernamen oder einer gut beglaubigten Überlieferung oder auch aus andern Gründen mit einem gewissen Grade von Sicherheit dem einen oder andern jener Maler bis jetzt haben zuweisen lassen. Künstlerbezeichnungen, seien es nun volle Namen oder nur deren Anfangsbuchstaben, bezw. Monogramme, finden sich, wie überhaupt auf älteren deutschen Porzellanen, so auch auf Fürstenberger Porzellan nur äußerst selten. Einzelne Beispiele solcher Malersignaturen begegnen uns an Fürstenberger Erzeugnissen des 18. Jahrh-

<sup>1)</sup> R. war nicht selbst als Porzellanmaler, sondern in erster Linie als Techniker tätig, indem er die Farben für die Maler anfertigte. Doch waren letztere nicht immer mit seinen Farben zufrieden und ließen sich daher diese oft aus Berlin, Paris u. s. w. kommen. Das Gold dagegen war immer schön und dauerhaft, aber zu teuer. Die Rezepte für die Bereitung der Farben hat R. in einem stattlichen, dem Herzogl. Museum gehörigen Quartbande niedergeschrieben, der die Aufschrift trägt „Gold-, Silber- und Farbenzubereitungen zur Porzellan-Malerei von A. C. Rammelsberg, Ober-Commissair der Fürstl. Porzellan-Fabrik zu Braunschweig 1815.“

hundert, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann, daneben aber auch an solchen des 19. Jahrhunderts. Was die letzteren und insbesondere die aus der hier zunächst in Betracht kommenden Periode anbetrifft, so findet man am Boden der Geschirre, vor allem der Tassen, zuweilen neben der Fabrikmarke F noch irgend einen, stets in einer anderen Farbe, wie z. B. in Braun, Gold u. s. w. aufgemalten Buchstaben in Verbindung mit einer beliebigen Ziffer. Durch Vergleichung dieser Signaturen mit gewissen Bemerkungen in den Rechnungsakten habe ich nun feststellen können, daß es sich bei allen diesen und ähnlichen Bezeichnungen stets um die sog. „Dessins“ der einzelnen Maler handelt, wobei der Buchstabe den Namen des Malers, den wir als den Erfinder des betreffenden Dessins zu betrachten haben, zu bezeichnen pflegt. So finden sich z. B. E für Eli, K für Käseberg, G für Götter; ebenso zeichneten Brüning Br, Siebrecht S, Roloff R, Köpfe K, Fries F, Petersen P, Wiehe W u. s. w. Leider scheint diese Dessinbezeichnung weder Vorschritt noch allgemeine Regel gewesen zu sein, da sie sich bisher nur auf einer kleinen Zahl Fürstenberger Erzeugnisse hat nachweisen lassen; dazu kommt als ein weiterer Übelstand, der ihre bedingungslose Verwertung in dem oben angedeuteten Sinne d. h. zur Zuweisung bestimmter Arbeiten an einen bestimmten Künstler hindert, die Tatsache, daß die verschiedenen Dessins nicht ausschließlich nur von ihrem jedesmaligen Erfinder, sondern auch von seinen Kollegen ohne Unterschied für ihre Arbeiten benutzt zu werden pflegten. Sobald daher nicht noch andere Kennzeichen hinzukommen, gibt uns die bloße Dessinbezeichnung an Fürstenberger Geschirren aus dieser Periode nicht immer ohne weiteres die Gewähr, daß diese von dem betreffenden Künstler auch wirklich gemalt sind. In der Regel jedoch wird man dies, soweit ich an einer Reihe von Beispielen habe verfolgen können, wohl annehmen dürfen.

Auch die Überlieferung, die sich bisweilen an einzelne, oft noch im Besitze der Nachkommen des betreffenden Künstlers befindliche Fürstenberger Erzeugnisse knüpft, hat uns einige, wenn auch nicht gerade urkundlich, so doch sicher und gut beglaubigte Arbeiten hinterlassen. Das gilt vor allem von einer größeren Zahl von Arbeiten des Malers Brüning, die sich noch heute im Besitze seiner Enkelin befinden und mir von dieser für meine Untersuchungen in bereitwilligster Weise überlassen worden sind.

Heinrich Christian Brüning war am 24. November 1779 zu Braunschweig geboren und bereits seit dem Jahre 1797 an der Braunschweiger Buntmalerei, und zwar zunächst als Landschaftsmaler, beschäftigt. Wie aber fast alle Fürstenberger Maler nicht auf ein einziges Gebiet beschränkt, sondern gewöhnlich außer ihrem besondern auch noch in diesem und

jenem andern Zweige der Malerei tätig waren, so hat auch Brüning, wie es scheint, schon frühe neben der Landschafts- auch die Figurenmalerei mit Erfolg ausgeübt. Denn klarer als alles andere spricht der Umstand für seine künstlerische Begabung, daß er während der westfälischen Zeit u. a. an einem Tafelservice zu arbeiten hatte, das als Geschenk Jérômes an seinen kaiserlichen Bruder bestimmt war, aus unbekannten Gründen aber — vermutlich weil seine Herrscherherrlichkeit inzwischen ihr Ende gefunden hatte — nicht mehr ganz zu Stande kam. Ob ein Teller, der nach Angabe Chaffers<sup>1)</sup> von Brüning mit einem klassischen Gegenstande bemalt und im Jahre 1807 dem keramischen Museum zu Sèvres von der Fürstenberger Manufaktur geschenkt worden war, ursprünglich zu diesem Service — vielleicht als Probestück — gehörte, läßt sich heute mit Sicherheit nicht mehr feststellen. In derselben Zeit dürfte auch eine im Besitze des Freiherrn von Minnigerode-Alterburg befindliche Anbietsplatte mit einer außerordentlich fein gemalten und mit reicher Staffage versehenen Ansicht von Wilhelmshöhe entstanden sein, die — einer jener seltenen Fälle — auf der Bildfläche selbst den Namen Brünings trägt. Doch erst von 1812 ab können wir mit Hilfe der Rechnungsakten der Buntmalerei die bis 1825 entstandenen Arbeiten des Künstlers genauer verfolgen.

Die erste Stelle unter ihnen nehmen diejenigen Porzellane ein, die mit bunten Prospekten, d. h. mit nach der Natur gezeichneten Ansichten verschiedener Gegenden und Örtlichkeiten geschmückt sind. Solche Prospekte begegnen uns in der Fürstenberger Porzellanmalerei schon verhältnismäßig früh. Soll doch schon Joh. Friedr. Weitsch, der bekannte Pascha Weitsch, für ein kostbares Tafelservice, das Herzog Karl bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges für sich malen ließ, u. a. auch Ansichten von Braunschweiger Dörfern als Motive gewählt haben. Allein erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts fangen die Prospekte an, innerhalb der Fürstenberger Porzellanmalerei eine wichtige Rolle zu spielen, indem sie die Ideallandschaften allmählich immer mehr verdrängen und endlich um die Mitte des Jahrhunderts fast allein herrschend werden. Vasen, Tassen, Stummelpfeifen, etwas später auch Teller und andere Geschirre werden mit solchen Prospekten oder Beduten, denen meist Zeichnungen, Stiche oder Lithographien zu Grunde liegen, geschmückt, wobei im Gegensatz zu der, dem Gegenstand als Schmuck sich stets unterordnenden und durchaus dekorativ gehaltenen Landschaftsmalerei der früheren Zeit, das Bild jetzt zur Hauptsache wird, indem es als selbständiges Kunstwerk, und als solches schon durch die meist goldene Um-

<sup>1)</sup> Marks and Monogramms on pottery and porcelain. 1903. p. 520.

rahmung gekennzeichnet, auftritt, ja bisweilen geradezu mit dem Staffeleibilde an künstlerischer Wirkung zu wetteifern sucht. Obwohl man von diesem Gesichtspunkte aus die gesamte Prospektmalerei als nicht ganz stilgemäß und materialentsprechend bezeichnen muß, hat sie doch, rein vom Standpunkt der Malerei betrachtet, Leistungen aufzuweisen, die zu den besten der Porzellanmalerei überhaupt gehören. Dieser sowie der weitere Umstand, daß in solchen Prospekten sehr häufig die Erinnerung an persönlich besuchte Gegenden sowie an Örtlichkeiten festgehalten werden sollte, die im Laufe der Jahrzehnte ihr Aussehen völlig verändert haben, ja z. T. wohl gar vom Erdboden verschwunden sind, verleiht dieser ganzen Gattung der Landschaftsmalerei, gerade auch da, wo sie als Schmuck von zu Geschenken oder sog. Andenken bestimmten Porzellanen auftritt, ihre Existenzberechtigung und ihre besondere Bedeutung.

Keine andere Manufaktur hat dieselbe aber in solchem Umfange und mit so offenkundiger Vorliebe ausgeübt wie gerade die Fürstenberger oder vielmehr wie die mit Fürstenberg verbundene Buntmalerei zu Braunschweig während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Unter den dort beschäftigten Prospektmalern dürfte aber Brüning, was die Zahl seiner Arbeiten und deren künstlerischen Wert betrifft, die größte Bedeutung beanspruchen. Er hat Geschirre aller Art, vor allem Tassen und die damals sehr beliebten Stummelpfeifen, mit den mannigfachen Ansichten geschmückt, unter denen die aus Stadt und Land Braunschweig naturgemäß den breitesten Raum einnehmen. So hatte er seit 1812, besonders aber in den Jahren 1821/22 auf Vasen, Tassen und Tellern das Residenzschloß, den Burgplatz, Bierbaums und Krauses Haus mit Garten, das landschaftliche Haus und das Steintor, sowie Ansichten von Holzminden, Blankenburg, Schloß Fürstenberg und Braunschweig z. T. in bunten Farben, z. T. in Sepia wiederholt gemalt, und im Jahre 1823 als eine seiner kostbarsten Arbeiten dieser Art ein für zwei Personen bestimmtes Theeservice (sog. Tête à Tête), wohl im Auftrage einer hochgestellten Persönlichkeit, mit Ansichten aus unserer Stadt in feinsten Ausführung geschmückt. Vermutlich hing ein Teil dieser Arbeiten mit dem Ankauf eines größeren Postens von bemaltem Porzellan, darunter auch Teller mit dem Prospekt von Blankenburg, zusammen, den der Herzog von Clarence im November 1818 bei der Fürstenberger Niederlage gemacht hatte. Dieser Kauf gab 1821 Anlaß zu einer Verfügung, wonach ein, mit Ansichten von Gegenden und sonstigen merkwürdigen Gegenständen des Herzogtums in braun bemaltes größeres Dessertservice angefertigt und jedes Stück desselben auf der Unterseite mit der Angabe des dargestellten Gegenstandes versehen werden sollte.

Zugleich wurde in der Absicht, dadurch auch in weiteren Kreisen ein gewisses vaterländisches Interesse zu erwecken, angeordnet, daß auch einzelne Teller dieses Services an Liebhaber zu angemessenen Preisen — das Duzend sollte etwa 80—90 Thl. kosten — abgegeben werden konnten. Als Vorlagen für die Motive dienten Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche; soweit dieselben noch nicht vorhanden, sollten Skizzen und Zeichnungen angefertigt, vor der Ausführung aber dem Herzoglichen Kammerkollegium vorgelegt werden. Es ist klar, daß ein so umfangreicher Auftrag nicht von einem einzigen Künstler ausgeführt werden konnte; indessen scheint auch hierbei Brüning den Hauptanteil gehabt zu haben, obwohl, wie wir erfahren, außer ihm auch noch andere, wie z. B. die Lehrlinge Flies, Ebeling, Hartwig junior und Haderfoll, sich an diesem Auftrage mit Probetellern beteiligt hatten.

Überhaupt wird man mit Sicherheit annehmen können, daß weitaus der größte Teil der mit solchen und ähnlichen Ansichten verzierten Geschirre, vor allem derer, die sich auf Grund ihrer Formen als noch vor 1820 entstanden nachweisen lassen, von der Hand Brünings herrühren, der bis zu diesem Zeitpunkt nicht nur der beste, sondern auch fast der einzige Prospektmaler an der Buntmalerei gewesen ist. Erst von 1820 ab sehen wir neben ihm auch noch andere jüngere Maler auf demselben Gebiete tätig, sodaß von nun ab, besonders da, wo andere sichere Anhaltspunkte fehlen, eine genaue Unterscheidung der Arbeiten dieser verschiedenen Maler manche Schwierigkeiten bereitet<sup>1)</sup>.

Neben diesen Prospekten, der Hauptgruppe seiner Arbeiten, hat Brüning aber auch Ideal- oder, wie sie damals bei der Braunschweiger Buntmalerei genannt wurden, „allegorische“ Landschaften unangeseht und mit gleichem Erfolge behandelt. Man versteht hierunter jene im Charakter ihrer Zeit mit allerlei symbolischem Zubehör und sinnbildlichen Beziehungen ausgestatteten Stimmungslandschaften, wie sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts im engen Zusammenhange mit der damaligen Kultur und unter unmittelbarem Einfluß des wiedererwachten Naturgefühls in der Kunst Fuß gefaßt und hier allmählich sich immer mehr ausgebreitet hatten. Landschaften mit weitem Fernblick in halbsüdlichem Charakter, bald klassisch-elegisch gefärbt, bald mehr idyllisch gestimmt, paradiesische Parklandschaften mit antiken Tempeln, Ruinen, Grabdenkmälern u. dgl., hier und da wohl auch romantisch angehauchte Gegenden mit zackigen Felsen und rauschenden Wasserfällen und ähnliche Motive begegnen uns damals, wie überall in der Kunst, so auch in der Porzellan-

<sup>1)</sup> Als eine sichere Arbeit Brünings aus dem Jahre 1826 habe ich u. a. eine Tasse (No. 48) mit der Ansicht des Seebades Wangeroog im hiesigen Privatbesitz auf Grund der Rechnungsakten feststellen können.

malerei Fürstenbergs. Charakteristische Proben von diesem Zweige der Brüningschen Landschaftsmalerei erkenne ich u. a. in fünf Stücken eines reich vergoldeten und außerordentlich fein gemalten Brunkservices, von dem sich zwei Teile, eine Milchkanne und Zuckerdose, im Herzogl. Museum befinden, sowie in einer Empire-Prachtvase mit zwei geflügelten Hermen als Henkeln und zwei im Oval gemalten großen buntten Landschaften. Die düstige und weiche Behandlung von Luft und Himmel, für die lichtrosa, leicht grau schattierte Wölkchen auf zartblauem Blau charakteristisch sind, die flotte und doch sorgfältige Zeichnung des Baumschlages kennzeichnen in Verbindung mit der gewissenhaften Ausführung aller Einzelheiten hier, wie immer, die Kunst Brünings, der von allen damals beschäftigten Malern allein als Schöpfer dieser und ähnlicher Arbeiten in Frage kommen kann.

Doch nicht allein als Landschaftsmaler, sondern auch in der Figurenmalerei hat Brünig, wenigstens bis zu einem gewissen Grade und innerhalb seines engebrenzten Schaffenskreises, tüchtiges geleistet, sodaß man den Worten Rammelsbergs, der ihn 1817 als den besten Figurenmaler bezeichnet, immerhin Glauben schenken darf. Freilich ist dieses Lob nur mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen; denn etwa 10 Jahre später heißt es von ihm, er sei lange Zeit hindurch auch als Figurenmaler verwendet worden, doch fehle ihm hierin noch vieles, besonders die richtige Zeichnung. Und in der Tat scheint gerade die Zeichnung des Künstlers schwache Seite gewesen zu sein, wie man noch heute an einer Reihe von Figurenmalereien von seiner Hand deutlich erkennen kann. Zwar pflegte Brünig in der Regel auch seine Landschaften durch figürliche Staffage zu beleben, allein die untergeordnete Rolle, die diese gegenüber der Landschaft spielt, und ihre damit im Einklang stehende geringe Größe gestatten keine sichere Beurteilung ihrer zeichnerischen und malerischen Eigenschaften. Daneben treten aber auch zuweilen die Figuren der Landschaft gleichwertig zur Seite, wie z. B. auf zwei, der Enkelin des Künstlers gehörigen Tassen, auf denen je eine Gruppe von Figuren bei einem grabmalähnlichen Bau in einer Landschaft südlichen Charakters dargestellt ist. Während sich hier in der Behandlung der Landschaft die Kunst Brünings mit allen oben geschilderten Vorzügen im glänzenden Lichte zeigt, sind die Figuren nicht nur mit spitzem Pinsel in übermäßig feiner, ja geradezu in kleinlicher und ängstlich-pedantischer Weise ausgeführt, sondern bekunden auch in der Zeichnung einen auffälligen Mangel an Sicherheit, ja in Einzelheiten sogar grobe Fehler und Verstöße. Jene übertrieben genaue und pedantisch kleinliche Manier charakterisiert fast alle Figurenmalereien des Künstlers, von denen sich jetzt eine ziemlich große Zahl mit zweifelloser Sicherheit nach-

weisen läßt. Dahin gehört z. B. eine im gleichen Besiz befindliche Tasse mit einer Kopie von Raffaels Sestina, ferner eine im Privatbesiz vorhandene Tasse mit „Belisar“, die nach Ausweis der Akten 1815 gemalt ist, weiter eine dem Herzogl. Museum gehörige Tasse aus demselben Jahre mit Napoleon, dem ein Kosak ein Vergiftmeinnicht überreicht, endlich eine um 1820 entstandene Tasse mit der Parze Kloti in einer Landschaft u. a. m. Alle diese und noch viele andere Arbeiten können jetzt, auch ohne daß uns immer bestimmte urkundliche Nachweise zur Seite stehen, allein auf Grund ihres Stils und ihrer eigentümlichen Behandlungsweise mit Sicherheit der Hand dieses Malers zugeschrieben werden.

Eine weitere Zahl rein figürlicher Malereien, von denen ich jedoch bis jetzt noch nicht habe feststellen können, ob und wo sie etwa noch erhalten sind, lernen wir sodann aus den schon oft erwähnten Rechnungsakten kennen. Da es nicht ausgeschlossen ist, daß vielleicht dieses oder jenes Stück noch irgendwo vorhanden ist und bei dieser Gelegenheit wieder zum Vorschein kommt, möchte ich wenigstens die hervorragenden hier kurz erwähnen. So bemalte Brünig 1812: zwei Vasen mit Medaillons, in denen die vier Jahreszeiten in Braun dargestellt waren, sowie zwei Tassen mit der Diana und zwei andere, wieder mit den Jahreszeiten in braun; 1813: zehn Teller mit Gruppen und Figuren in braun, deren nähere Beschreibung leider fehlt<sup>1)</sup>; 1814: verschiedene Tassen mit bunten Karikaturen; 1815: einen Pfeifenkopf mit dem Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm; 1820: zwei Blumenvasen mit einer Darstellung der „mütterlichen Liebe“ in bunten Farben, ferner eine Vase mit zwei großen Medaillons, die mit je einer buntfarbigen Gruppe, Abraham und Saak, geziert waren und weiter Vasen mit Johannes und Christus in Medaillons; 1821: mehrere Tassen, ebenfalls mit Johannes und Christus sowie mit einer Madonna nach Raphael und außerdem eine Vase mit der Kopie der Raphaelischen Madonna di Foligno; 1822: mehrere Tassen mit einem schlafenden Amor und 2 Blumenvasen mit Madonnen, darunter eine nach G. Reni; 1823: eine weitere Blumenvase mit einer Kopie von Raphaels Madonna della Sedia; 1824: zwei Tassen mit dem bunten Brustbild der Magdalena und endlich 1825: eine Blumenvase mit der Madonna di Sisto einerseits und der Madonna di Foligno andrerseits. Was Brünig daneben noch privatim und auf fremden, d. h. Nichtfürstenberger Porzellanen — denn auch solche Arbeiten sind von ihm bekannt — in diesem Zeitraume gemalt hat, entzieht sich unserer Betrachtung. Jedenfalls war er nicht nur ein äußerst fleißiger und fruchtbarer Künstler, von dem es in einem Berichte heißt,

<sup>1)</sup> Vielleicht gehörte ein im Herzogl. Museum befindlicher Teller mit der „Schmückung der Venus“ nach Angelika Kauffmann (gestoch. von Bartolozzi) hierzu.



er habe beinahe so viel als zwei andere gemalt, sondern auch ein vielseitiger Künstler; denn auch im Bildnisfach war er geschickt und, wie noch mannigfache Proben zeigen, wohl auch glücklicher und erfolgreicher als in seinen historischen Darstellungen. In den Rechnungsakten begegnen uns Porträts von ihm auf Fürstenberger Porzellan zum ersten Male im Jahre 1814. Es waren Bildnisse verschiedener vorstümlicher Helden der Freiheitskriege, nämlich die von Wellington, Friedrich Wilhelm, Blücher, Schwarzenberg und dem Kronprinzen von Schweden, die er auf Pfeifenköpfe gemalt hatte. Ihnen folgten dann 1817 als Schmuck zweier Tassen die Porträts von Luther und Melancthon in braun und ferner noch 1819 ein Bildnis der Prinzessin Charlotte von England, das er auf eine Blumenvase malte. Ob eine von diesen Arbeiten noch irgendwo vorhanden ist, habe ich ebenfalls nicht in Erfahrung bringen können. Dagegen kenne ich einige andere Beispiele Brüningscher Bildnismalerei, die sich wiederum im Besitze seiner Enkelin befinden. Es sind zwei Tassen, von denen die eine mit dem buntfarbigen Bildnis Karl Wilhelm Ferdinands, wie es scheint, einer Kopie nach Schwarz oder R. Schröder, die andere mit dem des Herzogs Wilhelm, vermutlich nach einer Tracert'schen Lithographie geschmückt ist, sowie zwei Pfeifenköpfe mit den Idealbildnissen schöner Frauen, nämlich einer freien Kopie von Titians Laura Dianti und dem Brustbilde einer Dame in der Tracht um 1830. Alle vier sind sauber und sorgfältig gemalt und, soweit die beiden Fürstenbildnisse in Betracht kommen, lebenswahr und natürlich dargestellt. Die früheste dieser Arbeiten dürfte aus äußeren wie inneren Gründen die Tasse mit dem Bildnis Karl Wilhelm Ferdinands sein, an dem die damals beliebtere und leichtere Malmethode, die sog. Strichmanier, bei der die Schatten nach Art der Radierung durch neben- und übereinander gelegte dünne Striche gebildet werden, noch entschieden vorherrscht, während die schwierigere, aber schon im 18. Jahrhundert viel geübte Punktiermanier im Wesentlichen nur erst im Gesicht eine schwächere Anwendung gefunden hat. Viel stärker ist dagegen die letztere Methode schon bei den drei übrigen Bildnissen verwendet; doch hat Brünning, der erst im höheren Alter dazu übergegangen zu sein scheint, diese sich offenbar nie ganz zu eigen machen können, da er auch an den Arbeiten seiner Spätzeit immer noch mit Vorliebe sich der Strichmanier zu bedienen pflegte. Trotzdem fanden seine Arbeiten, solange er bei der Buntmalerei tätig war, im Allgemeinen stets Beifall und gewöhnlich auch, besonders unter dem auswärtigen Publikum, sehr rasch Liebhaber und Käufer, sodaß, wie wiederholt bezeugt wird, selten etwas davon auf Lager war. Auch war Brünning aus der älteren Generation der einzige, der durch seine Erfahrung und Tüchtigkeit zum künstlerischen

Lehrer und Berater der jüngeren Maler berufen erschien, und wenn auch sein Vorschlag, gegen ein bestimmtes Honorar den Lehrlingen bei der fürstlichen Porzellanmalerei Unterricht im Landschafts- und Figurenmalen erteilen zu wollen, 1817 von der Oberleitung abgelehnt wurde, so steht doch fest, daß fast alle seine jüngeren Kollegen seine Unterweisung genossen und ihr viel zu verdanken gehabt haben.

Brünning war daher auch, als die Buntmalerei 1828 aufgelöst und die Porzellanmalerei damit freigegeben war, immer noch für die Braunschweiger Porzellanmanufaktur, deren Leitung der bisherige Faktor de Marées übernommen hatte, tätig. Allerdings geschah dies mehr aus Not, nachdem er die Aufforderung der Porzellanmaler Ebeling, Wiehe und Eli, mit ihnen gemeinsam eine Porzellanmalerei einzurichten, seines Alters wegen hatte ablehnen müssen. Er hat daher noch einige Jahre in der bisherigen Weise für die Fabrik weitergemalt, bis er Ende 1830 mit voller Pension in den Ruhestand versetzt wurde. Seine künstlerische Tätigkeit als solche fand dadurch freilich keineswegs ihren Abschluß; denn er arbeitete auch ferner bis zu seinem am 19. Januar 1855 erfolgten Tode noch weiter, indem er Fürstenberger, sowie häufig auch fremdes, namentlich französisches Porzellan bemalte und dann freihändig verkaufte.

An Brünning reichte keiner von den übrigen Malern der älteren Generation, weder in Bezug auf Fleiß und Vielseitigkeit noch auf Geschicklichkeit, heran. Einige waren bereits im Dienste der Fabrik ergraut und deshalb unfähig, sich den künstlerischen Forderungen einer neuen Zeit anzupassen; anderen fehlte es von vornherein an Begabung, Ernst und Eifer; die meisten aber kamen über ein gewisses schablonenhaftes Arbeiten nicht hinaus und blieben daher Zeit ihres Lebens auf das engbegrenzte Gebiet einer mehr handwerksmäßigen als rein künstlerischen Tätigkeit beschränkt.

Zu letzteren gehörten alle diejenigen, deren Hauptaufgabe in der rein ornamentalen Verzierung der Geschirre und Gefäße bestand. Es waren die eigentlichen Ornamentmaler oder Dekoratoren im engeren Sinne, die entweder die Ränder mit bestimmten Mustern, z. B. nach eigener Erfindung, wie z. B. die von Mertin und Kolloff, z. B. nach fremden Vorlagen, schmückten oder gewisse Teile der Geschirre, wie z. B. Henkel, Füße, Deckelknöpfe u. s. w. meist in Gold, daneben aber auch in anderen Farben bemalten und staffierten. Dieser, mehr handwerksmäßige Geschicklichkeit und Routine erfordernde Teil der Porzellanmalerei lag bis zum Beginn der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts bei der Braunschweiger Buntmalerei vorwiegend in den Händen der Maler Kolloff, Siebrecht, Hartwig sen., Mertin, Wieze und Jürgens. Sie waren es, die damals, unterstützt von mehreren jüngeren Kollegen,

die Ränder und Ranten der Geschirre und Vasen mit jenen, z. T. so geschmackvollen und künstlerisch fein empfundenen Mustern versehen, die selbst da, wo sie als einziger Schmuck auftraten, durch ihre stilvolle Behandlung und sinngemäße Verwendung das Auge entzücken und uns auch vor dem Können dieser einfachen Ornamentisten eine gewisse Bewunderung abzmühten wohl im Stande sind. Die Fürstenberger Porzellane jener Zeit mit Eichenlaub-, Weinlaub- und Ephenranken in braun oder grün, Silber oder Gold, mit Rosen, Stiefmütterchen oder Kornblumen u. s. w. an den Rändern, ferner die mit feiner goldner Ketten- oder Zahnkante, mit Randverzierungen à la greque und zahlreichen ähnlichen Motiven sind ja allgemein bekannt und so verbreitet, daß es überflüssig erscheint, hier noch näher darauf einzugehen. Mit Unrecht hat man, wie ich glaube, diese bescheidenen Verzierungsweisen bisher so gering geachtet gegenüber der oft so prunkhaft und selbstbewußt auftretenden Landschafts- und Figurenmalerei; und wenn wir nach dem wirklichen Grund dieser Geringschätzung forschen, so kann es meines Erachtens nicht die Malerei als solche sein, die ja den Stil und den Geschmack jener Zeit in vollkommener Weise widerspiegelt, sondern nur der Umstand, daß alle jene Motive schon von Haus aus eine gewisse Armut der Erfindung in sich tragen und deshalb bei ihrer steten Wiederholung schließlich langweilig und ermüdend wirken mußten. Das fühlte und erkannte man damals genau schon ebenso wie heute und war deshalb auf alle Weise bemüht, in diese Einförmigkeit der Dekorationsmotive mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu bringen. Durch eine Verfügung vom 9/8 1819 sollten daher die Maler der Buntmalerei angehalten werden, die verschiedenen neuen Dekorationsweisen, wie sie sich an den eingeführten französischen und andern auswärtigen Porzellanen fänden, zu studieren und nachzuahmen; ebenso sollten die neuen Dessins und Formen, wo man sie sähe, abgezeichnet, nötigenfalls aber auch neue selbstständig erfunden werden. Diese Verfügung enthielt freilich nichts neues, da die Benutzung und Nachahmung von Modellen und Dekorationsweisen fremder Fabriken in Fürstenberg eine schon längst bekannte und früh geübte Praxis war. Während sie aber anfänglich noch mehr oder minder geheim betrieben wurde, erhielt sie jetzt im 19. Jahrhundert, wo fremde Porzellane trotz ihrer Besteuerung von allen Seiten immer mehr eingeführt wurden und dadurch zur Nachahmung geradezu herausforderten, eine, so zu sagen, amtliche Genehmigung. So wurden denn bald, nachdem jene Verfügung erlassen war, von sämtlichen Malern neue Probefassn und zwar wieder, wie schon so oft in den vorhergehenden Jahren, nach französischen Vorbildern angefertigt. Auf ein solches französisches Vorbild, nämlich auf ein, dem sogenannten Juwelen-

porzellan von Sèvres (porcelaine à émaux) eigentümliches Dekorationsmotiv, deutet u. a. auch ein vom Maler Siebrecht in den Jahren 1812 und 13 wiederholt, und später (1816) auch von Jürgens einmal benutztes Muster hin, bei dem aus Porzellanmasse gebildete erhabene Perlen zur Verzierung der Ranten und Medaillons Verwendung fanden, wie wir es z. B. an einer, vom Maler Pinze um 1805 gefertigten Tasse im Herzogl. Museum sehen, deren quadratisches Bildfeld von einem, mit weißen und goldenen Perlen verzierten Rahmen umschlossen ist. Auch die allmählich immer mehr auftretende Vorliebe für schwere Vergoldung bestimmter Gefäßteile und reiche Golddekoration, die einzelne Maler, wie z. B. Mieze, Becker und Gerke mit besonderer Virtuosität übten, ferner die noch gleich näher zu erwähnende sog. Fondmalerei, wobei ein Teil des Gefäßes mit farbiger Glasur vollständig überzogen wurde, sodann auch das Aufkommen neuer Farben, wie z. B. des als Unterglasurfarbe dienenden Chromgrüns (1819) u. a. m.: Alles dieses dürfte auf eine gewisse Beeinflussung gerade durch französische Vorbilder hinweisen.

Wie schon die ebengenannten drei Maler, so hatte auch von den übrigen fast jeder seine Besonderheit, d. h. irgend ein Muster oder irgend eine Verzierungsart, die von ihm entweder ausschließlich oder mit starker Vorliebe verwendet wurde. So kam z. B. für die Schriftmalerei, die Sprüche, Devisen, Namen u. s. w. auf Tassen und Vasen, meist in Verbindung mit Golddekorationen, in diesem Zeitraum wohl allein nur der schon erwähnte Becker in Betracht, der, nachdem er lange bei der Fabrik beschäftigt gewesen, 1822 wegen Diebstahlsverdacht entlassen wurde, in den folgenden Jahren auf eigene Rechnung Porzellanmalerei betrieb und endlich nach wiederholten Bittgesuchen 1827 als „Dekorations- und Schrifttenmaler“ wieder angenommen wurde. Ferner vertrat die „Fondmalerei“ damals an erster Stelle Jürgens, einer der älteren Maler an der Buntmalerei, der nach fünfzigjähriger Tätigkeit 1821 mit Pension entlassen wurde. Seine Hauptaufgabe war es, die Geschirre ganz oder teilweise mit einer bestimmten, oft matten Grundfarbe (Fondfarbe) zu überziehen, auf der dann von ihm oder anderen (Becker, Siebrecht) die weiteren Verzierungen in Gold aufgemalt wurden. Diese Goldmalerei, soweit sie auf mattschwarzem, mattrottem oder mattblauem Grunde ausgeführt wurde, scheint bereits am Schlusse des 18. Jahrhunderts aufgekomen, seit 1815 aber wieder im Abnehmen begriffen gewesen und um 1820 nur noch vereinzelt ausgeübt zu sein; auch von ihr, besonders den Goldverzierungen auf mattschwarzem Grunde, sind noch heute mannigfache Beispiele vorhanden, die zum größten Teil auf diesen Maler Jürgens zurückgehen dürften. Er war es auch, der zusammen mit dem Maler Gerke die Mehrzahl

jener mit Silberdekor versehenen Porzellane fertigte und hierbei in völliger Verkennung des Materials und der seiner Kunst gezogenen Grenzen schließlich auf den Abweg geriet, das Porzellan vollständig zu verfilbern, sodaß der Laie, dadurch getäuscht, Geräte und Gefäße aus wirklichem Silber vor sich zu sehen glaubte. Solche Stilwidrigkeiten in der Dekoration des Porzellans hat es indessen fast zu jeder Zeit und überall gegeben, sodaß wir keinen Grund haben, jenen Fürstenberger Malern hieraus einen besonderen Vorwurf zu machen.

Vielmehr wird man behaupten können, daß die rein dekorative Malerei, wie sie uns in den Leistungen der eben genannten Porzellanmaler entgegentritt, ein im Allgemeinen ungleich erfreulicheres Bild zeigt als die gleichzeitige Landschafts-, Figuren- und Blumenmalerei. In den beiden ersten Fächern gab es überhaupt niemand, der neben Brüning noch irgendwie in Betracht gekommen wäre. Zwar hatte die Porzellanmalerei außer ihm noch einen zweiten Landschafts- und Figurenmaler, nämlich H. Chr. Käseberg, aber abgesehen davon, daß dieser bereits sehr alt und schon mehrere Jahre vor seiner Pensionierung (1821) kränklich war, hat er auch während der ganzen Dauer seiner Tätigkeit nur wenig brauchbares und auch das nur auf einem einzigen Gebiete, nämlich in der Sepia-Malerei, geleistet, in der er, wie es heißt, wenigstens Landschaften „erträglich“ zu malen verstand. Seine bunten Landschaften waren dagegen durchgängig schlecht und seine Figurenmalereien ohne allen Wert. In der Tat sind es auch fast ausschließlich nur Sepiamalereien, die als Arbeiten von ihm in den Rechnungsakten angeführt werden, und unter ihnen wiederum vor allem „allegorische Landschaften“, mit denen er Vasen und Geschirre bemalte; ihnen gegenüber traten seine wenigen Figuren- bzw. Buntmalereien durchaus in den Hintergrund.

Wir sind daher vollauf berechtigt, einen großen, wenn nicht gar den größten Teil der auf Fürstenberger Porzellanen dieser Periode noch heute so zahlreich vorhandenen Sepialandschaften allegorischen Charakters, besonders dann, wenn sie sich über eine gewisse Durchschnittsmalerei nicht erheben, der Hand gerade dieses Malers zuzuschreiben. Doch ist mir auch wenigstens eine mit K 1 bezeichnete sichere Arbeit desselben bekannt, nämlich die ebenfalls in Braun ausgeführte allegorische Malerei auf einer im Privatbesitz befindlichen Tasse, deren etwas flüchtige und wenig sichere Ausführung das Urteil seiner Zeitgenossen über die Leistungen des Malers in vollem Maße bestätigt.

Auch das, was die beiden Künstler leisteten, die als Blumenmaler im engeren Sinne gleichzeitig beschäftigt waren, ging offenbar über eine mäßige Durchschnittskunst nicht hinaus. Beide, Martin und Mieze, gehörten zu den ältesten und den am längsten

bei der Fürstenberger Buntmalerei tätigen Malern; denn als jener Anfang April 1821 pensioniert wurde, konnte er auf eine mehr als 50 jährige Tätigkeit im Dienste der Fabrik zurückblicken, während Joh. Gottlieb Mieze bei seinem Tode (1819) das hohe Alter von 73 Jahren erreicht hatte. Beide haben natürlich auch, wie ihre vorher genannten Genossen, rein dekorative Arbeiten, wie z. B. Blumen- und Blätterranken als Verzierung der Ränder und Kanten usw., geliefert; daneben scheint aber Mieze mit Vorliebe Rosen, die überhaupt in der damaligen Blumenmalerei Fürstenbergs vorherrschen, und zwar entweder in Medallions oder lose über das Porzellan hingestreut, gemalt zu haben, sowie Goldranken und kleine, über die Fläche der Geschirre geworfene goldene Zweige, ein Dekor, den ich als ihm persönlich eigentümlich ansprechen möchte. Alles in allem waren aber seine Leistungen als Blumenmaler nur auf ein kleines engbegrenztes Gebiet beschränkt, ohne daß er selbst hier Meister gewesen wäre. Martin dagegen zählte, wenigstens in seiner Blütezeit, stets zu den brauchbarsten und nützlichsten Mitgliedern des gesamten Künstlerpersonals; ja er galt sogar lange Zeit für den besten Blumenmaler, der sich mit den tüchtigsten Vertretern dieses Faches an den größeren auswärtigen Porzellanfabriken durchaus messen konnte. Ob er freilich dieses Lob auch später noch verdiente, dürfte angesichts der Tatsache, daß die Blumenmalerei Fürstenbergs seit Beginn des 19. Jahrhunderts viel von ihrem künstlerischen Werte eingebüßt hatte und allmählich immer mehr in jenen derben Naturalismus ausgeartet war, der in der Folge eines der Hauptkennzeichen der gesamten dekorativen Kunst werden sollte, in hohem Grade zweifelhaft erscheinen.

Auch Martin bevorzugte die Rose, die aber jetzt nicht mehr in der lockeren Form des 18. Jahrhunderts und, wie fast immer damals, mit anderen Blumen zu einem Strauß vereinigt, sondern in runder kompakter Gestalt und in der Regel für sich allein verwendet wird. Sie verliert so ihren ursprünglich bloß schmückenden Charakter und zeigt naturalistische Neigungen, wie sie uns u. a. auch in jenen bunten Feldblumensträußen entgegentreten, mit denen Martin 1815 die Spiegel einer größeren Anzahl Teller schmückte, deren einen das Herzogliche Museum vor kurzem erwerben konnte. Während sich aber diese Neigungen hier erst schüchtern regen, gleichsam noch im Reime schlummernd, wachsen und verbreiten sie sich im folgenden Jahrzehnt immer mehr, um dann schließlich in den Blumenmalereien der beiden, noch heute bisweilen über Gebühr gefeierten Brüder Eli, von denen jedoch nur der ältere noch der jüngeren Künstlergruppe der Braunschweiger Buntmalerei angehörte, ihren Höhepunkt zu erreichen.

Diese jüngere Gruppe, deren Vertreter wir

bereits kennen gelernt haben, läßt sich natürlich weder nach ihrem Kunstcharakter noch nach der Zeit ihrer Wirksamkeit streng von der älteren trennen. Denn wie man in Fürstenberg überhaupt stets sehr lange an den einmal eingeführten Kunstformen, besonders aus praktischen Gründen, festzuhalten pflegte, so behielt man auch jetzt bei der Buntmalerei die bisherigen Motive und die überlieferte Kunstweise im Wesentlichen bei, ohne sich indessen gewissen Stilwandlungen oder technischen Neuerungen<sup>1)</sup> oder auch neuen Mustern, zu deren Aufnahme man schon unter dem Drucke der immer mehr drohenden Konkurrenz genötigt war, gänzlich zu verschließen.

Wohl eine der hauptsächlichsten Änderungen, die eng mit dem allgemeinen Wandel des Zeitgeschmacks im Verlaufe der zwanziger Jahre zusammenhing, vollzog sich damals innerhalb der Blumenmalerei, die, wie ich schon andeutete, allmählich ihren ursprünglich rein dekorativen Charakter verlor und, indem sie immer stärker aus der Fläche herauszutreten und der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen suchte, bald in einen vollständigen Naturalismus verfiel.

Schon bei dem älteren der obengenannten beiden Brüder, dem Maler Joh. Heinr. Christian Eli, der 1800 geboren war und erst im hohen Alter von 81 Jahren als „Hof-, Blumen-, Frucht- und Insektenmaler“ starb, können wir diese langsam vorbereiteten naturalistischen Neigungen deutlich bemerken. Christel Eli, wie er allgemein genannt wurde, war 1817 bei der Fürstlichen Buntmalerei als Lehrling für Blumen- und Dekorationsmalerei eingetreten und, nachdem er 1821 als Nachfolger Mertins und damaliger „einziger Blumenmaler“ den vollen Lohn erhalten hatte, bis zur Auflösung der Buntmalerei ununterbrochen in jenem Fache dort tätig gewesen. Er gehörte stets zu den vorzüglichsten und tüchtigsten Malern der Anstalt und schon 1817, kurz nach seinem Eintritt, berichtet Rammelsberg über ihn und die übrigen drei gleichzeitig angenommenen Lehrlinge Götter, Wiehe und Petersen, sie seien alle fleißig und geschickt und hätten zunächst Figurenmaler werden wollen, da diese aber wenig Beschäftigung fänden, seien Götter und Eli auf seinen Rat zur Blumen- und Dekorationsmalerei übergegangen. Daß Eli diesen Schritt nicht zu bereuen hatte, beweist u. a. ein zweites Zeugnis des Oberkommissärs aus dem Jahre 1821, in dem er von ihm sagt: „Dieser junge Maler ist sehr fleißig, führt sich gut auf und zeigt in der Dekoration mehr Geschmac, als ich bisher bei unsern Porzellanmalern gefunden.“

Nach Ausweis der Akten und einiger, noch er-

haltener sicherer Arbeiten scheint Eli vor allem Randverzierungen und daneben Blumen- und Dekorationsmalereien auf verschiedenfarbigem Grunde angefertigt zu haben. Ranten von Rosen und Stiefmütterchen, sowie Blumen und Ranten in Farben und Gold auf gelbem, blauem, grünem, rosa und purpurnem Grunde waren sein Lieblingsgenre, indem er übrigens mehrere Nachahmer, darunter auch Hadersoll („Tassen mit Convolvulusdekor auf lasiertem Grunde“) hatte. Seine Blumen sind, wie man auch auf seinen, noch hier und da vorkommenden Aquarell- und Gouachemalereien erkennen kann, unmittelbar nach der Natur mit großer Sorgfalt und feinem Verständnis gemalt, doch haftet ihnen — und das gilt besonders von seinen franz- und guirlandenartigen Blumenkanten, — eine materielle Schwere an, die durch die bis ins Einzelste und Kleinste genaue und naturwahre Wiedergabe noch erhöht wird. Auf diese Eigenschaft seiner Malerei deutet offenbar auch Rammelsberg hin, als er einmal 1822 bei aller Anerkennung, die er Eli im Übrigen zu Teil werden läßt, über ihn bemerkt, bis jetzt fehle ihm immer noch eine gewisse wohlgefällige Leichtigkeit. Denn gerade jene wichtige Schwere, die mitunter eine fast plastische Wirkung erstrebt, in Verbindung mit ihrer völlig naturalistischen Behandlung, unterscheidet die ganze Elische Blumenmalerei wesentlich von der seiner Vorgänger, die trotz aller Sorgfalt und trefflichen Naturbeobachtung bei der Auswahl, Zusammenstellung und Behandlung der Blumen doch immer nur den Hauptzweck im Auge hatten, das Porzellan in leichter und gefälliger Weise zu verzieren, deren Ziel und Streben also nicht die Malerei als solche, sondern nur als organischer Schmuck von Geräten und Gefäßen bildete.

Das änderte sich jetzt, und nachdem der ältere Eli den entscheidenden Anstoß zu dieser Erneuerung gegeben, ging sein 1821 geborener Bruder Adolf, der uns in den Akten zum erstenmal im Jahre 1838 als Lehrling in der Malerwerkstätte des Faktors de Marées entgegentritt, wo inzwischen auch Christel Eli Beschäftigung gefunden hatte, zielbewußt in der angegebenen Richtung weiter. Die Blumenmalereien dieses, erst 1889 als Hofsorzelanmaler verstorbenen Künstlers, der von den beiden Brüdern gewöhnlich als der eigentliche Porzellanmaler bezeichnet wird, ohne jedoch jemals bei der Fürstenberger Buntmalerei angestellt gewesen zu sein, gehen in Bezug auf naturgetreue Nachbildung und sorgfältige Ausföhrung noch weit über das hinaus, was sein Bruder in dieser Hinsicht leistete. Zugleich aber zeigen sie uns, wovon man sich durch das von seiner Hand für Herzog Wilhelm bemalte Brunktafelservice in der Silberkammer des Residenzschlosses und zahlreiche andere, in Privatbesitz noch befindliche ähnliche Arbeiten leicht überzeugen kann, die

<sup>1)</sup> Dahin gehörten z. B. die schon erwähnten Versuche mit Chromgrün als Unterlasurfarbe, ferner die Verwendung des Vordruckverfahrens, besonders bei Prospektassen u. a. m.

Blumenmalerei der Fürstenberger Porzellane auf demselben bedenklichen Abwege, den sie, dem Zeitgeschmacke folgend, überall und auf allen kunstgewerblichen Gebieten eingeschlagen hatte. Schwere, kompakte Einzelblumen und Sträucher in grellbunten, oft in den härtesten koloristischen Gegensätzen aneinanderstoßenden Farben, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit der Natur mikroskopisch getreu nachgemalt, sind auf die blendend weiße Fläche des Porzellans, dieselbe fast völlig bedeckend, geworfen, wobei sie sich häufig mit einer überladenen Golddekoration zu einer zwar prunkvollen, aber keineswegs feinen und vornehmen Wirkung vereinigen. Solche Arbeiten blenden wohl und locken das Auge, aber sie lassen auch jenes feine Stilgefühl und künstlerische Empfinden vermissen, das jeder wirklich guten kunstgewerblichen Leistung innewohnt.

Das etwa ist das Bild, das die Blumen- und die meist in naher Verbindung mit ihr stehende Dekorationsmalerei in den 20er Jahren und während der folgenden Jahrzehnte, die freilich nicht mehr in den Kreis unserer gegenwärtigen Betrachtung gehören, zeigen. Es erübrigt sich hiermit, auf die Leistungen der verschiedenen Maler dieser beiden Fächer im Einzelnen noch näher einzugehen, zumal sich jene nur in seltenen Fällen auch bestimmten Künstlern mit Sicherheit zuweisen lassen. Mit Blumenmalen beschäftigten sich zu Beginn der zwanziger Jahre noch H. Götter und Koch, der jedoch später zur Landschaft und Tiermalerei überging; daneben war in demselben Fache, zugleich aber auch als Dekorations- und Rantenmaler, schon seit 1818 vor allem der jüngere Hartwig tätig, während für Dekorationen mehr untergeordneter Art, d. h. für Stafierung oder leichtere ornamentale Malerei in Gold und Silber oder für vollständige Vergoldung, bezw. Versilberung von Gefäßen, die gerade damals sehr beliebt waren, ferner auch für die Malerei in verschiedenfarbigen Grünenden (1818) an erster Stelle Flies in Betracht kam, der nach zweimaliger Unterbrechung seiner Tätigkeit bei der Buntmalerei 1827 wieder als „Schriftmaler und Dekorateur“ angenommen wurde. Wie die meisten andern, so haben auch diese Künstler nicht nur in ihrem Spezialfache, sondern auch in andern Fächern, besonders in der Prospekt- und Figurenmalerei, gearbeitet. In jener waren es wieder vor allem Hartwig und Götter<sup>1)</sup>; dazu kamen ferner Petersen und Ebeling, von denen sich letzterer neben Brüning allmählich zum tüchtigsten Landschaftsmaler der Anstalt, besonders im Fache der Architekturlandschaft entwickelte. Er hat vor allem bunte Landschaften und Prospekte, daneben aber auch solche in braun gemalt, wie u. a. eine, 1824 von ihm mit einer Sepialandschaft allegorischen Charakters geschmückte Blumenvase im

Herzogl. Museum zeigt. In der Figurenmalerei, soweit sie sich mit der Landschaft berührt, scheinen die Genannten allerdings nichts sonderlich hervorragendes geleistet zu haben, da noch 1818 über sie berichtet wird, sie sollten weitere Unterweisung im Figurenmalen erhalten, damit sie ihre Figuren mit der Landschafts- und Dekorationsmalerei besser zu verbinden lernten. Daß aber gleichwohl Hartwig als Figuren- bezw. Bildnismaler nicht ganz ungeschickt und ungeschickt gewesen, beweisen u. a. jene zahlreichen, zur Erinnerung an die 300jährige Wiederkehr des Beginns der Reformation seit 1817 entstandenen Tassen mit dem Bildnis Luthers, meist in Braun, die der Mehrzahl nach auf ihn zurückgehen<sup>2)</sup>. (Schluß folgt).

## Dr. Wilhelm Behrens.

Unserm am 24. Dezember v. Js. in Göttingen verstorbenen Landsmannen, Dr. Wilhelm Behrens, wird in Bd. XX der von ihm gegründeten und 20 Jahre hindurch geleiteten Zeitschrift für wissenschaftliche Mikroskopie und für mikroskopische Technik von E. Oppermann ein warmer Nachruf gewidmet, dem wir folgendes über den Lebensgang dieses hervorragenden Gelehrten entnehmen.

Wilhelm Julius Behrens, am 9. Februar 1854 in Braunschweig geboren, widmete sich auf dem vormaligen Collegium Carolinum zunächst der Chemie, wandte sich aber bald der Botanik zu, und zwar mit solchem Erfolge, daß er bereits im ersten Jahre seines Studiums (1872) für seine Schrift: „Entwurf zu einer Charakteristik der Flora von Braunschweig“ den botanischen Preis erhielt. Nach fernerem vierjährigem Studium in Göttingen erwarb er dort 1875 mit der Dissertation „Untersuchungen über den anatomischen Bau des Griffels und der Narbe einiger Pflanzenarten“ die Doktorwürde. Nachdem er darauf einige Zeit als Assistent in dem botanischen Laboratorium des Pflanzenphysiologen Dr. J. Sachs in Würzburg gearbeitet hatte, trat er 1876 in den praktischen Schuldienst als Oberlehrer der Gewerbeschule in Elberfeld ein. Der Drang nach unabhängiger wissenschaftlicher Tätigkeit ließ ihn aber nicht lange in dieser Stellung verharren; er gab sie bereits 1879 auf, und zog sich, auch den ehrenvollen Ruf, an einer der ersten technischen Hochschulen Botanik zu lehren, verjähnend, als Privatgelehrter nach Göttingen zurück, um sich ganz der Wissenschaft, zunächst noch der botanischen zu widmen, in deren Interesse er verschiedene größere mit reicher wissenschaftlicher und photographischer Ausbeute gekrönte Reisen unternahm, und die er besonders durch zwei selbst-

<sup>1)</sup> Von ihm viel Geschirr mit Braunschweiger Ansichten.

<sup>2)</sup> Einige davon, so z. B. mehrere des Modells 19, hat auch Schmeißer 1818 gemalt.

ständige Werke: „Der naturhistorische und geographische Unterricht an den höheren Lehranstalten 1879“ und „Methodisches Lehrbuch der allgemeinen Botanik für höhere Lehranstalten, 1. Auflage 1880“ bereicherte. Von diesen erlebte das letztere, das zuerst die jetzt allgemein anerkannte neuere Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichts einführt, noch im verflossenen Jahrhundert die 6. Auflage. Im Übrigen schrieb er in den Jahren 1881—1888 auch vielfache Artikel für das Botanische Centralblatt, dessen Mitherausgeber er auch eine Zeitlang war.

Der in den 80er Jahren eintretende Aufschwung der Mikroskopie trieb Behrens dazu, seine Kraft der Förderung dieser Wissenschaft zuzuwenden. 1883 gab er sein „Hilfsbuch zur Ausföhrung mikroskopischer Untersuchungen im botanischen Laboratorium“ heraus, dessen erster Teil, als eine neue Auflage nötig war, 1890 in vollständig neuer Bearbeitung unter dem Titel „Leitfaden der botanischen Mikroskopie“ erschien. In schneller Folge erschienen sodann seine „Tabellen zum Gebrauch bei mikroskopischen Arbeiten“ in mehreren Auflagen, wegen ihrer genauen Ausarbeitung von hervorragendem wissenschaftlichem Werte. In Verbindung mit Köffel und Schieferdecker gab er ferner noch das zweibändige Werk „Die Gewebe des menschlichen Körpers und ihre mikroskopische Untersuchung“ heraus, wirkte aber im Besonderen für die mikroskopische Wissenschaft durch die Begründung seiner „Zeitschrift für wissenschaftliche Mikroskopie und für mikroskopische Technik“, welche 1884 zuerst erschienen, unter seiner 20jährigen Leitung zu einem hervorragenden wissenschaftlichen Werke erblühte und zahlreiche Abhandlungen aus seiner Feder enthält.

Abhold allen äußeren Ehren, was ihn eine ihm verliehene goldene Medaille für Wissenschaft zurücksenden, eine Ernennung zum Wirklichen Staatsrat dem Feuer überliefern ließ, wird Behrens in der Geschichte der Wissenschaft auch weiterhin mit Ehren genannt werden.

### Bücherschan.

Karl Heussi, die Kirchengeschichtschreibung Johann Lorenz von Mosheims. Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1904. VI und 77 S. 8°. 1 M. 20.

M. u. b. Z.: Geschichtliche Untersuchungen herausgegeben von Karl Lamprecht. 4. Heft.

Mosheim ist 24 Jahre lang (1723—47) die Hauptssäule der theologischen Fakultät der Universität Helmstedt gewesen, eine Zierde dieser Hochschule, die ihn ungern nach Göttingen entließ, wo er bis zu seinem Tode (1755) das später nicht wieder besetzte Kanzleramt versah. Seine bedeutendsten und dauerndsten Verdienste liegen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Diese Tätigkeit Mosheims unterzieht Heussi in dem vorliegenden Büchlein einer eingehenden Würdigung. Er schildert den Stand der Kirchen-

geschichtschreibung der früheren Zeit und die neue Stufe, die Mosheim repräsentiert, der nach Unparteilichkeit und Objektivität, nach pragmatischer Darlegung des Zusammenhanges der Ereignisse strebt und in die Geschichtschreibung schon einen kritischen Zug hineinbringt. Er zeigt die Verwandtschaft des Mannes mit seinen Vorgängern, mit denen ihn namentlich das Fehlen der Entwicklungslehre verbindet, und hält seine Kirchengeschichte für ein charakteristisches Erzeugnis des beginnenden Aufklärungszeitalters. Den Namen eines „Vaters der neueren Kirchengeschichtschreibung“ will Heussi zwar nicht für ihn gelten lassen; er sieht in seinem Werke „das Produkt einer ziemlich komplizierten geistigen Gesamtentwicklung“, Mosheim ist ihm „weit mehr Repräsentant dieser neueren Kirchengeschichtschreibung als ihr Vater.“ „Zuallererst aber“, fährt er fort, „ist er der erste Repräsentant der Kirchengeschichtschreibung des Aufklärungszeitalters und ohne Frage einer der hervorragendsten, wenn nicht der hervorragendste.“

Wolfgang Vietzher, Robert Griepenkerls Maximilian Kobespierre. Inaugural-Dissertation der Universität Jena. Bernburg 1904. 47 S. 8°.

Die fleißige Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte. In dem ersten wird über den Stoff und seine Verwertung gehandelt. Die Quelle für Griepenkerls Drama war Lamartines l'histoire des Girondins, die auch in stilistischer Hinsicht auf die Dichtung Einfluß ausübte. In dem zweiten Teile werden die Sprache und der Stil des Dichters eingehend erörtert. Dankenswert ist in der Einleitung die sorgsame Zusammenstellung von Beurteilungen des Griepenkerlschen Dramas. Der Verfasser schätzt dessen dichterischen Wert sehr gering ein. Es ist hier nicht der Ort näher auf diese Frage einzugehen.

Adolf Langguth, Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Mit 60 Schattenrissen aus Esmarchs Sammlung und seinem Bilde. Berlin, S. Paetel 1903. 372 S. 8°. 10 M.

Auch von Esmarch gilt das Goethesche Wort: „nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.“ Unter den Mitgliedern des Hainbundes war Esmarch, der litterarisch gar nicht hervortrat, bisher kaum bekannt, und doch hat er, wie die vorliegende gründliche, aber etwas schwerfällige Schrift im Einzelnen nachweist, in diesem Kreise eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Für die Geschichte des Göttinger Hains bringt das Werk wertvolle Beiträge, ebenso für die genauere Kenntnis einzelner Mitglieder dieses Bundes, wie Voß, Voie u. a. Von Interesse ist bei Vorführung der späteren Lebensschicksale Esmarchs, der zuerst in Ropenhagen, dann in Holtenau und Rendsburg wirkte, die Beobachtung, einen wie wich-



tigen Bestandteil namentlich im geistigen Leben Dänemarks damals das deutsche Element ausmachte. Von Männern aus unserer Heimat möchte ich besonders hinweisen auf J. H. Campe, dessen Besuch in Kopenhagen 1781 geschildert wird (S. 196 ff.), auf die Mitteilung vom Ursprunge der Freundschaft zwischen Lessing und dem Abt Knittel in Wolsen, büttel (S. 170) und auf die Silhouetten Campes, J. A. Eberts, J. J. Eschenburgs, C. Chr. Gärtners C. W. Jerusalem's, J. A. Leisewitz' und Fr. W. Zachariäs. Denn jedenfalls ist der Schattenriß auf Tafel VIII der des Dichters des „Renommisten“, wie es S. 371 heißt, während er auf der folgenden Seite für das Bild des Kieler Theologen Gotthilf Traugott Zachariä ausgegeben wird. Eine Vergleichung mit anderen Silhouetten und Bildern des Braunschweiger Professors stellt es außer Frage, daß wir sein Bildnis hier vor uns haben.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch kurz auf die Myrerische Silhouettenammlung hinweisen, die Ernst Kroker 1899 bei Dieterich (Th. Weicher) in Leipzig herausgegeben hat. Sie enthält ebenfalls die Bildnisse von Zachariä, Leisewitz, Eschenburg, Ebert, Jerusalem und Campe, sowie das der Tochter Herzog Karls I., der Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar.

**Ferd. Eichwede**, Beiträge zur Baugeschichte der Kirche des Kaiserlichen Stiftes zu Königsutter. Hannoversche Dissertation. Hannover 1904. 8°. 38 S. 9 Doppeltafeln.

Unter Beigabe von zahlreichen trefflichen Abbildungen in Lichtdruck nach eigenhändigen Zeichnungen hat der Verfasser den überzeugenden Beweis erbracht, daß der Schöpfer der ornamentalen und figürlichen Darstellungen an der Stiftskirche zu Königsutter auch den plastischen Schmuck des Doms zu Ferrara und des Doms sowie der Kirche S. Zeno in Verona gearbeitet hat. Erst nachträglich hat der Verfasser gesehen, daß dieser Beweis bereits 1901 vom Referenten (Kunstchronik N. F. XII Nr. 7) geführt war; aber wenn dadurch die Arbeit zu einem großen Teile überflüssig war, so kann es doch nicht schaden, daß genau dieselben Beobachtungen ganz unabhängig auch von anderer Seite gemacht wurden und nun durch Abbildungen unterstützt werden. Nur die weiteren Folgerungen Eichwedes muß ich ablehnen. Die Ostteile von Königsutter sind nicht im zweiten, sondern erst im letzten Viertel des XII. Jahrh. gebaut — schon der Umstand, daß sich der vom gleichen Meister stammende Kreuzgang an das Langhaus anlehnt, mußte doch gerade den Architekten lehren, daß dieses älter ist, als jenes —, und der Italiener Nikolaus, der als Baumeister jene ferrarese und veronese Werke geschaffen hat, ist nicht identisch mit dem namenlosen deutschen Bildhauer,

der in Oberitalien und in Königsutter gearbeitet hat. Doch muß ich mir ein näheres Eingehen auf diese Fragen für eine andere Stelle (wieder die Kunstchronik) aufsparen.

P. J. Meier.

**Heinrich Steffen**, Vom Köhlerbub zum fürstlichen Theaterdirektor. Erinnerungen aus meinem 40jährigen Bühnenleben. Braunschweig, B. Goeritz 1904. 128 S. 8° 2 M.

Der Verfasser, Sohn eines Hammerschmiedemeisters zu Tanne am Harz, hatte in seiner Jugend als Köhlerjunge, dann als Lehrling in der Hammerschmiede gearbeitet. Ein Wort des Stabschornisten Hohenstock weckte in ihm den Gedanken, zum Theater zu gehen. Karl Schultes in Braunschweig, der ihm erst dringend von der Laufbahn abriet, verschaffte ihm das erste Engagement bei einer reisenden Gesellschaft. Sieben Jahre hat er bei solchen wandernden Truppen Beschäftigung gehabt, bis es ihm gelang, an größeren Bühnen Anstellung zu finden und 1876 zur Stellung eines Theaterdirektors emporzusteigen. Aus jener ersten Zeit seiner unstaten Bühnenwirksamkeit teilt der Verfasser hier eine Reihe erster und heiterer Lebenserinnerungen mit. Er versteht unterhaltend zu plaudern und anschaulich zu schildern; er führt uns eine Anzahl origineller Bühnengestalten lebenswahr vor Augen und läßt uns in das ganze Leben und Treiben dieses fahrenden Volkes einen so deutlichen Einblick tun, daß wir an den hier geschilderten Leiden und Freuden unwillkürlich Anteil nehmen. Auch kulturgeschichtlich als „Beitrag zur Naturgeschichte des deutschen Theaters“, wie es in dem Geleitworte von Franz Hirsch heißt, sind diese Mitteilungen von Wert. Von besonderem Interesse für uns Braunschweiger sind auch die S. 117 ff. angehängten Harzer Dorfgeschichten, vorzüglich die erste, welche den Durchzug der Franzosen durch Tanne nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 schildert. Wir würden uns freuen, wenn der Verf. die S. 116 geäußerte Absicht, diese Lebenserinnerungen fortzusetzen, zur Ausführung brächte.

**Otto Ladendorff**, Zwei polemische Gedichte (1754, 1755) von Friedrich Wilhelm Zachariä. Berlin, B. Behr 1903. XVI u. 20 S. 8°. M. —, 80.

N. u. d. L. deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts, herausg. von Aug. Sauer, Nr. 127. III. Folge Nr. 7.

Die beiden jetzt selten gewordenen Gedichte Zachariäs, „Gedicht dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet“ und „Die Poesie und Germanien“, die hier aufs neue abgedruckt sind, bilden charakteristische Zeugnisse für die Stellung und den Streit der Bremer Beiträger mit Gottsched und seinem Anhange, worüber die Einleitung ausführlich orientiert.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

August.

Nr. 8.

[Nachdruck verboten].

## Der Humanist Curicius Cordus in Braunschweig.

Von Friedrich Gunge.

Es ist eine Binsenwahrheit, aber ihre Wiederholung in der Gegenwart doch wohl nicht unnötig: erst durch die Reformation ist die Neuzeit eingeleitet und das Mittelalter beendet worden; Buchdruck, Renaissance und Humanismus haben der Reformation nur vorgearbeitet, die Entdeckung der neuen Welt aber hatte zunächst nur geringe Wirkungen. Luther also und nicht Columbus ist der Held, welcher ein neues Zeitalter heraufgeführt hat, und Luther bleibt trotz seiner menschlichen Irrtümer und Schwächen unser Stolz und Ruhm, der größte Deutsche<sup>1)</sup>. Das Zeitalter der Reformation behält so stets seine Anziehungskraft, und vertieft man sich in sein Studium, so fühlt man etwas von dem Puttenschen: „Es ist eine Lust zu leben.“ Die dogmatischen Streitigkeiten lassen uns heute wohl kalt, aber jeder empfindet bei der Betrachtung jener leidenschaftlichen Zeit, daß der Menschheit damals die geistige Freiheit errungen worden ist. So ist denn die Teilnahme erklärlich, die sich immer wieder der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuwendet und nicht Halt macht bei der allgemeinen Reichs- und Weltgeschichte, sondern den Zuständen und Ereignissen in den einzelnen Gegenden und Orten unseres Vaterlandes liebevoll nachgeht.

Braunschweig besitzt ja aus jener Zeit eine Fülle von Urkunden und Quellen für Stadt und Land; schwerlich wird je noch viel dazu kommen; aber der vorliegende Stoff kann vielleicht noch mehr verwertet werden. Das könnte z. B. geschehen mit den Sinngedichten, die Curicius Cordus unmittelbar vor Einführung der Reformation in Braunschweig

verfaßt hat. Sind doch darin Sitten und Bräuche, Zustände und Verhältnisse, Stimmungen und Anschauungen der Braunschweiger so fein beobachtet und dargestellt, wie es keine Chronik tun kann. Es sind freilich nur subjektiv gefärbte Augenblicksbilder, und was sein Unmut oder seine Begeisterung da ausströmt, darf nicht unbesehen für reine Wahrheit genommen, auch manche Übertreibung muß abgerechnet werden; aber andererseits war der edle Dichter durch seine Stellung als eingewandter Arzt, sowie durch seine Bildung und besondere Anlage wie selten einer befähigt zur Beobachtung.

Um das nachzuweisen, müssen wir kurz den Mann und sein Werk würdigen.

Curicius Cordus ist 1486, also drei Jahre nach Luther, geboren. Das heßliche Dorf Simtshausen ist seine Heimat; zwei Meilen nördlich von Marburg, liegt es heute an der Nebenbahn nach Frankenberg. Sein Vater war ein wohlhabender Bauer, der mehr als 100 Morgen Land besaß. Von 13 Kindern war Curicius das jüngste; er hatte eine frohe, heitere Kindheit; als Mann gedenkt er gern der Jahre, da er die Gänse und später die Schafe hütete, dabei wohl ungebetenen Besuch von Wölfen empfing, wo die fleißig spinnende Mutter das Nesthähnchen verzog, und kam es hungrig heim, mit Gierstücken erquickte<sup>2)</sup>. Es ist ein tiefempfundenes Gedicht, in dem er 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahr vor seinem Tode auf der Reise von Marburg nach Bremen seinen Kindern Simtshausen zeigt, von früheren Zeiten erzählt und traurig hinzufügt, daß seine 12 Geschwister schon den Eltern in den Tod gefolgt seien, ihm da nichts mehr gehöre; sein Erbe sei durch sein Studium verzehrt worden. Cordus hat nie aus seiner bürgerlichen Abstammung ein Geheimnis gemacht, er durchhechelt noch in Braunschweig Leute, die, sich ihrer niederen Abkunft schämend, adelig sein möchten. Da er aber klein und zart war, auch bei der großen

<sup>1)</sup> „1517 schlug es auf dem Kirchturm der Menschheit einmal wieder 12, und alles Volk sprang vom Tische in ein neues Weltenjahr.“ W. Raabe im Heiligen Born.

<sup>2)</sup> et iam nata novo mihi frangeret ova butyro,  
me quoque dilectum diceret esse suum.

Expiatorium v. 161.

Geschwisterſchar nicht auf hinreichenden Landbeſitz rechnen durfte, ſo beſtimmte ihn der Vater, wohl auf die Bitte der Mutter hin, für den gelehrten Beruf. Cordus ward nach dem nahen Frankenberg in die Schule geſchickt, ſpäter lernte er bei den Lollhardten in Marburg. Nun waren ja die Lehreinſtalten in jener Blütezeit des roheſten Pennalismus höchſt ungenügend. Ihre Beſchaffenheit tritt uns am anſchaulichſten entgegen in dem Leben Thomas Platners; erſt die Reformation ſchuf auch hier Wandel und begründete die Lateinſchulen oder Gymnaſien. So war denn Cordus ſicher nur recht mäßig vorbereitet, als er 19jährig 1505 die Hochſchule Erfurt bezog. Doch erlangte er nach zwei Jahren mit dem Baccalaureat den unterſten akademiſchen Grad. Damit ſcheint er ſich zunächſt begnügt zu haben; jedenfalls taucht er bald darauf als Schulmeiſter in Kaſſel auf, doch wiſſen wir über jene Lebensjahre nicht viel. Aber 1513 ging er, nunmehr ein 27jähriger Mann, der Weib und Kinder hatte, zum zweiten Male nach Erfurt. Sein mütterliches Erbe ſcheint ihm die Mittel gewährt zu haben, durch Neuaufnahme der Studien die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen. Er folgte jezt auch dem Brauche der Humaniſten, indem er ſich in die Matritel ſtatt mit ſeinem ehrlichen Taufnamen Heinrich Solde eintragen ließ als Riccius Cordus. Aus Riccius ward bald durch Freund Mutianus ein Curicius, gleichſam „guter Heinrich“, während Cordus, das „ſpätgeborenen“ heißt, darauf anspielt, daß er das 13. Kind ſeiner Eltern war. 1516 ward er endlich Magiſter. Er blieb aber in dem ihm lieb gewordenen Erfurt, ward Rektor der Marienſchule und hielt auch Vorleſungen, namentlich über alte Dichter, an der Univerſität. Er lebte hier froh und heiter inmitten der geiſtvollen Männer, die in jenem Jahrzehnt die Thüringer Hauptſtadt zum Brennpunkte des deutſchen Humanismus machten (Mutian, Crotus Rubianus, Gobanus Heſſus u. a.).

Dieſe Jahre waren die glücklichſte Zeit unſeres Helden. Jezt entfaltete ſich auch ſein Dichtertalent; ſeine Hirtengedichte und Hymnen, ſeine Elegien und die erſten Bücher ſeiner Epigramme machten ihn in den Kreiſen deutſcher Humaniſten ſchnell berühmt und trugen mit bei zu der kurzen ſchönen Blüte der Erfurter Hochſchule. Doch der Pegasus brachte kein Geld, und der Schuldienſt lohnte nur karg, die vielen Kinder aber ſchrien nach Brot. Daher warf ſich Cordus, tatkräftig wie er war, trotzdem er ſchon über 30 Jahr alt war, mit ganzer Kraft auf das Studium der Heilwiſſenſchaft, und nachdem er in der freilich dürftigen medizinischen Fakultät zu Erfurt ſich vorbereitet hatte, verließ er im Frühling 1521 die Stadt, um auf einer welfchen Univerſität zu promovieren. Er wollte eigentlich nach Paris; als er aber in Begleitung ſeines Freundes Georg Sturz, der, ein edler Mäcen, die Koſten der ganzen

Reiſe trug, nach Köln gelangte, drohte der erſte Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. auszubrechen; ſo zogen die beiden Freunde vor, gen Italien zu pilgern. In Worms begrüßt Cordus herzlich unſern Reformator, der ſich anſchickte, die Kirche zu reinigen, wie Herkules den Augiaſtall, und beſchwört den jungen Kaiſer, ſich auf Luther zu ſtützen wider die Papſten<sup>1)</sup>. Nachdem darauf die Alpen überſchritten waren, zog Cordus, ſchwärmend in Erinuerungen an die Dichter Catull und Vergil, durch die Poebene nach Ferrara, das uns beſonders aus Goethes Tasso vertraut iſt. Hier ſuchte ſich der Kandidat der Medizin während des Sommerſemeſters mit unermüdlichem Fleiße anzueignen, was die altberühmte Fakultät nur immer bot. Trotz der Sonneglut botaniſierte er ſogar draußen mit dem uralten Profeſſor Leoniceo. Florenz und Rom lockten ihn nicht weg von der Arbeit; ſo konnte er denn im Herbſt 1521 mit dem Doktorhut geſchmückt über Venedig heimkehren. Doch in Erfurt ſah es übel aus. Der feſtliche Empfang, den hier Luther auf ſeiner Wormſer Fahrt gefunden hatte, war die Urſache geworden zur Trennung der Geiſter, wütende Kämpfe für oder wider Rom wurden ausgefochten, aber unter dieſen „Pfaſſenſtürmen“ litt Hochſchule wie Stadt unfählich; ſo fand der neue Doktor medicinae ſein altes, liebes Erfurt übel gewandelt, hier bot ſich ihm keine lohnende Praxis; er ſuchte ſich anderswo zu beſehen. In Goſlar gelang es nicht; ſein Lied vom Lobe und Urſprunge Goſlars<sup>2)</sup> zeigt von ſeiner Abweſenheit im Harze. Nun verhandelte der Braunſchweigische Rat mit ihm. Sein Studienfreund Bertram v. Damm hatte hier wohl auf ihn aufmerkſam gemacht. Man bot ihm 50 Gulden Gehalt, dazu verhielt die reiche Stadt, der Vorort des ſächſiſchen Quartiers der Hanſa, gute Praxis, genug — Cordus nahm an und ſiedelte Anfang 1523 hierher über. Er war 37 Jahre alt, ſtand alſo auf der Höhe ſeiner Kraft, und die 4 Jahre, die er in unſeren Mauern verlebt hat, ſind wahrlich nicht fruchtlos geweſen. Doch ſchon den Winter 1526/27 verbrachte er in Emden, und nahm im folgenden Frühling einen Ruf nach Marburg an, 7 Jahre hat er dort als beliebter, angeſehener Profeſſor der Medizin gewirkt, ging dann aber, mit der heſſiſchen Regierung unzufrieden, nach Bremen, wo er ſchon 1535 im 50. Lebensjahre geſtorben iſt.

Seine Gattin Kunigunde, geb. Ralle aus Frankenberg, iſt ihm eine treue Lebensgefährtin geweſen; ſie war häuſlich und wirtſchaftlich; beiläufig geſagt, hielt ſie ſich hier Milchkuh und Gänſe und ſchlachtete ein; dabei war ſie recht gebildet, Cordus hat manches herzliche Gedicht, namentlich aus Italien an ſeine „Penelope“ gerichtet; umſichtig antwortet ſie von Braunſchweig den heſſiſchen Räten in Abweſen-

<sup>1)</sup> IV 29 u. 30.

<sup>2)</sup> de laudibus et origine Goſlariae 1522.

heit ihres Mannes inbetroff der Marburger Professur<sup>1)</sup>. Von seinen 8 Kindern ist Valerius, ein hervorragender Botaniker, 1544 jung in Rom auf einer wissenschaftlichen Reise gestorben. Eine Tochter war mit Friedrich Dedekind, dem Dichter des *Grobianus*, vermählt; ein Urenkel Joh. Lüder, gestorben 1633 als Professor der Rechte in Helmstedt, hat dort 1614 die handlichste Ausgabe der Gedichte des Cordus erscheinen lassen.

In Braunschweig ist er bald vergessen. Allerdings tauchte hier 1555 ein Curicius Schwanefeld auf, sicher ein Patentkind des berühmten Arztes. Rehtmeyer erwähnt Cordus anerkennend in seiner Kirchengeschichte. Chr. Oberhey hat ihn vor 40 Jahren im Braunschweigischen Magazin (1863 Nr. 32) als Vorkämpfer der Reformation in unserer Stadt gewürdigt. Weiter finden sich keine Spuren davon, daß man ihn hier noch kennt. Auch sonst ist er ungebührlich vernachlässigt. D. F. Strauß z. B. erwähnt ihn im Leben Hutten's gar nicht; Goedeke's Literaturgeschichte bringt über ihn uralte Irrtümer vor, trotzdem C. Krause schon 1863 sauber und zuverlässig über ihn geschrieben hatte. Dagegen ist bemerkenswert, daß die historische und poetische Kurzweil von Laz. Sandrüb (1618) fast ein Viertel ihrer lustigen Anekdoten dem Cordus entlehnt, und Lessing 12 seiner Sinngebichte übersetzt oder nachdichtet, merkwürdiger Weise, ohne ihn je zu nennen. Als Probe dieser Benutzung möge ein Braunschweigisches Sinngebidt (VII 95) hier stehen:

Nullis uxor Apri terretur Amantia spectris;  
in speculo didicit, ferret ut illa, suo.

Lessing 112:

Wie kömmt's, daß Mumma vor Gespenstern flieht,  
sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

Cordus verdient nun als wissenschaftlicher Arzt, als feinsinniger Epigrammatiker, als warmherziger Lutheraner und als ganzer deutscher Mann unverdienter Vergessenheit entzogen zu werden.

Seine wissenschaftlichen Werke über den Harn, den Mißbrauch des Harnbeschauens, den englischen Schweiß, besonders seine Botanik sind für ihre Zeit so bedeutend, daß Horawitz in der deutschen Biographie sie sogar noch über seine Dichtungen stellt. Das ist freilich ein wunderliches Urteil; denn alle jene Schriften zeigen den Verfasser doch nur als einen klaren, ehrlichen, kenntnisreichen Jünger Vesulaps, der jeden *hokusfokus* haßte und an der Hand seiner verehrten Griechen die Natur zu erkennen suchte. Bahnbrechend aber war er nicht in der Heilkunde.

Den Übergang zur Dichtung bildet die Übersetzung der Lehrgedichte des Griechen Nikander über Gifte und Heilmittel in glatte lateinische Hexameter.

Ist er hier ein geschickter Versifer, so offenbart

<sup>1)</sup> Der Brief (deutsch) ist abgedruckt in Eur. Cordus, Epigrammata, Lat. Literaturdenkmale, Berlin 1892 S. XXVII.

er sich als einer der talentvollsten und gedankenreichsten neulateinischen Dichter in seinen Idyllen, Elegien und zumal in seinen Epigrammen. Gewiß ahmt er darin den Römern Vergil, Ovid und besonders Martial nach, aber nur in der Form und vielleicht in dem begreiflichen Bestreben, auch gerade 10 Eklogen wie Vergil und womöglich 14 Bücher Sinngebichte wie Martial zu verfassen. Der Inhalt dagegen ist ganz sein eigen, ist trotz dem fremden Gewande durchaus deutsch und fesselt darum noch heute durch frische Ursprünglichkeit. In seinen Idyllen sieht nicht nur der Humanismus gegen die verknöcherte Scholastik, sondern klagen auch — jahrelang vor dem Bauernkriege von 1525 — die Bauern bitterlich über Junker und Pfaffen. Cordus kannte ja die ländlichen Verhältnisse aus eigener Anschauung. Als Epigrammatiker steht er im 16. Jahrhundert unerreicht da, und überhaupt kann sich ihm an stolzer Gesinnung, an Reichtum der Stoffe, an geistvollem, prägnantem Herausarbeiten der Pointe unter den Deutschen höchstens der Schlesier Logau vergleichen. Denn in seinen 13 Büchern Sinngebichte steckt laudere Poesie, die sich äußert in warmer Liebe für alles, was schön und gut und wahr ist, und in bitterm Haß gegen das Gemeine und die Lüge. Cordus gebraucht die antiken Maße — neben den vorwiegenden Distichen Elfsübler und Hinkjamben — mit leichter Gewandtheit; seine Latinität ist nicht so rein wie die des Erasmus und Melancthon<sup>2)</sup>, aber lebendig, höchst charakteristisch, von reichem Wortschatze und voll prächtiger, echt lateinischer Wendungen, die sich zuweilen wunderbar ausnehmen zwischen Ausdrücken, die ganz deutsch gedacht, eigentlich erst bei der Übersetzung ihre volle Anschaulichkeit offenbaren.

Cordus, körperlich schwächlich, war geistig in jeder Hinsicht trefflich veranlagt; Denken, Fühlen und Wollen schufen, gleichmäßig entwickelt, einen harmonischen Charakter, dem eine edle Unzufriedenheit mit sich und der Welt allerdings eine gewisse Bitterkeit und Tadelsucht verlieh. Fleißig und strebsam, hat er seine Lebensaufgabe wacker gelöst. Er war heimisch im klassischen Altertume, verfolgte eifrig alle Fortschritte in Medizin, Philologie und Theologie. Er hatte viele Interessen und war das Gegenteil eines einseitigen, beschränkten Bedanten. Sein warmes Herz offenbart sich in seiner Liebe zu Heimat und Vaterhaus, zu Weib und Kind. Cordus war ein treuer Freund, der den besten seiner Zeit gefiel. Er bewahrte Georg Sturz, der ihm den Aufenthalt in Italien ermöglicht hatte, dankbare Liebe bis zum Grabe; ihm widmete er jedes neue Buch seiner Sinngebichte mit herzlichen Worten.

<sup>2)</sup> Cordus hat oft quod — Sätze statt des Acc. c. inf., non statt ne in Begehrsätzen, den Inditativ in abhängigen Fragen angewandt, auch Fehler gegen die Zeitfolge gemacht.

Cordus mußte aber über die Liebe hinaus auch bewundern, seinen Helden verehren, wie Carlhyle empfiehlt. Und da war zunächst sein, wie aller deutschen Humanisten, Heros der gelehrte, seine Erasmus von Rotterdam; dem zu huldigen, wird er nicht müde, bis ihn ein Größerer gewann. Denn sobald Luther gleich einem Ritter Georg austrat, den Drachen zu Babel zu erschlagen, schloß sich ihm Cordus mit ganzer Seele an; Erasmus aber, der sich feige der Reformation versagte, ward nun gewarnt, getadelt, endlich verworfen. Vornehmen und Fürsten gegenüber war Cordus selbstbewußt, zurückhaltend, von edlem Freimut, und wenn er echter Größe gern huldigte, erniedrigte er sich doch nie, der Macht oder dem Reichtume zu schmeicheln und zu kriechen; er äußerte selbst gegen seinen Landesherrn und seinen Kaiser rückhaltslos seine Ansicht. Er war ein glühender Patriot, den es tief schmerzte, Deutschland irgendwo rückständig zu sehen, der aber glücklich war, wenn er sein Volk und Vaterland den Slaven und Welschen gegenüber erheben konnte, mochten ihm dazu z. B. die elenden Verse eines Polen oder die Sittenlosigkeiten der Italiener oder die Niederlage der Franzosen bei Pavia Gelegenheit bieten. Wie er das Gute liebte, so haßte er das Schlechte, und dieser Haß, verbunden mit furchtloser Wahrheitsliebe<sup>1)</sup>, machten ihn zum Epigrammatiker. Weiterer, ausgelassener Witz wie herbste Satire standen seiner sittlichen Entrüstung zu Gebote. Sein helles Auge erkannte dabei überall des Pudels Kern, die Achillesferse des Gegners. Daher gibt es denn unter den rund 1500 Epigrammen neben manchem herzlichen Gruße und lustigen Scherze grausamste Pasquille und rücksichtslose Angriffe auf sittliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche Mißstände, auf Dummheit und Niedertracht, und hier verschmährt er als Mittel zum Zweck selbst die Bote nicht. Die bitterste Satire richtet er aber gegen die Schäden und Sünden der alten Kirche, ist er doch einer der eifrigsten Gegner des Papismus und zwar aus religiösen Gründen ebenso wie aus sittlichen und patriotischen. Wo er die katholischen Priester, namentlich die Mönche, bloßstellen und entlarven kann, um so dem Luthertum zum Siege zu verhelfen, da ist er mit ganzer Seele dabei.

So war der Mann, welcher 1523 nach Braunschweig als Stadtarzt übersiedelte. Von seinem hiesigen Aufenthalt erfahren wir aus einem Briefe, der im I. Bande unseres Jahrbuches abgedruckt ist, und besonders aus den 200 Epigrammen des VI. und VII. Buches. Danach kam Cordus voll Hoffnung auf Anerkennung und Einkommen den Warnungen seiner Erfurter Freunde zum Troß. Hatte

er doch in seinem Berufe etwas tüchtiges gelernt. Die Heilkunde lag ja damals noch recht im Argen. Auf den Hochschulen erklärte man die großen griechischen Ärzte Hippokrates und Galen; deren Lehre von der Mischung der Säfte, die durch Aderlaß, Purgieren und Vomieren jegliche Störung zu heben suchte, war auch für Cordus maßgebend. Auch wir haben ja noch die vier Temperamente und den Humor daher. Cordus aber verband damit die Theorie der Araber, wonach die Krankheit als das Negative durch positive Heilmittel (Aquavita = Alkohol) zu beseitigen sei, und blickte über seine Lehrbücher hinweg in das offene Buch der Natur. Er war ein tüchtiger Botaniker, der, soweit es ging, die officinellen Pflanzen in seinem Garten selber zog. Aber jene wissenschaftlichen Auffassungen fanden noch keinen Boden im Volke; das glaubte vielmehr noch, daß die Krankheiten entweder von Gott kämen und durch Gebet zu heilen seien, oder durch teuflische Zauberei verursacht würden, wogegen der Exorcismus d. h. Austreibung der Dämonen helfe, oder endlich durch die Konstellation, Stellung der Sterne, genauer der Planeten, zu einander und zu dem Tierkreise; da mußte der Astrologe durch das Horoskop die Mittel zur Genesung finden. Mit all diesen Wahnvorstellungen sollte Cordus auch hier zu schaffen haben. Aber zunächst hing ihm der Himmel voller Geigen. Er behandelte die vornehmsten Leute in und außer der Stadt, selbst die Herzöge Heinrich der Jüngere und sein Bruder Wilhelm ließen ihn nach Wolfenbüttel kommen, und er hatte mit seiner Behandlung Erfolg. Sein Ansehen war so groß, daß wohl selbst ein Bürgermeister ihm auf der Straße ehrerbietig Platz machte und vom breiten Steine wich<sup>2)</sup>. Das alte Wort: dat Galenus opes (Heilkunde macht reich) schien sich auch an ihm zu bewahrheiten. Doch das änderte sich leider bald und zwar aus verschiedenen Gründen. Am wenigsten war daran etwa Wettbewerb von Kollegen d. h. wissenschaftlichen Medizinem schuld. Cordus nennt deren überhaupt nur einen, einen Welschen, der dazu Anhänger der alten Kirche war; aber Praxis hatte der trotzdem nicht, und wenn er einmal verspricht, einen Stocktauben zu heilen, so macht sich Cordus, der sich stets in den Grenzen seines Könnens hielt, nur darüber lustig. Drückender schon war das Ausbleiben des Honorars, selbst die Herzöge zahlten nicht, und Cordus wagte weder sie noch andere zu mahnen, aus Furcht, sie möchten ihn abschaffen. Wenn freilich Tundalus wäunte, er könne dem Arzte die Heilung seines Sohnes dadurch lohnen, daß er ihn überall preise und rühme, so weißt

<sup>1)</sup> nec adulari nec scio falsa loqui VIII 28  
blandiri nescis nec verum, Corde, tacere  
et mirare tuos displicuisse libros? III 98.

<sup>2)</sup> Integer est annus, bona dum me fama levavit  
nec me quis medica clarior arte fuit;  
exhibuit dignum cedens mihi consul honorem  
et mea non parva res fuit aucta lucro. VII 23.

ihn Cordus gründlich zurecht<sup>1)</sup>. Aber mit wehmütigem Humor erkennt er:

Drei sind des Arztes Gesicht: er gleicht, wenn man ruft ihn, dem Engel: hilft er und heilet er gar, hält man ihn für einen Gott;

doch ist die Krankheit gehoben, und fordert er nunmehr Bezahlung, schrecklich erscheint er da, ganz wie der arge Satan<sup>2)</sup>.

Aber das wäre wohl allmählich überwunden, wenn die Braunschweigische Bevölkerung sich überhaupt mit einem wirklichen Mediziner hätte befremden können. Doch als der Reiz der Neuheit verfliegen war, kehrte man selbst in den führenden Ständen zum alten Brauche zurück, der einen wissenschaftlichen Arzt nicht kannte noch mochte. So klagte denn Cordus bald ärgerlich:

Wundert es dich, daß der Arzt wird gemieden vom Braunschweiger Volke?

Völlerei liebet man hier, und die verbietet der Arzt<sup>3)</sup>.

Nach dieser Seite fallen unsere Vorfahren, die ja wohl stets für einen guten Trunk und herzhaften Bissen empfänglich gewesen sind, dem spöttischen Hassen besonders auf. Ein Wiedermann Linke, so spottet er, grüßt schon Morgens die Bekannten mit Profit, als ob er schon beim Abendschoppen saße<sup>4)</sup>. Papilus klagt über schlechte Zähne, die nicht mehr wollen, weil sie bei Tag und Nacht keine Ruhe haben<sup>5)</sup>. Schwarze, ein bekannter Schlemmer, hält es überhaupt für Sünde, einen Arzt zu brauchen<sup>6)</sup>. Auf zwei Säuser macht Cordus Grabinschriften<sup>7)</sup>. Topp, dem man eine tüchtige Dosis Wolfsmilch ins Bier gemischt hat, merkt davon auch nicht die geringste Unruhe im Magen. „Ja, was soll der Arzt, so ruft Cordus in komischer Verzweiflung aus, unter solchen Döfien machen“<sup>8)</sup>? Da tut er wohl so, als bequeme er sich der Unsitte und gibt scherzend folgendes Rezept<sup>9)</sup>:

Daß dich, gütiger Leser, bei Nacht nicht Läufe noch Fische

quälen, dazu gebrauch diese Beschwörung genau:

Mastula Correbo Budigosma Tarantula Calpe

Thymmula Dinari Golba Caduna Trepon.

Diesen Vers sag neunmal auf, willst das Bett du besteigen,

und trink jedesmal drei Gläser vom feurigsten Wein.

<sup>1)</sup> VII 85.

<sup>2)</sup> VII 63, wiederholt auf dem Pommerischen Kunstschranke des Augsburger Mozart († 1620) in Berlin.

<sup>3)</sup> VII 32.

<sup>4)</sup> VII 48. Scaevola wohl = Linke. Cordus braucht bald die wirklichen Namen, bald übersetzt er sie frei ins Lateinische, bald verwendet er rein erdichtete.

<sup>5)</sup> VII 92.

<sup>6)</sup> VI 63.

<sup>7)</sup> VI 75 u. VII 20.

<sup>8)</sup> VII 60.

<sup>9)</sup> VII 14.

Probatum est! werden seine heutigen Kollegen zu diesem Fokusfokus lachend rufen und gern noch eine Anekdote mitnehmen, die den damaligen Spießbürger nach seiner derben Gemütslichkeit treffend charakterisiert<sup>10)</sup>:

Ein Bürger Braunschweigs hörte neulich in der Predigt,

der Heiland werde sagen einst am jüngsten Tage:

„Mich hungert“ und ihr habt die Speise mir verweigert;

Mich dürstet“ und ihr habt mich nicht getränkt.“ Da sprach er:

Komm in mein Haus und melde dich mit einem

Worte,

da will ich dir, bei Gott, in Hüll' und Fülle holen vom zarten Schinken, dazu eine fette Piepwurst, auch noch von einem fetten Dänenochsen Rauchfleisch; ich will dir gern einschenken von der besten Mumme, bis daß du angetrunken Übergabe haltest.

Sag', kann man besser, ehrenvoller dich bewirten?

Ward aber dies rohe Geschlecht doch einmal krank, so wandte man sich an einen Schäfer oder an ein altes Weib; auch der Schinder ward dem Arzte vorgezogen, der Jude und besonders der marktischreierische Quacksalber, mochte der nun eine Alraune oder eine alte Schartefe von Kräuterbuch haben. Und je unverschämter diese Gesellen logen, desto mehr lief ihnen das Volk zu. Da preist einer ein Pulver an, die Zähne zu erhalten, und indes er alle seine Vorzüge laut ausschreit, fällt ihm selber der letzte Zahn aus dem Munde; doch das tut nichts, er hat trotzdem reißenden Absatz<sup>11)</sup>. Ein anderer rühmt sich, in einem Jahre 1000 Fälle der Wassersucht geheilt zu haben, und macht sich anheischig, jede Krankheit binnen 3 Tagen zu heilen — am vierten Tage wollte er sich nota bene, um Unannehmlichkeiten zu meiden, aus dem Staube, aus der Stadt machen<sup>12)</sup>.

Trotzdem würde jener unlautere Wettbewerb unserm Cordus nicht allzu gefährlich geworden sein; war es doch mehr das niedere Volk, das so Heilung suchte, und er rechnete auf die Gebildeten. Aber da trat ihm in der katholischen Kirche, namentlich in den Bettelmönchen der schlimmste Konkurrent entgegen. Daß dieser und jener Gläubige wähnte, Hilfe in Krankheit bei den vielen Heiligen z. B. dem eben kanonisierten Benno zu finden, wäre noch zu ertragen gewesen. Während Luther wetterte „wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden“, begnügt sich der spöttische Cordus, den heiligen Benno seine eigene Ohnmacht gestehen zu lassen<sup>13)</sup>, einem Nichtbrüchigen z. B. mit den

<sup>10)</sup> VI 3.

<sup>11)</sup> VI 5.

<sup>12)</sup> VI 39.

<sup>13)</sup> VI 45—52



Worten, er könne selber nicht gehen. Aber die Pfaffen, die Mönche zumal, traten selber als Ärzte auf, und da wurden sie ihm gefährlich; denn trotz ihrer vollkommenen Unwissenheit hatten sie das Vertrauen des Volkes. Einer Namens Korag (Rabe also oder Krabe) sucht die Lunge im Bauche, die Leber in der Kehle, hält die Wassersucht für Schwindsucht, kuriert dabei alle Leiden mit ein und demselben Mittel, und trotzdem gilt er für einen zweiten Galen<sup>1)</sup>. Der Pfaffe Gerwin hat die Tücke, den Cordus allen mittel- und hoffnungslosen Kranken zu empfehlen, indes er die zahlungsfähigen, die Herren Patrizier, für sich behält und durch ekle Schmeichelei trotz seiner Unkenntnis der gewöhnlichsten Dinge, der Anfangsgründe der Medizin fesselt<sup>2)</sup>. Die Mönche werden natürlich am meisten von den Weibern aufgesucht, und diese kommen ins Kloster, nicht nur um für ihre kranken Männer zu konsultieren. Eine Frau, die 10 Jahre in kinderloser Ehe gelebt hat, wird guter Hoffnung, nachdem ein Franziskaner zugezogen ist<sup>3)</sup>. Wie die Mönche Kindersegen schufen, scheinen sie auch erfahren gewesen zu sein, Schwangerschaft zu verhüten. Im Paulinerkloster stand ein stattlicher Wachholderbusch (*juniperus abortiva*), von dem Cordus mit bitterem Hohne singt, die Braunschweigerinnen holten sich daher ihren verlorenen Jungfernkranz wieder<sup>4)</sup>. Solchem Wettbewerbe gegenüber war er ja einfach machtlos, er mußte sich mit der Rolle eines lachenden Demokrit begnügen, er klagte den Erfurter Freunden seine Not, er warnt in einer Reihe von Gedichten<sup>5)</sup> alle rechten Mediziner vor Braunschweig, wo das Wissen Galens nichts fruchte, sondern nur hegenhafte Wetteln, betrügerische Juden, fahrende Marktschreier und schweinische Pfaffen (*calvastrique sues*) gefielen. Er wendet sich endlich vorwurfsvoll an den Rat der Stadt, der ihn durch falsche Vorpiegelungen hierher gelockt habe<sup>6)</sup>.

Dabei erwähnt er die Hauptursache seiner Unbeliebtheit als Arzt. Er ist Lutheraner, Anhänger der neuen Lehre, des Evangeliums; deshalb wird er natürlich von der ganzen Alexisei wütend verfolgt. Schon im ersten Jahre hatte ihn Heinrich d. J. gefragt, er sei ja wohl ein Anhänger Luthers, und ein einflussreicher Mann, Dr Wichmann Ludder, hatte schon damals alles aufgeboten, selbst mit Hilfe alter Weiber, ihn als einen Ketzer zu brandmarken, der tödlich die Ungläubigen ums Leben zu bringen suche<sup>7)</sup>. Cordus kam ja hierher, als eben Gottschalk Kruse Braunschweig verlassen mußte und deshalb

seine „Unterrichtung schrieb, warum er aus dem Kloster gewichen“, und er verzog nach Marburg Ostern 1527, also gerade ein Jahr, ehe Bugenhagen berufen ward, die Reformation durchzuführen. So fiel sein hiesiger Aufenthalt gerade in höchst aufgeregte Zeiten, wo Altes und Neues leidenschaftlich aufeinanderplakten, und er war kein Mann, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Rief er auch nicht gerade Streit herbei, so hielt er doch mit seiner Ansicht nicht zurück, und die Pfaffen, welche seine Gefährlichkeit bald erkannten, außerdem durch seine geistvollen Verse gereizt wurden, suchten ihm auf jede Weise zu schaden. Sie klagten ihn an, weil er die vielen katholischen Festtage nicht feiere, sie verfolgten mit ohnmächtiger Wut selbst seine Dohle, die bald „Dieb, Dieb“, bald „Papst ade“, sprach und schlugen das niedliche Tier endlich tot<sup>8)</sup>, sie hezten das Volk gegen ihn auf, daß er kaum ungefährdet durch die Straßen schreiten konnte. Aber Cordus zahlte ihnen voll heim. Sein Witz wird wahrhaftig aristophanisch, wenn er diese Baalpfaffen als dumm, faul und gefräßig, als geil und habgierig darstellen kann. Da erzählt er von einem Geistlichen, der nach langer Zeit einmal wieder predigen mußte und, nachdem er zur Vorbereitung dicke Bücher gewälzt, verzweifelt einen Amtsbruder nach dem Namen von Jesu Vater fragte, oder vom Einsturze und Neubau des gemeinfamen Abortes der Franziskaner oder von dem feisten Pfaffen, der, als er auf der Kanzel gegen Luther wütet, plötzlich durchbricht und nun in unbeschreiblicher Lage hängt, von der Hose des heiligen Franziskus und von der Beschaulichkeit eines würdigen Paters, der die Schönheit des weiblichen Körpers beschaute. Diese Geschichten haben sicher unter den Gebildeten in Stadt und Land reißende Verbreitung gefunden, ebenso wie die Scherze, worin er das unverächtete Lügen der Papisten verhöhnt und sie bezichtigt, daß sie nur ihrer Psründen wegen wider das Evangelium seien, wie jener Pfaffe gegen die Bibel predigt, weil durch das Lesen darin seine Pfarrköchin ihm auffällig geworden sei. Als sich Freund Everlin wundert, daß die Klöster immer das beste Land besäßen, in ihnen aber die ärgste Sittenlosigkeit herrsche, entgegnet ihm Cordus, die Mönche gingen eben nur ihrem Vorteile nach und versuchten dabei die Bevölkerung. Er nennt sie Steine, weil sie das Evangelium nicht hörten, oder noch besser weiche Schwämme, wegen ihres Riesendurstes, und gibt einmal ein launiges Rezept mit einer Spitze gegen die Ruttenträger:

Wurm, du fragst mich nach Mitteln, wodurch du  
rundlicher werdest,  
daß ohne Runzeln die Haut glatt und geschmeidig  
dir sei:

<sup>8)</sup> VII 11 u. 12. Diese reizenden Gedichte bestehen einen Vergleich mit den Passer-Liedern Catulls.

<sup>1)</sup> VII 17.

<sup>2)</sup> VII 10 u. 11.

<sup>3)</sup> VII 8.

<sup>4)</sup> VII 23.

<sup>5)</sup> VII 37 fgg.

<sup>6)</sup> VII 62.

<sup>7)</sup> Brief an Lange, 1. Jahrbuch I S. 106 fg.

Nun ich könnte aus mancherlei Büchern dir Mittel  
verschreiben,  
doch die Erfahrung ist wohl besser, sie heisset dich  
dies:  
Faste und wache und liege bei Nacht auf hölzerner  
Brettsche,  
bet' immerzu und studier' so wie am Tag auch  
des Nachts.  
Wie? du lachst und wähest, ich scherze wie sonst  
mit dir lustig?  
glaub mir, ich spreche im Ernst, was ich beobach-  
tet hab.  
So nur werden die Mönche so dick, so behaglich ge-  
rundet;  
und die Bänche der Schar kennest du selber doch  
auch<sup>1)</sup>.

Aber neben solchen ausgelassenen Tönen weiß  
Cordus auch ernste in Sachen des Glaubensstreites  
anzuschlagen. Ein prächtiges kleines Kunstwerk ist  
das Gespräch, das er mit dem heiligen Christopho-  
rus hat. Die bildende Kunst stellt bekanntlich diesen  
Niesen dar, wie er, das Christkind auf der Schulter,  
mächtig ausschreitet. So begegnet er dem Cordus,  
der ihn fragt, warum er unsere Stadt verlasse. „Weil  
man hier“, so entgegnet der Heilige, „statt des Hei-  
landes den römischen Baal verehrt und den from-  
men Luther verkehrt. Gib auch du diese Säue aus  
der Herde Epikurs auf<sup>2)</sup>.“ Ähnlich fragt Cordus  
die heilige Catharina, warum sie, die Braut des  
Heilandes, in ihrer Kirche am Hagenmarke dessen  
Wort nicht dulde, und traurig antwortet sie darauf:  
Daran bin ich nicht schuld, mich knechten arg die  
Geschornen,

denen nichts heilig ist, bringt es nicht ihnen Gewinn<sup>3)</sup>.  
Dabei war Cordus' reger Geist selbstverständ-  
lich nicht in Braunschweig gebannt, sondern wie  
er schon jene Anekdoten auch zum Teil von außen  
übernahm, so kümmerte er sich auch hier um alles  
Große in Kunst und Wissenschaft, in Staat und  
Kirche. Jubelnd preist er 1525 den Sieg von  
Pavia und rät dem Kaiser, ihn ordentlich nicht nur  
gegen Frankreich, sondern auch gegen Pabst Cle-  
mens, den er gern Demens nennt, dämlich statt  
gnädig, auszunutzen; er beglückwünscht Herzog Hein-  
rich d. J., der seinen Neugeborenen dem siegreichen  
Kaiser zu Ehren Karl Victor genannt hat; er meint,  
jetzt sei es Zeit, auch Karl V. für das Evangelium  
zu gewinnen und verfaßt deshalb hier ein lateini-  
sches Gedicht von 1500 Zeilen, worin er den Kaiser  
auffordert, durch Annahme der neuen Lehre der  
rechte Vater des Vaterlandes zu werden. Dies  
Paränetikon hat ja, trotzdem es die Klarheit einer  
staatsmännischen Abhandlung mit der Wärme einer  
christlichen Dichtung vereinigt, keinen Erfolg gehabt.

Der Idealist Cordus überschätzte die Macht der  
Feder. Wirkamer war eine Antilutheromastix, seine  
Geißel der Lutherseinde, die er hier in zweiter Auf-  
lage erscheinen ließ. Darin fertigt er die Murner,  
Emser, Cochlaeus u. a. gründlich ab. Zu beiden Ge-  
dichten schrieb übrigens Melanchthon ein warmes  
Vorwort. Auch manche seiner Braunschweiger Sinn-  
gedichte beschäftigen sich mit den literarischen Geg-  
nern der Reformation; hübsch sind darunter be-  
sonders die an Erasmus. Dieser wird wegen  
seiner erbärmlichen Schriften wider den sterbenden  
und den toten Gutton gründlich zerzaust, in seiner  
Fehde mit Luther über den freien Willen arg ver-  
höhnt und schließlich belehrt, daß seine Verteidigung  
der alten Kirche nichtig sei; alle Welt erkenne schon,  
daß der römische Bischof der Satan, der Antichrist  
selber sei, der das Christentum nur zu schnödem  
Gewinn und unsauberen Geschäften brauche, die  
Frommen mit Feuer und Schwert verfolge, aber  
doch endlich der feurigen Wahrheit weichen müsse.  
Denn das ist so besonders ergreifend in diesen  
Gedichten: die feste Zuversicht auf den endlichen  
Sieg des Evangeliums verläßt den Dichter nicht.  
Er jammert wohl, daß der Humanismus in diesen  
Kämpfen erliege, daß er selber in der stickigen Luft  
des Aberglaubens verkomme, daß man den Braun-  
schweigern das Evangelium höchstens in der Mumme  
reichen könne, wie Kindern Arznei in Honigwasser,  
aber immer wieder klingt durch jenen Unmut der  
fröhliche Glaube an den Triumph der guten Sache.  
Christus, der alles Schlechte vernichte, werde auch  
Dominikaner und Franziskaner verderben, so daß  
nur das Steinbild eines Mönches dereinst von ihrem  
früheren Dasein dunkle Kunde gebe.

Cordus stand dabei doch auch nicht allein mit  
diesen Ansichten, sondern fand hier manch wackern  
Freund und Gesinnungsgenossen. Außer seinem Er-  
furter Bekannten Bertram v. Damm verkehrte er  
mit Georg Rapp, Heinrich Stappensen († 1566 als  
Dekan von St. Blasien) und mit Levin v. Emhen,  
der, 1526 Ratsyndikus geworden, sich um Einfüh-  
rung der Reformation verdient gemacht hat. Ihm  
hat Cordus noch von Marburg einen herzlichen  
Gruß geschickt. In dieser Kreise wird es trotz dem  
Erste der Zeit oft lustig hergegangen sein, hier wird  
Cordus wohl manchen Spottvers auf stadtbekannte  
Persönlichkeiten zuerst vorgetragen haben, wie auf  
Bäcker Hanne mit seinen großen Händen und klei-  
nen Luffen, auf Frau Luzie, die ihre Hühner mit  
Spude, ihre Schweine mit Rot fütterte u. a. Von der  
Heiterkeit dieser Geselligkeit zeugen zumal die Ge-  
dichte an Siegfried von Deben und Levin von Belt-  
heim. Cordus verherlicht mehrfach das stattliche  
Haus, das sich der gastliche Deben gebaut<sup>4)</sup>, und schlägt  
einen besonders behaglichen Ton dem Herrn v.

<sup>1)</sup> VI 72.

<sup>2)</sup> VI 2.

<sup>3)</sup> VI 88.

<sup>4)</sup> VI 18 fgg.

Veltheim auf Hornburg gegenüber an. Als dieser z. B. den Humanisten um ein Loblied auf seine Schweine bat, sagte Cordus zu, meinte aber, er müßte, um recht anschaulich zu werden, ein solches Rüsseltier wieder und wieder sehen; Veltheim möge ihm also eins schicken<sup>1)</sup>. Beiläufig gesagt möchte dies wohl das einzige Mal sein, daß der vornehm gesinnte, stolze Cordus eine solche Bitte ausspricht.

Er hatte sich so doch allmählich in Braunschweig eingelebt, und da Aussicht vorhanden war, daß die Reformation bald eingeführt werde, würde er ganz gern hier geblieben sein, als ihn unerwartet die Heimat rief. Die Sinngedichte aber, die er hier verfaßt hat, sind uns ein kostbarer Schatz. Denn daraus tritt uns die Vergangenheit gleichsam greifbar entgegen mit einer Fülle kleiner, reizender Züge. Erwähnt mag noch sein der Verkehr mit Buchhändler und Verleger<sup>2)</sup>. Außerdem ist es ein schönes Ruhmesblatt der Geschichte Braunschweigs, daß hier einer der sympathischsten Vertreter des deutschen Humanismus gehaust und seine Werke geschrieben hat, ein Mann, der wie Goethe sagen durfte: Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein, und der einem Zweifler, ob er wohl wirklich zugleich in Kunst und Wissenschaft etwas leisten könne, selbstbewußt zurufen durfte:

Wunderst du dich, daß ich Arzt und Dichter in eins  
bin? bedenke,  
beides verlieh mir Apoll, der ja doch beides be-  
herrscht<sup>3)</sup>.

## Die Fürstenberger Buntmalerei zu Braunschweig im Anfange des 19. Jahrhunderts bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1828.

Von Christian Scherer.

(Schluß.)

Weit bedeutender als Figurenmaler wie alle diese Künstler waren aber August Wiehe und C. Moritz; wenigstens läßt sich das aus der großen Zahl, bezw. aus dem Charakter ihrer in den Rechnungsakten aufgeführten Malereien schließen. Von Wiehe, der ein außerordentlich fleißiger und brauchbarer Maler war und, wie es scheint, ohne direkten Unterricht allein durch eigene, beständige Übung und gute Vorlagen sich herangebildet hatte, rühren viele auf Tassen und Blumenvasen, meist in bunter Farbe, ausgeführte Engelsköpfe, Brustbilder von Christus, Johannes, Magdalena usw., ferner Madonnen sowie andere religiöse und allegorische Darstellungen (Opfer Abrahams, Sieg des Glaubens, die Musik) her, die zum größten Teil in den Jah-

ren 1820—27 entstanden sind. Moritz, der von 1823 bis zur Auflösung der Buntmalerei zuerst unter Elis Leitung als Blumen-, später aber ausschließlich als Figurenmaler mit großem Eifer tätig war, galt dagegen als besonders tüchtig im Porträtsach und zu seinen hervorragendsten Arbeiten dieser Art gehörten u. a. eine Tasse und eine Vase, beide mit dem Bildnisse Herzog Karls, sowie zwei andere Tassen mit dem Porträt des Generals von Bernerwitz bemalt. Leider ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, weder von Wiehe noch von Moritz irgend eine sichere Arbeit nachweisen zu können, so groß auch heute noch die Zahl der Fürstenberger Tassen und anderen Geschirre ist, die mit Motiven und Gegenständen in der Art dieser beiden Künstler bemalt sind.

Was übrigens schon oben von der Prospektmalerei im allgemeinen behauptet wurde, gilt fast in gleicher Weise auch von dieser Gattung der Porzellanmalerei. Ästhetisch und stilistisch betrachtet ist gegen dieses ganze Genre, das an Stelle schmückender und dekorativ wirkender Bilder selbständige, im Charakter mit der Ölmalerei wetteifernde Gemälde setzt, mancherlei einzuwenden und zwar um so mehr, wenn es sich, wie hier zumeist, um Gegenstände religiösen Inhalts handelt, die schon an und für sich als Schmuck von allerlei, dem täglichen Gebrauche dienenden Geräten und Gefäßen so ungeeignet wie nur möglich sind; dagegen ist, wenn man allein die Malerei als solche berücksichtigt, auch hier wieder vieles Schöne und Vortreffliche geschaffen worden, das unbedingt Beachtung verdient. Doch gilt dies weniger von den mannigfachen Kopien religiöser Bilder, die schon wegen der Unzulänglichkeit der Technik nur selten den Originalen nahe kommen und nach Auffassung wie Kolorit in der Regel nur als flauere, süßliche Nachbildungen bezeichnet werden können, sondern vielmehr von den Bildnissen. Gerade in diesem Fache aber besaß die Fürstenberger Buntmalerei jener Zeit wenigstens einen Künstler, der nicht nur als der bedeutendste aus dieser ganzen jüngeren Gruppe, sondern als einer der berühmtesten damaligen Bildnismaler auf Porzellan überhaupt zu gelten hat.

Dieser Künstler war Ludwig Sebbers, der 1804 in Braunschweig geboren und, nachdem er frühzeitig seinen Vater verloren hatte, als Zögling im Waisenhaus aufgewachsen war. Hier hatte der talentvolle Knabe auch seinen ersten Zeichenunterricht erhalten, der dann seit 1818 durch den Zeichenlehrer Fr. Barthel geleitet wurde, wobei die Kosten z. T. von der Porzellaniederlage, z. T. von der Waisenhauskasse bestritten wurden. Durch Barthel empfing er auch seine erste Unterweisung in der Sepiamalerei auf Porzellan. Nachdem Sebbers auf diese Weise sich nicht nur allerlei technische Fertigkeiten angeeignet, sondern auch im Figuren- und

<sup>1)</sup> VII 50—54.

<sup>2)</sup> VI 59 u. VII 42 u. 71.

<sup>3)</sup> V 18.

Landschaftszeichnen, in der Miniaturmalerei, Federzeichnung usw. vervollkommen hatte, wurde er Ostern 1820 als Lehrling bei der Porzellanmalerei angenommen. Als solcher erhielt er bald, um sich seiner weiteren Ausbildung besser widmen zu können, statt der anfänglich stückweisen Bezahlung seiner Arbeiten zunächst eine bestimmte monatliche Unterstützung und von Beginn des Jahres 1823 ab schon den vollen Malerlohn. Bereits ein Jahr zuvor hatte Rammelsberg von ihm berichtet, seine Malereien seien alle mit Beifall aufgenommen; auch habe er auf Scherben Versuche mit bunter Malerei gemacht und als fertiges Stück dieser Art eine Tasse mit dem Bildnis des Evangelisten Johannes bemalt, bei dem das Kolorit meisterhaft, die Zeichnung vollkommen richtig sei. „Dieser kaum 18jährige Künstler wird“, so schließt der Bericht, „der Fürstl. Fabrik in der Folge gewiß viel Ehre machen.“ Inzwischen hatte aber Sebbers ein Gesuch um Beihilfe zu einem Besuch der Akademie der Künste zu München eingereicht mit der Begründung, er wolle hier neben der Geschichtsmalerei auch vor allem die Behandlung der Porzellanfarben gründlich kennen lernen, wozu sich ihm bei der, der Leitung der dortigen Akademie unterstellten königlichen Porzellanmalerei Gelegenheit bieten würde. In dem Bericht über dieses Gesuch, das übrigens abschlägig beschieden wurde, heißt es u. a., es wäre ein wahrer Verlust für die Porzellanmalerei, wenn Sebbers abginge; denn er sei der beste Figurenmaler, besitze ein unverkennbares Talent für die Geschichts- und Bildnismalerei und sei außerdem der einzige, der Porträts auf Porzellan zu malen verstehe. Um ihn zu halten, sollte daher seine Stellung bei der Porzellanmalerei verbessert werden. Sebbers blieb jedoch bei seiner Absicht und siedelte Anfang 1824 nach München über. Während seines 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>jährigen Aufenthaltes daselbst arbeitete er bei der königl. Porzellanmalerei und konnte sich hier so vervollkommen, daß er schon damals mehrere wichtige Aufträge und reichen Verdienst fand. Ende 1826 kehrte er auf Umwegen nach Braunschweig zurück<sup>1)</sup>, wo er bald darauf durch eine Verfügung vom 9. Januar 1827 zum Leiter der Porzellanmalerei und zwar zunächst auf sechs Monate gegen ein Honorar von 400 T. ernannt wurde. Wie er selbst vor Übernahme dieses Amtes eine Reihe von Bedingungen gestellt hatte, darunter auch die, daß es ihm erlaubt sein sollte, die Kunstschätze des Herzogl. Museums für seine Zwecke zu benutzen, so empfing er auch eine genaue Dienstanweisung, aus der nur folgende

Punkte hervorgehoben seien: 1. die bestellten Arbeiten sollten nach Sebbers Angabe ausgeführt werden, wobei er den Maler und die Gegenstände frei wählen dürfe, 2. er habe die Malerlöhne zu bestimmen, 3. er sollte besonders leichtere und wohlfeilere Malereien und Verzierungen erfinden und ausführen lassen; kostbare Sachen, zumal wenn sie nicht bestellt seien, dürften dagegen nur nach Genehmigung der Herzogl. Kammer angefertigt werden, 4. Bestellungen, die besondere Geschicklichkeit und Kunst erforderten, habe Sebbers selbst zu übernehmen. Unter solchen Bedingungen und unterstützt von einem Künstlerpersonal, das aus den Malern Brüning, Ebeling, Wiehe, Eli, Koch, Moriz, Wiedt und Klockenthör, sowie aus den Polierern Peters, Braun, Tractert und Lindenberg bestand, übernahm Sebbers am 19. Februar 1827 die Leitung der Anstalt, deren Hebung und Besserung er in sichere Aussicht gestellt hatte. Das sollte ihm indessen nicht gelingen. Denn wenn man auch an dem guten Willen des Künstlers und seinen eigenen künstlerischen Fähigkeiten nicht zweifeln darf, so steht doch fest, daß er, ohne genügenden Einblick in die Verhältnisse gehabt zu haben und von allzugroßem Selbstvertrauen erfüllt, ein Amt übernahm, für das er sich nach seiner ganzen Individualität nur wenig eignete. Allerdings war Sebbers nach dem übereinstimmenden Urteil aller, die ihn näher kannten, nicht nur ein vorzüglicher Porträtmaler, sondern auch einer der geschicktesten Porzellanmaler, die es damals in Deutschland gab, ein Künstler, dessen Ruf bereits die Grenzen seiner engeren Heimat überschritten und ihm wiederholt auch auswärtige Aufträge, darunter sogar solche für die königliche Familie in Berlin, verschafft hatte. So war er u. a. schon bald nach seinem Amtsantritt dorthin berufen worden, um das Bildnis der Fürstin von Siegnitz, der morganatischen Gemahlin Friedrich Wilhelms III., nach dem Leben auf eine Porzellanvase zu malen, ein Auftrag, der ihm die Bekanntschaft des Prinzen Karl von Preußen und seiner Gemahlin vermittelte und in der Folge einen weiteren ähnlichen Auftrag seitens dieses prinziplichen Paares nach sich zog.

Ferner hatte er ebenfalls auf eine Vase — und zwar diesmal auf eine Fürstenberger — ein Bildnis des Herzogs Bernhard von Weimar malen müssen, das er jedoch bei seinem Weggange von der Fabrik unvollendet zurückließ, so daß der Maler Moriz die Arbeit im März 1829 zu Ende bringen, während Eli die Dekorierung der Vase und der daran befindlichen Wappen ausführen mußte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Auftrag im Zusammenhange mit derjenigen Arbeit des Künstlers stand, die unter allen wohl als seine populärste gelten kann und seinen Namen auch in weiteren Kreisen bis zum heutigen Tage bekannt erhalten hat, nämlich jene Tasse mit dem Bildnis des alten

<sup>1)</sup> Mit ihm zusammen traf der Porzellanmaler F. Berger, ein geborener Braunschweiger, aus München, wo er die Malerakademie besucht hatte, wieder in seiner Vaterstadt ein. Hier war er mehrere Monate bei der Porzellanmalerei unter Sebbers Leitung als Landschaftsmaler beschäftigt, bis er zugleich mit jenem wieder entlassen wurde.

Goethe, die sich jetzt im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar befindet. Es liegt mir fern, zumal es sich weder um ein Fürstenberger Erzeugnis<sup>1)</sup>, noch um ein in Braunschweig entstandenes Werk des Künstlers handelt, hier näher auf letzteres und seine bis heute noch nicht völlig aufgeklärte Geschichte einzugehen. Ich lasse daher auch ununtersucht, ob diese Tasse, wie vermutet wird, etwa im Auftrage Herzog Karls II. von Braunschweig, der ja bekanntlich ein großer Verehrer Goethes war, vom Künstler gemalt, und auf welche Weise sie nach Weimar gekommen ist, um so mehr, als eine aktenmäßige Feststellung des Sachverhalts bis jetzt unmöglich war. Nur das sei hervorgehoben, daß dieses Bild von Sebbers im Juli und August 1826, also offenbar auf seiner Rückreise von München nach Braunschweig<sup>2)</sup>, unmittelbar nach dem Leben — der Dichtergewährte ihm etwa 20 Sitzungen — gemalt wurde und nach den Zeugnissen maßgebender Zeitgenossen, vor allem aber Goethes selbst, für das ähnlichste und beste aus des Dichters letzter Lebensperiode galt. Daß es daneben auch vortrefflich ausgeführt und von wirklichem Kunstwerte war, wird durch dieselben Zeugnisse, besonders durch dasjenige Joh. Heinrich Meyers, des kunstsinigen Freundes Goethes, hinreichend bestätigt, der in einem Brief an diesen vom 16. August 1826 über die Malerei an der Tasse u. a. folgendes schreibt: „Die grau in grau gemalten Ornamente, aus Figuren, Blätterwerk u. a. bestehend, sind geistreich erfunden, wohl gezeichnet, von gutem Geschmack und zierlicher Ausführung“, und ferner über das Bildnis: „Ruhige Haltung im Ganzen, bestimmte Umrisse ohne Härte, Rundung, übereinstimmende Züge, belebter Ausdruck, kräftiger warmer Ton der Fleischtinten und löbliche geschmackvolle Behandlung der Haare, sowie der Gewänder, will ich als preiswürdige Eigenschaft bloß anzudeuten mich begnügen . . .“.

Mit diesen Urteilen, die man übrigens auch heute noch im wesentlichen wird bestehen lassen können, deckt sich völlig das anerkennende Zeugnis, das Goethe selbst dem Künstler damals ausstellte, von dem er u. a. sagte, er habe in ihm einen jungen Mann gefunden, der entschiedene Naturaufgaben mit musterhaftem Fleiß praktisch ausbilde, indem er einen Weg verfolge, worauf man jeden jungen Künstler zu sehen wünsche.

Es mag genügen, einige dieser zeitgenössischen Urteile über Sebbers auszugeweiht hier angeführt zu haben<sup>3)</sup>. Wenn ich hierbei etwas länger verweilte, so geschah dies nicht nur, weil sie in so nahen und

interessanten Beziehungen zu unserem größten Dichter stehen und, sozusagen, künstlerische Bande zwischen ihm und Braunschweig knüpfen, sondern auch, weil sie uns in Ermangelung von erhaltenen Originalarbeiten dieses zu seiner Zeit so angesehenen braunschweigischen Künstlers, über den man selbst in hiesigen Kreisen bisher kaum etwas wußte, wenigstens eine Vorstellung von dem Wesen und der Bedeutung seiner Kunst zu geben vermögen. Denn wenn wir auch durch die Rechnungsakten über die Arbeiten Sebbers an der Buntmalerei während der Jahre 1820 — 23 insofern unterrichtet sind, als wir wenigstens die Darstellungen kennen, mit denen er seine Porzellane bemalte, fehlt uns doch auch hier wieder, von einer einzigen Ausnahme, auf die ich noch zurückkommen werde, abgesehen, so lange jede nähere Anschauung, bis es gelungen sein wird, noch das eine oder andere seiner Werke mit Sicherheit nachzuweisen. Zu diesem Zwecke und um etwaige Nachforschungen in dieser Richtung zu erleichtern, möchte ich auch hier wieder, ähnlich wie es bereits bei Brüning geschah, kurz die hauptsächlichsten Gegenstände seiner Porzellanmalereien anführen. So malte er in den genannten Jahren auf Tassen verschiedener Modelle (Nr. 31. 27. 35. 36. 38.) sowie auf Blumenvasen z. T. bunt, z. T. in braun: Amor und Psyche, Apollo, eine heilige Familie, eine Madonna mit zwei Kindern, Engelsköpfe, die Brustbilder von Johannes und Christus, sowie die Bildnisse der Prinzessin Charlotte von England, des Herzogs Friedrich Wilhelm (braun) und des berühmten Kanzelredners Dräseke. Wenn Sebbers auch verschiedene von diesen Gegenständen mehrfach wiederholte, hat er doch im Ganzen verhältnismäßig nur wenig geschaffen, was sich offenbar daraus erklärt, daß er außer der Porzellanmalerei, die er berufsmäßig ausübte, damals auch die Ölmalerei betrieb<sup>4)</sup> und daneben noch unausgesetzt durch Zeichnen, Kopieren usw. an seiner weiteren Ausbildung beschäftigt war. Daß er schon frühzeitig bisweilen Bildnisse unmittelbar nach der Natur auf Porzellan übertrug, wird uns in den Akten wenigstens durch ein Beispiel aus dem Jahre 1820 ausdrücklich bestätigt; dagegen bediente er sich für seine religiösen Darstellungen, die er fast sämtlich mehrere Male wiederholte, vermutlich derselben Vorlagen, die auch Brüning, Wiehe u. a. benutzten. Und gerade die hierdurch bedingte Ähnlichkeit, bezw. Gleichartigkeit der Motive ist ein weiterer Grund, der die Unterscheidung der Arbeiten dieser verschiedenen Künstler und ihre Verteilung unter sie, besonders dann, wenn nähere Angaben oder Merkmale fehlen, im allgemeinen so sehr erschwert. Es darf daher als ein besonders glücklicher Umstand bezeichnet werden,

<sup>1)</sup> Demmin hielt es für Thüringer Porzellan cf. Guide de l'amateur de fayence et porcelaine II p 1074. Anmerk.

<sup>2)</sup> Vergl. Braunschweig. Magazin 1827 S. 14.

<sup>3)</sup> Vergl. auch den Aufsatz Aug. Klingemanns im Br. Mag. 1827 Sp. 11 ff.

<sup>4)</sup> Das Vaterländische Museum besitzt ein Bildnis Herzog Karls II., das von S. herrühren soll.

daß wir in der Lage sind, wenigstens eine sichere Arbeit dieses hervorragendsten Künstlers an der Firnisl. Buntmalerei nachweisen zu können.

Zu hiesigem Privatbesitz befindet sich nämlich eine Tasse, die mit den beiden Engeln der Sixtinischen Madonna bemalt ist, und zwar so, daß der größere an der Oberkante in goldumrahmtem Viereck, der kleinere in der Mitte der Schale angebracht ist. Beide, dem Original geschickt nachempfundene Engel sind in miniaturartig feiner Sepiamalerei ausgeführt, während die Tasse an den Rändern, dem Henkel, Fuß usw. stark vergoldet und an den übrigen unbemalten Flächen mit goldenen Sternchen übersät ist. Diese Tasse stimmt nun mit einer, nach Angabe der Akten 1821 von Sebbers bemalten Tasse im Modell sowie im Gegenstand und Charakter der Malerei aufs genaueste überein; dazu kommt, daß nach derselben Angabe ihre Golddecoration von Flies herrührte, in dessen Verzierungen wiederum, wie andere beglaubigte Arbeiten dieses Dekorateurs zeigen<sup>1)</sup>, gerade jener Goldsternchendekor eine wichtige Rolle spielte. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß uns in dieser Tasse in der Tat ein sicheres und eigenhändiges Werk Sebbers aus dem Beginn seiner Tätigkeit an der Fürstenberger Buntmalerei erhalten ist, ein Werk, das, obwohl es zu den frühesten Arbeiten des Künstlers überhaupt gehört, doch in der Sicherheit der Zeichnung, der weichen Behandlung der nackten Formen, sowie in der Feinheit der ganzen Ausführung eine geübte und geschickte Hand verrät und die lobende Anerkennung, die seiner Kunst schon damals allgemein gezollt wurde, vollauf verdient.

Denn, um dies nochmals zu betonen, ohne Frage war Sebbers in seinem Fache und für seine Zeit einer der ersten Künstler, der unter andern Umständen der ihm seit 1827 anvertrauten Anstalt gewiß auch von Nutzen geworden wäre. Denn daß er es ehrlich mit ihrer Besserung meinte und auf alle Weise bemüht war, den Geschmack zu veredeln und das künstlerische Niveau der Malerei zu heben, steht außer Zweifel; andererseits aber war er, wie schon gesagt, nach seiner ganzen Künstlerindividualität zur Leitung eines solchen Werkes nicht geeignet, da er von Anfang an die Ziele desselben verkannte und sich über die ihm zur Verfügung stehenden Mittel täuschte. Das Interesse des Werkes, das ja in erster Linie für den Geschmack der mittleren Bürgerklassen, seines Hauptabnehmerkreises, arbeitete, erforderte vor allem Sparfameit und einfach geschmackvolle, aber wohlfeile Waren, zu deren Herstellung kein großes und besonders geschultes Künstlerpersonal nötig war. Sebbers aber hatte sich höhere Ziele gesteckt; ihm kam es weniger darauf an, Gebrauchsware mit den damals beliebten

und am meisten verlangten schlichten Goldverzierungen herzustellen, als vielmehr durch besondere Dekorationsweisen, wie z. B. die Malereien mit bedecktem Grunde (d. h. die sog. Fondmalereien) oder durch allerlei technische Neuerungen, wie er sie bei seinem Berliner Aufenthalt kennen gelernt, oder auch durch kostbare, deshalb aber schwer verkäufliche Sachen dem Publikum immer Neues zu bieten und dessen Sinn auf eine höhere und reinere Kunst zu lenken. An dem Mißerfolge dieser Bestrebungen aber scheiterte er, und so kam es, daß der Künstler, als er sich im August 1827 um Verlängerung seiner interimistischen Anstellung bemühte, abschlägig beschieden und kurz danach, nämlich am 3. September, entlassen wurde<sup>2)</sup>.

Freilich würde es auch einem praktischer und spekulativer veranlagten Manne, als es Sebbers war, unter den obwaltenden Verhältnissen kaum gelungen sein, das Unternehmen, das bereits den Reim des Todes in sich trug, vor dem Untergange zu bewahren oder gar wieder in die Höhe zu bringen. Denn mehr noch als die persönliche Untauglichkeit seines Leiters war es eine Reihe äußerer Umstände, die schon seit langem der Anstalt gefährlich zu werden drohten und schließlich mit Notwendigkeit zur Katastrophe führen mußten. So war es zunächst die von Jahr zu Jahr wachsende Konkurrenz, veranlaßt durch das auswärtige, vor allem durch das Pariser Porzellan, das trotz seiner, allerdings zu geringen Besteuerung fort und fort eingeführt wurde. Zwar suchte man dem vorzubeugen, indem man, wie schon angedeutet wurde, von den gangbarsten Artikeln der angesehensten Fabriken Muster zur Nachbildung anschaffte und die Kupferstichsammlung der Buntmalerei durch die beliebtesten neueren Vorlagen und Zeichnungen vermehrte<sup>3)</sup>. Hand in Hand damit gingen technische Neuerungen und Verbesserungen aller Art, und um diese kennen zu lernen und weitere Erfahrungen zu sammeln, wurden nicht nur der zeitweilige Vorsteher, sondern oft auch befähigte Lehrlinge, die im Zeichnen und Malen z. T. auf Kosten des Werkes unterrichtet waren, nach auswärts, besonders nach Berlin gesandt. Trotz alledem fehlte der erhoffte Gewinn, da man aus Sparfameitsrückichten an den einmal eingeführten, inzwischen aber veralteten

<sup>2)</sup> Durch ein Patent vom 8. 12. 1827 zum Hofmaler ernannt, siedelte er später nach Berlin über, wo er auch gestorben zu sein scheint.

<sup>3)</sup> So befanden sich im Inventar am Ende des Jahres 1828 u. a. 23 illuminierte Handzeichnungen von Braunschweigischen Ansichten und eine ebensolche von Fürstenberg; ferner 63 Kalenderbilder, 35 kleine Kupferstiche, 3 gebundene Hefte mit Zeichnungen zu Porzellanfiguren, 6 Stück Prospekte (Steindrucke), Damms Mythologie der Griechen und Römer in 8°, und endlich Modellkasten, u. a. von auswärtigen Porzellanfabriken, aus Berlin (Helmform), München, Wien, Sebroß usw.

<sup>1)</sup> U. a. ein Lichthütchen im Herzogl. Museum.



Formen und Dekorationsweisen oft allzu lange festhalten mußte und mit den Fortschritten anderer Fabriken nicht Schritt zu halten vermochte. Dazu kam, daß, um die auf mannigfache Weise entstandenen Kosten wieder einigermaßen zu decken, man sich genötigt sah, die Preise verhältnismäßig hoch zu stellen, was dann naturgemäß zur weiteren Folge hatte, daß der Absatz der Waren zu wünschen übrig ließ und, so sehr man sich auch bemühte, das Publikum durch elegante Einrichtung der Verkaufsniederlage und geschmackvolle Aufstellung der Gegenstände anzulocken, doch ein ins Große gehender Verkauf nie zu Stande kam.

Noch viel gefährlicher aber als Alles dies war die sich immer mehr ausbreitende sog. Winkelmalerie, die von Malern, welche in keiner Verbindung mit der staatlichen Anstalt standen, offen und geheim in eignen Ateliers betrieben wurde. Seitdem nämlich die Porzellanfarben, deren Zubereitung früher Fabrikgeheimnis gewesen, ein allgemeiner Handelsartikel geworden waren, hatten sich immer mehr Maler der privaten Porzellanmalerei mit Erfolg zugewandt, da diese billiger und zugleich auch mehr nach dem Geschmacke des großen Publikums arbeiten konnte als die durch allerlei Rücksichten gebundenen herrschaftlichen Manufakturen. So hatten schon am Ende des 18. Jahrhunderts zwei Brüder Beck in Kassel Fürstenberger Porzellan — meist war es Ausschuß, den sie in der Fabrik billig gekauft — bemalt und in den Handel gebracht<sup>1)</sup>, und bald darauf waren dann in rascher Folge auch an andern Orten, wie z. B. in Köln, Rattenstedt usw., vor allem aber in Braunschweig selbst, ähnliche Privatmalereien entstanden, gegen die man im allgemeinen machtlos war, da die Malerei als „freie“ Kunst keiner Steuer unterlag und zudem auch die Dekorierung von Fürstenberger Porzellan in dieser Form durch keine gesetzliche Bestimmung verboten wurde. Privatim konnte dagegen in einzelnen Fällen ein Jeder Strafen verhängen, der die Machtbefugnis besaß. So war z. B. Brünning einmal kurze Zeit (1824) seiner Tätigkeit bei der Fürstl. Buntmalerei enthoben worden, weil er in den Verdacht geraten war, dem entlassenen Maler Becker, der während der Jahre 1824—26 in Braunschweig Winkelmalerie betrieb, Arbeit gegeben zu haben. Aber schon vor Becker (1818) hatte der als unbrauchbar von der Anstalt entlassene Porzellanmaler Schmeißer eine Werkstätte aufgetan, in der er Fürstenberger, sowie französisches und Thüringer Porzellan schlecht, aber wohlfeil bemalte. Es ist ersichtlich, daß die immer größer werdende Zahl dieser

Winkelmaler der staatlichen Anstalt beträchtlichen Schaden zufügen mußte, und es scheint demnach auch vor allem gerade ihre Tätigkeit gewesen zu sein, die der Regierung den Gedanken nahelegte, die Porzellanmalerei nicht mehr auf eigene Kosten zu betreiben, sondern frei zu geben und ganz privater Geschicklichkeit zu überlassen. Dies geschah, nachdem alle Einzelheiten reiflich beraten und festgesetzt waren, durch eine Verfügung vom 27. Aug. 1828, und von diesem Zeitpunkt an hat die Braunschweiger Buntmalerei als selbständiges staatliches Institut zu bestehen aufgehört.

Die Porzellanmalerei und Verkaufsniederlage übernahm nach Gewährung gewisser Vorrechte vom 1. Januar 1829 ab ihr bisheriger Faktor Karl de Marées auf eigne Rechnung; zugleich wurde der aus den Porzellanmalern Ebeling, Wiehe, Eli und Moriz gebildeten Malergesellschaft unter bestimmten Bedingungen gestattet, ebenfalls eine Porzellanmalerei auf gemeinsame Kosten eröffnen, Behrlinge annehmen und ihre Erzeugnisse zum Verkauf ausstellen zu dürfen. Dieses, von Anfang an auf unsicherer Grundlage beruhende Unternehmen war jedoch nur von kurzer Dauer und ging, nachdem Moriz schon vorher ausgetreten war, aus Mangel an Kapital und kaufmännischer Betriebsamkeit nach kaum einjährigem Bestande zu Anfang des Jahres 1830 wieder ein. Von den dadurch hart betroffenen Malern wurde Ebeling pensioniert, während Wiehe eine Stelle als herrschaftlicher Amtsvoigt erhielt und Eli in die Porzellanmalerei des Faktors de Marées eintrat.

So endigte die Herzogl. Buntmalerei; denn diejenigen Maler, die sich noch weiterhin mit der Dekorierung von Fürstenberger Porzellan befaßten, wie z. B. der jüngere Eli mit der großen Schar seiner Schüler und Schülerinnen, ferner Flemming in Wolfenbüttel, Schierholz in Klausthal und andere, deren Arbeiten wir zumeist erst durch die vor zwei Jahren im Herzogl. Museum veranstaltete Ausstellung kennen gelernt haben, haben nie im Dienste der Buntmalerei, so lange sie Eigentum des Staates war, gestanden, sondern sämtlich auf eigne Faust oder für Privatmalereien gearbeitet.

Die durch sie vertretene jüngste Phase der Malerei auf Fürstenberger Porzellan, wie man von jetzt ab wohl richtiger sagt, gedenke ich später noch an anderer Stelle zu behandeln. Hier dagegen kam es mir nur darauf an, die Fürstliche Buntmalerei in den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens bis zu ihrer endgültigen Auflösung und damit zugleich die letzte Periode in der Geschichte der Fürstenberger Manufaktur zu schildern, in der diese noch wirklich künstlerische Leistungen von einer gewissen Eigenart und Selbständigkeit, wenigstens auf dem Gebiete der Malerei, aufzuweisen vermochte.

<sup>1)</sup> Zwei Arbeiten von ihnen, eine Vase mit dem Bildnis König Friedr. Wilhelm II. von Preußen und eine Tasse mit einer Ansicht des Aquäduktes auf Wilhelmshöhe besitzt das Herzogl. Museum.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr. Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

September.

Nr. 9.

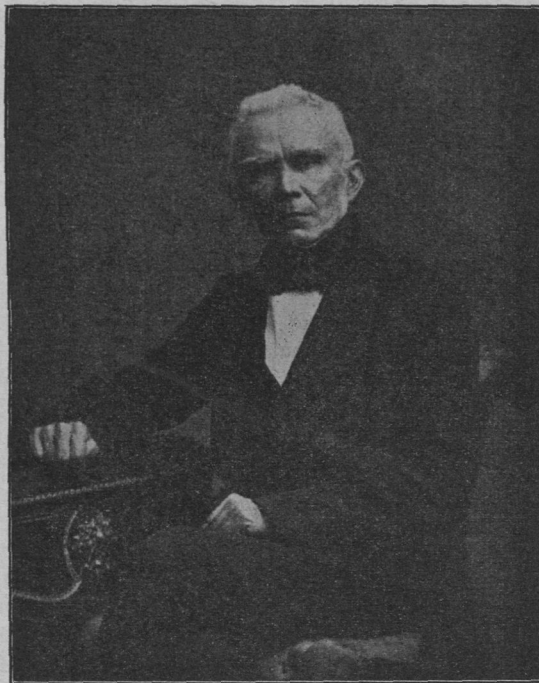
[Nachdruck verboten].

## Ernst Ludwig Theodor Henke<sup>1)</sup>.

Von Johannes Beste.

Am 22. Februar 1904 waren hundert Jahre verflossen, seitdem Ernst Ludwig Theodor Henke in Helmstedt das Licht der Welt erblickte, in demselben Hause an der Böttcherstraße, da 20 Jahre später unser Otto von Heinemann geboren wurde. Still und lautlos, fast unbeachtet, ist dieser Gedenktag vorübergegangen. Der geistvolle Friedensstheologe, welcher nach Lessings Art in der ewigen Jugend des Suchens und Strebens sein ganzes Leben lang mit allen Kräften nach einer tieferen Erkenntnis der Wahrheit gerungen hat, scheint von dem raschlebigen, nach außen gerichteten Geschlechte unserer Tage fast vergessen zu sein. Aber das braunschweigische Land, dem seine berühmte, verdienstvolle Gelehrtenfamilie entsprossen, dem er als Professor am Kollegium Carolinum und als Konfistorialrat in Wolfenbüttel mit seinen reichen gründlich durchforschte, wie Ernst Henke, hat eine Schuld der Dankbarkeit gegen den Mann, dessen Herz bis zum letzten Atemzuge ihm in treuer Liebe ergeben war.

Ernst Henkes Eltern waren der Professor der Kirchengeschichte, Generalsuperintendent der Ge-



Gaben gedient, dessen mild lutherische Geistesrichtung er in seinem kirchengeschichtlichen Meisterwerke über „Georg Calixt und seine Zeit“ verherrlicht hat, das alte Heimatland, dem er zeitlebens eine rührende Anhänglichkeit bewahrte, so daß er noch als Greis fast alljährlich daselbe besuchte, das Land Braunschweig mit seinen stolzen Erinnerungen an die hehre Burg und Pflanzschule evangelischer Glaubensfreiheit und protestantischer Wissenschaft, die in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands zur Zeit der französischen Fremdherrschaft aufgelöste Julia Carolina, deren Gelehrtenge-  
schichte niemand so

<sup>1)</sup> Literatur über Henke: Joh. Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena 1858, S. 37 f. Julius Caesar, Marburger Rektoratsprogramm vom Jahre 1873 S. 48 ff. Cunze, Schüleralbum des vereinigten Helmstedt-Schöningenschen Gymnasiums 1817–1867 S. 5–9, wo auch ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften beigelegt ist. Mangold, ein Gedenkblatt an Henke. Marburg, Elwert 1879. Derselbe in Herzog und Plitt, Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche 2. Aufl. 1879 V, 782–786. Derselbe, Protestantische Kirchenzeitung 1872 Nr. 51 S. 1118. Eggeling, D. E. L. Th. Henke, Protestantische Kirchenzeitung 1887, Nr. 48, S. 1100–1111.

neralbiöcese Schöningen und Vice-Präsident des Konsistoriums zu Wolfenbüttel, Abt von Michaelstein, später von Königsutter, Heinrich Philipp Konrad Henke und Wilhelmine Benedikte Carpzov, eine Tochter des letzten Vertreters lutherischer Orthodoxie auf der Helmstedter Hochschule, Johann Benedikt Carpzovs, Abtes von Königsutter, eines Mannes so fest und knorrig, wie die Eichen in unsern heimatlichen Wäldern, welcher auch dadurch sich als Feind aller Neuerungen bekannte, daß er bis an sein Ende seine Vorlesungen nur in lateinischer Sprache hielt. Da der ältere Henke ein begeisteter Freund der Aufklärung war, stießen die beiden oft heftig aufeinander, so daß eine Verbindung Henkes mit der lieblich erblühten Tochter Carpzovs zunächst sehr unwahrscheinlich erschien. Aber die kluge Abtin Carpzov, welche die Neigung ihres Vaters kannte, stets für die schwächere, unterdrückte Sache Partei zu nehmen, soll diese Schwierigkeiten dadurch überwunden haben, daß sie die Verheiratung ihres Kindes mit dem vernunftgläubigen Henke von vorn herein laut und leidenschaftlich für unmöglich erklärte, worauf ihr Vater richtig die Partei seines theologischen Gegners nahm und zum allgemeinen Erstaunen den Führer einer neuen, seine Richtung ablösenden Entwicklung willig als Schwiegersohn begrüßte. Übrigens waren Schwiegervater und Schwiegersohn nur in der Theologie verschieden, in der Lebensführung dagegen einander sehr ähnlich. Beide waren stille, beschauliche Gelehrtennaturen, die sich mitten in dem Kampf und der Not des Daseins eine lichte Gedankenwelt erbauten, darin sie Ruhe und Frieden fanden für ihre Seele, und dabei doch keineswegs zu derjenigen Gelehrtengruppe gehörten, deren Symbol Schopenhauer in der Perücke sieht, die den Kopf mit fremden Gedanken in Ermangelung der eigenen versorgen; beide vielmehr selbständige, charaktervolle Persönlichkeiten, voll lebendiger Verehrung gegen den Erlöser, wahrhaft fromme, sittlich ehrenfesten Gesinnungsschriften; beide ferner Liebhaber guter Bücher<sup>1)</sup>, Kenner und Freunde der klassischen Literatur, beide erfüllt von einem gewissen edlen Ahnenstolze auf die berühmte Gelehrtenfamilie Carpzov, mit deren Bildern auch Henke sein Studienzimmer schmückte. Mochte daher der alte Carpzov auch zuweilen versichern: „Ich bin mit meinem Schwiegersohn nicht allerdings einverstanden“, tatsächlich waren beide trotz ihrer abweichenden theologischen Anschauungen Freunde bis zum Tode des 83-jährigen Schwiegervaters<sup>2)</sup>.

Der ältere Henke hatte sich als Sohn einer armen Predigerwitwe mit eiserne[m] Fleiße unter zahlreichen Entbehrungen zu einem Manne emporgearbeitet,

der Fülle und Tiefe des Wissens mit gütvoller Weisheit und Reichtum des Herzens vereinte. Viele ausgezeichnete Schüler sind seines Lobes voll. Hofrat Petri erzählt, wie sich Henkes Augen bei seiner Erzählung der letzten Schicksale des Erlösers mit ausbrechenden Tränen füllten und Bischof Dräseke bezeugt: „Henke wußte uns mächtig zu erschüttern; er hat uns in seinen Vorlesungen über den Johannes recht oft die Feder aus der Hand und die Tränen in die Augen diktiert.“ Insbesondere darf der edle Patriotismus, mit welchem er in westfälischer Zeit den Zusammenbruch seines Fürstenhauses betrauerte und für die Erhaltung der Universität, des vierarmigen Leuchters, den Herzog Julius in Helmstedt angezündet, wie ein Löwe kämpfte, niemals vergessen werden.

Unser Ernst Henke hat das Bild dieses ausgezeichneten Vaters, dem er als spätgeborener jüngster Sohn in die Arme gelegt wurde und dessen Gesichtszüge er verjüngt in auffallender Ähnlichkeit an sich trug, nur dunkel und nebelhaft in seiner Erinnerung behalten, da er schon als fünfjähriges Kind an seiner Waise stand. Oft hat er erzählt, daß einst die Studenten ihn, den damals dreijährigen, mit in das Auditorium genommen und auf die unterste der zum Katheder führenden Stufen gesetzt hätten, damit der Vater an dem jungen, fleißigen Zuhörer seine Freude haben möge. Da sei der Vater hereingetreten, habe ihn mit blühenden Augen angesehen, stillschweigend am Kleide gefaßt und mit einem kräftigen Schwung auf den Flur geschleudert, ohne sich weiter um seinen Schrecken und seine Tränen zu bekümmern. Aber es war doch nur Scherz, wenn er dieses Ereignis als ein böses Vorzeichen, gleichsam als Warnungstafel gegenüber der akademischen Lehrtätigkeit hinstellte. Vielmehr war es stets sein brennender Wunsch, das Lebenswerk des Vaters fortzusetzen und seines Ruhmes würdig zu werden. Die Stimme seines toten Vaters redete eine ergreifendere Sprache, als die des lebenden vermocht hätte. Gerade die beiden letzten Lebensjahre desselben, deren Eindrücke Ernst Henke mit aufdauerndem Bewußtsein mit durchlebte, da der Vater über den drohenden Untergang der geliebten Hochschule sich buchstäblich zu Tode gränzte, und trotz seiner schon angegriffenen Gesundheit die weiten Reisen nach Paris und Cassel nicht scheute, um durch seine Vorstellung die Zerstörung abzuwenden, bis er krank an Leib und Seele nach Helmstedt zurückkehrte, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, diese letzten betäubten Tage, da der Tod des schon erwachsenen ältesten Sohnes, welcher seit kurzem als außerordentlicher Professor der Rechte in Helmstedt wirkte, ihm endlich das Herz brach<sup>3)</sup>, umgaben das Bild des Vaters mit dem Verklärungsglänze

<sup>1)</sup> Carpzov besaß über 6000 Bücher, Henke zuletzt 11000 und einige Hundert, die in 47 Repositorien fünf geräumige Zimmer füllten.

<sup>2)</sup> Carpzov starb am 28. April 1803.

<sup>3)</sup> Heinrich Philipp Konrad Henke starb am 2. Mai 1809, noch nicht 57 Jahre alt.

jener aufopfernden Liebe, die sich selbst verzehrt, indem sie anderen leuchtet und ließen ihn als einen Märtyrer der napoleonischen Zeit, als die letzte hochragende Säule des verwüsteten Mäusenitzes im schönen Elm-Atthen erscheinen.

Auch die verwitwete Mutter, die Tochter eines so edlen Stammes, war von der hohen Bedeutung wissenschaftlicher Studien ganz durchdrungen und pflegte von frühest Kindheit an im Herzen ihres Lieblings die Meinung, daß der Besitz von reichem Wissen das wertvollste Erdenglück und das Ringen danach eine heilige Pflicht für ihn sei. Der Hinweis auf den Vater war das wirksamste Erziehungsmittel. Der Mutter zur Seite standen am Sarge des Vaters zwei ausgezeichnete Töchter, die 22 jährige Johanna Sophie Auguste Antoinette, später vermählt mit dem Kreisgerichtsdirektor Bruns in Braunschweig, und die 18 jährige Franziska Elisabeth Karoline Auguste, die nachmalige Gattin des Stadtdirektors Wilhelm Julius Ludwig Bode in Braunschweig. Beide sahen in dem kleinen Bruder die Hoffnung der Familie; beide hatten ein lebendiges Interesse für alles Gute, Wahre und Schöne und suchten dem Leben des Knaben ewigen Gehalt zu geben. Auch zwei tüchtige Lehrer am Helmstedter Pädagogium, welches Ernst Henke besuchte, der feurige Wolff<sup>1)</sup> und der ernste, strenge Bollmann<sup>2)</sup> waren beide begeisterte Schüler und Biographen seines Vaters, und wiesen ihn unermüdet hin auf das hohe Vorbild desselben. So wuchs der Knabe in der einst so berühmten Elmstadt zum Jüngling heran. Auf ihren Gassen hat er als Kind gespielt, die prachtvollen nahe liegenden Wälder durchstreift, in der Aula des alten Zuleuns, dieser Perle deutscher Renaissance mit dem wunderbaren Hauptportal, bei der Einweihung des Gymnasiums am 1. November 1817 Blumenauers „Glaubensbekenntnis eines nach Wahrheit ringenden Katholiken“ hergesagt. Die altersgrauen Befestigungstürme, den rings um die Stadt führenden, mit Linden und Kastanien bepflanzten Wall, die hochragende gotische Stephanskirche und den lieblichen Gesundbrunnen hat er zeitlebens in treuem Gedächtnis bewahrt. Schon auf dem Pädagogium schloß er mit dem Dichter Hoffmann von Fallersleben und Karl Steinhart, dem späteren Rektor von Schulpforta, ein fürs Leben dauerndes Freundschaftsbündnis. Sonst würdigte er nur ganz wenige, wahlverwandte Naturen seines näheren Umgangs. Im Ganzen war er ein stiller Arbeiter, der die leichten Freuden der Jugend überfrang, mit reichem Innenleben und seltenem

Hervortreten nach Außen, ein hohes, edles Ziel im Herzen tragend. So auf dem Gymnasium, das er in den Jahren 1817—1820 unter Wiedeburgs Leitung besuchte; so in den Jahren 1820—1822 auf dem Kollegium Karolinum und später auf der Universität. Immer blieb er ein Einspänner, unberührt nicht nur von der Biegemüchlichkeit, sondern auch von der straffen Zucht des Verbindungslebens, dessen uniformierender Zwang dem ihm angehörigen Unabhängigkeitsfinne widerstrebt. Dieser in stiller Zurückgezogenheit verlebten Jugendzeit mit ihrer vorwiegend weiblichen Erziehung verdankte Ernst Henke die zarte Sinnigkeit seines Denkens und Fühlens, das warme, liebebedürftige Herz und die staunenswerte Gelehrsamkeit, mit welcher er weite Wissensgebiete wie ein König beherrschte. Und doch hat er zuweilen darüber geklagt, daß das Gegengewicht einer strengen männlichen Leitung durch den frühen Tod des Vaters ihm gefehlt habe, daß er in seiner Jugend zu viel Honig und Zucker, zu wenig Pfeffer und Salz genossen habe, daß er durch Zärtlichkeit verwöhnt und niemals so recht eingetaucht sei in den abhärtenden Verkehr mit Andersgesinnten. Infolge dessen hat er eine gewisse Weichheit und Leichtverletzlichkeit, ja selbst eine knabenhafte Schüchternheit im späteren Leben nur schwer überwinden können. Vornehm und zart besaitet, war er gewalttätigen Draufgängern gegenüber stets im Nachteile und zog sich bei fremdartiger Berührung mit der rauhen Wirklichkeit wie eine Sinnpflanze in sich selbst zurück. Niemand kannte gründlicher diese Grenze seines Wesens als Ernst Henke selbst, und er hat sich anfänglich immer wieder das Wort: „Landgraf, werde hart!“ zugerufen. War er doch von Haus aus eine zum Bewundern geneigte Natur, die an Andern zunächst immer nur die Seite sah, auf der sie ihn überragten. Später jedoch, als er aus eigener Erfahrung die Schäden kannte, welche rücksichtslose, starrköpfige Herrennaturen auf kirchlichem Gebiete verursachen, hat er sich durch oberflächliche Machtsprüche nicht mehr imponieren lassen, sondern danach gestrebt, ganz er selbst zu sein, das eigene, von Gott geschenkte Wesen harmonisch auszuwachsen zu lassen. Denn nicht allen Bäumen soll dieselbe Rinde wachsen, gerade die Mannigfaltigkeit ihrer Eigenarten erhöht die Schönheit des Waldes.

Zu Ostern 1822 bezog Henke die Hochschule zu Göttingen zum Studium der Theologie. Man hört aus damaliger Zeit oft bittere Klagen über die Kälte, Steifheit und Unzugänglichkeit, sowie die Langweiligkeit der dortigen Professoren. In der theologischen Fakultät, zu welcher der ältere Bland, Staudlin und Pott, seit 1823 auch der jüngere Bland gehörten, herrschte jene verstandesnüchterne geistige Dürre, welche alle Gestalten des wirklichen Lebens in schattenhafte Gedankenbilder verflüchtigte.

<sup>1)</sup> Wolff starb am 4. April 1844 als Hauptpastor zu Hamburg. Vgl. über ihn Lebensbilder Braunschw. Stadtgeistlicher, Braunschw. Sonntagsblatt 1893 Nr. 50.

<sup>2)</sup> Bollmann starb am 16. August 1848 als Pastor emeritus in Braunschweig. Vgl. über ihn Hille, Gedächtnisbuch der Reformation in Helmstedt S. 115 f.

Aber Henke mit seinem Heißhunger nach Wissen, mit seiner großen Strebbarkeit und dem feinen Verständnis für fremde Eigenart wußte geistige Speise und Spuren des Göttlichen überall zu suchen und zu finden. Der ehrwürdige Nestor der Kirchengeschichte, Gottlieb Jakob Bland, dessen feierliche Zurückhaltung freilich eine warme Herzlichkeit des Verkehrs, nach der Henkes Gemüt dürstete, unmöglich machte, begeisterte ihn für das Fach seines Vaters; Rupertis Predigten förderten sein inneres Leben und der Philosoph Bouterwek wies ihn zuerst auf Jakobis Anschauung hin, die ihm später so teuer wurde. Michaelis 1824 ging's dann nach Jena, wo der Theologe Baumgarten-Crusius und der Philosoph Fries seine Leitsterne waren. Der letztere war auf Grund einer ihm fälschlich zugeschriebenen Mitschuld an den Ausschreitungen der Burschenschaft von seinem Professorenamente suspendiert. Aber nun bildete sich um den gelehrten Mann ein Kreis strebsamer Jünglinge, die mit ihm in lebhaftem wissenschaftlichen Verkehr standen, auch wurde ihm im Jahre 1825 gestattet, in der Form eines Privatissimums in seinem Hause vor diesen vertrauten Anhängern philosophische Vorträge zu halten. Auch Henke gehörte zu seinen Verehrern und suchte hinfort die Fries'sche Erkenntnislehre mit dem christlichen Glauben und der theologischen Wissenschaft zu verbinden. Es ist der Dualismus zwischen Glauben und Wissen, zwischen ahnendem Fühlen und verständigem Denken. Beide sind zwei Gewässer, die nimmer zusammenfluten können. Nur an trüben Tagen, wo der Nebel zwischen Himmel und Erde den Stand der Berge verdeckt, scheinen beide in einander überzugehen. Nur die Unklarheit versucht es, Glauben und Wissen in eine Weltansicht zu verschmelzen. Der Menscheng Geist sieht die Welt mit zwei Augen an. Das Auge des Wissens sieht auf die Erscheinung. Aber hinter dieser in den Raum gebannten und in der Zeit nach den notwendigen Gesetzen von Ursache und Wirkung verlaufenden Welt liegt eine Welt des Geistes, in der die Freiheit und Schönheit herrscht, die uns im sittlich Guten und im ästhetisch Schönen hier schon vor die Augen tritt. Zwischen diesen beiden Weltanschauungen gibt es keine Brücke. Soll die Seele in die Ewigkeit sehen, so muß sich das linke Auge aller seiner Werke entziehen und entschlagen. Wer dagegen die Außenwelt verstehen will, der muß das rechte Auge an seiner Beschauung hindern. Wer das Eine haben will, der muß das Andere fahren lassen, denn es mag niemand zweien Herren dienen. Mit diesen Ausführungen der alten „Deutschen Theologie“, jener Lieblingschrift Luthers, hat unser Landsmann Otto Eggeling den Fries'schen Standpunkt treffend charakterisiert<sup>1)</sup>. Am 4. März

1826 erwarb sich Henke in Jena den Grad eines Doktors der Philosophie und habilitierte sich im folgenden Jahre auf Grund einer Dissertation über die Echtheit des Barnabasbriefes in der dortigen theologischen Fakultät. Aber schon im Jahre 1828 bewog ihn die alte Anhänglichkeit an die braunschweigische Heimat, einen Ruf zum außerordentlichen Professor am Kollegium Carolinum in Braunschweig anzunehmen. Hier hielt er Vorlesungen über theologische Vorbereitungswissenschaften, theologische Enzyklopädie, Kirchengeschichte, Einleitung in das alte und neue Testament, ferner über Logik und Geschichte der Philosophie. Eine Anzahl tüchtiger Schüler, die Theologen Ernesti, Thiele und Hirsche, die Juristen Trieps und Bode, die Philosophen und Philologen Strümpell, Griepenkerl und Volkmar traten mit ihm in lebendige Wechselwirkung und blieben teilweise bis an sein Lebensende mit ihm in freundlichen Beziehungen. Dazu kam der anregende Verkehr mit seinem Schwager Bode, der die Vorliebe für geschichtliche Studien mit ihm teilte, und das Zusammenleben mit der lieben alten Mutter, deren Feierabend durch seine Kindesliebe verschönt wurde. Daneben fand er auch reichliche Muße zu eingehenden Studien über den großen Helmstedter Theologen Georg Calixt, deren erster Ertrag im Jahre 1833 auch unter dem Nebentitel: „Die Universität Helmstedt im XVI. Jahrhundert“ veröffentlicht wurde. Etwa gleichzeitig erschien von ihm auch Calixts Briefwechsel, aus Wolfenbüttler Handschriften herausgegeben.

Für Henkes weitere theologische Entwicklung war die Strömung entscheidend, welche seit den Eindrücken der Freiheitskriege mit immer wachsender Gewalt die Geister ergriffen hatte. Es war mit einem Worte die Romantik, die Rückkehr von der Trockenheit aufgeklärter Denkungsart, vom Hausbathen, langweiligen Philistertum des Nationalismus zur mondbeglänzten Zaubernacht, zur Poesie vergangener Zeiten. Die großen Lichtseiten der Aufklärungsperiode, welche den Juristen die Folter, den Theologen die Hexenprozesse ausgedreht, ein geschichtliches Verständnis der Bibel angebahnt und allen Christen statt des toten Nachsprechens überlieferter Formen die persönliche Verantwortlichkeit in Glaubenssachen im Sinne der Reformation wiederum ans Herz gelegt hatte, wurden vergessen. Gegenüber der platten Vernünftigkeit des Spießertums sehnte man sich allgemein zurück nach den Geheimnissen des Glaubens. Der Herold dieses erwachenden Glaubensfrühlings war Schleiermacher. Er hat die Gesetze des religiösen Lebens untersucht und festgestellt, daß die Religion eine vollkommen normale Funktion des menschlichen Geistes ist, welche man zwar mit seinem Verstande leugnen, aber nie-

vom Standpunkte der ästhetischen Theologie gewürdigt. Braunschweig 1895 S. 28 f.

<sup>1)</sup> Eggeling, jetzt Professor in Weimar, die heilige Schrift



malß völlig los werden kann. Die eigentliche ursprüngliche Provinz der Religion ist das im Lichte der Aufklärung vertrocknete Leben des Gemüthes. Schleiermacher unterscheidet zwischen Religion und Theologie, zwischen Leben und Lehre. Das Dogma verhält sich zur Religion, wie der physikalische Lehrsatz zu den physikalischen Vorgängen. Theologie ist Naturforschung über das religiöse Leben der einzelnen Seele und des Menschengeschlechtes. Dieses religiöse Leben weist zurück auf die Ursache, auf die Wirksamkeit Jesu, und diese Wirksamkeit auf seine Person, die wiederum in den Mittelpunkt des Christentums gestellt wird.

Gerade damals hatte die Blüte der Schleiermacherschen Theologie ihren Höhepunkt erreicht. „Nach Berlin strömte die Elite der theologischen Jugend, um die letzte Weihe der Wissenschaft, um eine Anregung fürs ganze Leben zu empfangen<sup>1)</sup>. Das ist Henkes Bedeutung, daß er der erste wissenschaftlich hervorragende Vertreter dieser neuen lebensvollen Richtung in unserm Lande geworden ist. Wie Henke der Ältere für unsere Landeskirche der Vater des Rationalismus war, so ist Henke der Jüngere für sie der Vater der neuen Vermittelungstheologie geworden, welche die Verbindung des freien wissenschaftlichen Geistes mit der lebendigen Kraft des eigentümlich christlichen auf ihre Fahne schrieb. Man kann sich denken, wie schwer es unserem Henke wurde, alle Fesseln zu durchbrechen und sich aus dem Eise seiner Zeit zu befreien. Mit welcher Pietät hing er an seinem Vater, wie war ihm jedes Wort des teuren Frühverkürzten ein heiliger Schatz! Wie stand der friedfertige Mann sofort bei den Waffen, wenn jemand das Andenken des hoch geliebten Vaters herabsetzen und die Bedeutung des Rationalismus als einer notwendigen Entwicklungsstufe der Theologie und des kirchlichen Lebens leugnen wollte! Dann glich er wohl dem alten Friesenkönig Radbod, der lieber mit seinen Vätern in der Hölle, als mit ihren Verächtern im Himmel leben wollte. Aber stärker noch, als diese kindliche Liebe, war bei ihm der Sinn für die Wahrheit. „Gehe aus deinem Vaterlande, und aus deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will!“ Auf diese göttliche Weisung ist er hinausgezogen aus unserm Herzogtume, das damals eine Domäne des Rationalismus war, mit seiner feinen Empfänglichkeit witternd die Morgenluft einer neuen Zeit, geleitet von dem sicheren Instinkt, daß der Rationalismus im fünften Akte spielte und wesentlich nur noch durch den Einfluß des Kirchenregiments gehalten wurde. Er nahm einen dreimonatlichen Urlaub, dessen Ertheilung bei der ohnedies beabsichtigten Abtrennung der eigentlichen

Fakultätswissenschaften von den Lehrgegenständen der Anstalt keine Schwierigkeiten machte, und bald saß der 29 jährige Mann mit dem Gefühle geistiger Verjüngung in Berlin zu den Füßen Schleiermachers und Neanders, um ihren Geist auf sich wirken zu lassen.

Und jetzt, nachdem er abermals die akademische Luft geatmet, die ihm seit den Helmstedter Kinderjahren so teuer war, erwachte aufs neue die Sehnsucht nach einem wissenschaftlich theologischen Lehramt. Er trat die Rückreise über Jena an, erneuerte die alten Beziehungen und wurde Michaelis 1833 als außerordentlicher Professor dorthin berufen. Um sein Glück voll zu machen, reichte ihm die geistig ebenbürtige Tochter seines geliebten Lehrers, Betty Fries, im folgenden Jahre die Hand fürs Leben, um hinfort alles Schwere mit dem Gatten zu tragen oder noch lieber von ihm fern zu halten und ihm die am 28. Dezember 1833 heimgegangene unvergeßliche Mutter zu ersetzen. Niemals war sie ein Bleigewicht, sondern stets ein Fittich für die freie Bewegung seines Geistes. Aber noch einmal übte das alte Vaterland die alte Anziehungskraft. In Wolfenbüttel war im November 1835 der würdige Abt und Konsistorialrat Lentz gestorben. Man beabsichtigte dort das in weisfällischer Zeit in Riddagshausen aufgehobene Predigerseminar wieder ins Leben zu rufen und suchte zu seiner Leitung einen Mann von umfassender theologischer Bildung, dessen Persönlichkeit zugleich die Kraft und Reinheit hätte, den matten Funken religiös-sittlichen Bewußtseins in andern zur lodernden Flamme zu entzünden. Die fünfjährige glänzende Tätigkeit Henkes am Karolinum war noch in frischer Erinnerung; man wußte, daß er in geistiger und geistlicher Beziehung auf der Höhe der Zeit stand und sah in ihm den rechten Mann zur Ausbildung des theologischen Nachwuchses. So kehrte denn Henke, vor seinem Abgange von Jena von Basel aus durch de Wette mit der theologischen Doktorwürde geschmückt, als 32 jähriger Mann nach Wolfenbüttel zurück, wo er in Gemeinschaft mit dem von ihm theologisch bald stark beeinflussten Abt Bank zu Ostern 1836 das Predigerseminar gründete, dessen erste Kollegiaten sämtlich nur wenig jünger waren, als ihr neu berufener Lehrer.

Was Henke während seiner dreijährigen Tätigkeit in Wolfenbüttel geleistet, darüber haben so manche ältere Theologen, die ihm damals nahe standen, ein deutliches Bild entworfen. Mit sprudelnder Geistesfrische tiefe Glaubensinnigkeit und hervorragende wissenschaftliche Überlegenheit wunderbar vereinernd, verstand er, das Licht des Glaubens an den Erlöser zu entflammen und die Augen für seine Herrlichkeit zu öffnen. Er gab nicht trodene dogmatische Formeln, nicht dürrer philologischen Kleinram, sondern innere persönliche Glaubens-

<sup>1)</sup> Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie 4. Auflage S. 56.



erfahrungen, wirkliche Erlebnisse, die er in lang-jähriger Beschäftigung mit dem Buch der Bücher und der Geschichte der Kirche gemacht hatte. In ergreifenden Gemütsstößen, wie sie seiner weichen Natur zu Gebote standen, legte er Zeugnis ab von seiner sittlichen Lebensgemeinschaft mit dem höchsten Gute. Es war damals die Zeit, da David Strauß mit seinem von den Voraussetzungen der Hegelschen Philosophie getragenen Leben Jesu wie ein starkes Gewitter die evangelische Kirche aus ihrer starren Gleichgültigkeit aufschreckte und dem behaglichen Phäakenleben so mancher Geistlichen ein Ende machte. Das Interesse der Hegelschen Schule war, alles Wesentliche aus dem Begriffen, aus der Entwicklung der Gedankenwelt herzuleiten, daher ihr Kampf gegenüber den großen Persönlichkeiten, die zu gleichgültigen, dienenden Gliedern herabgesetzt wurden. Wie schon früher die Odyssee, die Iliade und die Nibelungen dem dichtenden Volke, nicht einzelnen Dichtern auf die Rechnung geschrieben wurden, so suchte man nun auch die biblischen Persönlichkeiten, insbesondere den christlichen Religionsstifter in einen mythischen Nebel aufzulösen. Demgegenüber stellte sich Henke auf den Boden des wirklichen Lebens. Die Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens der Menschheit ist da. Der Liebesbund der christlichen Kirche ist vorhanden. Von diesen großartigen Wirkungen schließen wir rückwärts auf eine hervorragende Persönlichkeit, deren Eindruck sich in den Evangelien so wundervoll widerspiegelt, wie die Sonne in den mit heiligen Gestalten und Blumen bemalten Kirchenfenstern. Einzelne Widersprüche in der evangelischen Geschichte können deren Glaubwürdigkeit ebensowenig erschüttern, als diejenige der Profanschriftsteller, Livius, Polybius und Tacitus, wenn sie dasselbe Ereignis verschiedenartig darstellen. Der Glaube an Christus, dessen erneuernde Kraft wir in unserm inneren Leben erfahren, ist von der Übereinstimmung der Biographien Jesu so wenig abhängig, als unser Sehen von der Theorie der Physiker über die Natur des Lichtes. Die Sonne ist aufgegangen, mögen's die Gelehrten erklären, wie sie wollen. Die Sucht, alle Rätsel erklären zu wollen, ist eine Krankheit, die uns auch auf religiösem Gebiete zu keinem wahren Genuße kommen läßt. Demgegenüber flüchtet sich Henke nach Fries' Art in die Burg des Geheimnisses, welche schon Lessing für unangreifbar erklärt hatte. Selbst Strauß hat später einmal gesagt: „Nichts Tieferes, weder im Leben, noch Kunst, noch Staat ist ohne Mysterium.“ Mit der Auflösung der hergebrachten Vorstellungen über das Geheimnis sind die diesem zu Grunde liegenden religiösen Tatsachen noch nicht abgetan. Wer alles erklären will, der kehrt das Wunder von Cana um; er verwandelt den feurigen Wein des Neuen Testaments in Wasser. Geheimnisse lassen sich nicht mit

dem Verstande auseinanderlegen. Man muß sie schauen mit dem Auge des Glaubens.

Durch Henkes Vorträge ging den Kandidaten, die sich vielfach gegenüber der Schleiermacherschen Theologie noch im Stande vollkommenster Unschuld befanden, eine neue Welt auf. Sie wirkten wie ein wohlthätiger Regen auf dürres Erdreich. Aber auch praktisch zeigte Henke, daß er nicht nur darüber nachgedacht hatte und darüber reden konnte, was zu einem guten Prediger gehöre, sondern daß er selbst ein guter Prediger war. Dreimal hat er in Wolfenbüttel am Weihnachtsfeste die Kanzel der Hauptkirche bestiegen (1836, 1837 und 1838) und diese 3 Predigten beim Abschiede von Wolfenbüttel im Druck erscheinen lassen.

Hervorragend war Henke auch als Examinator. Ältere Theologen haben versichert, daß es ein Vergnügen gewesen sei, von ihm geprüft zu werden, weil er nicht in ängstlichem Gebundensein an ein vorher fertiggestelltes Konzept, sondern in freier Weise, eingehend auf die Antworten der Kandidaten, überall anklopfend, um eine offene Thür zum Einblick in die eigene Gedankenarbeit der Prüflinge zu finden, und stets mit vollständiger Beherrschung des ganzen weiten Gebietes der theologischen Wissenschaft examiniert habe.

Doch des Lebens ungemischte Freude ward keinem Jüdischen zu teil. Trotz seiner schönen Erfolge mußte Henke die Wahrheit des Wortes von Thomas a Kempis erfahren: „Es ist besser, im Stande der Erniedrigung zu bleiben, als in eine hohe kirchliche Würde zu gelangen“. Henke war ein feinsinniger Gelehrter, ein großer Bücherfreund, ein gründlicher Kenner des Menschengeschlechtes und der einzelnen Seele, aber kein Geschäftsmann. Der äußere Verwaltungsdienst, welcher mit seiner kirchenregimentlichen Stellung verbunden war, machte ihm viel Schmerzen. Er fühlte sich unter dem Altentstaube des grünen Tisches gedrückt und zerknickt und bekam jedesmal einen Schrecken, wenn der Pedell mit der schwarzen Altkarte sich sehen ließ. Zwar hat er alle Arbeiten seines Berufes mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vollzogen, doch nicht ohne zuweilen durch bittere Klagen über das Großnehmen von Kleinigkeiten und steifleinene Pöppigkeit seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Dazu kam, daß seine nachdenkliche, gewissenhafte Natur und auch sein gutes Herz bei allen Dingen die zwei entgegengesetzten Seiten sah und deshalb nicht mit so ungetrübter, kurzentschlossener Schlagfertigkeit, wie etwa Brennus, das Schwert in die Wagschale werfen konnte. So erwachte denn bald das Heimweh nach dem akademischen Leben, welches ihn, wie er später selbst erklärte, blind und ungerecht machte gegen die Vorzüge des gesegneten Wirkungskreises im Vaterlande. Seine Wünsche sollten bald erfüllt werden. Auf einer Reise traf Henke im Postwagen

mit dem Kirchhessischen Kultusminister von Hanstein zusammen. Sobald Henke die ihm noch immer anhaftende Schmerzen überwunden hatte und warm wurde, leuchteten die Augen unter den dunklen Brauen wie Feuerfunken, die beweglichen Züge des weichen Antlitzes nahmen einen durchgeistigten Ausdruck an und von den Lippen sprudelten treffende, von der Grazie eines feinen Humors verklärte Worte, so daß er bei aller Bescheidenheit und Einfachheit den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit machte. Bald kam die Unterhaltung auf Henkes Lieblings-tätigkeit im Predigerseminare. Eine diesem ähnliche homiletische Societät hatte Julius Müller in Marburg begründet. Als dieser bald darauf nach Halle ging, erinnerte sich der Minister seines Wolfenbüttler Reisegefährten, an dessen Wissensfülle, Geistesblitz und Gesinnungsadel er sich erfreut hatte und bewirkte Henkes Berufung zum Professor nach Marburg.

Henke begrüßte damals diesen Ruf wie eine Erlösung. Über viele Braunschweigische Geistliche, namentlich die Kandidaten, die seines Geistes einen Hauch verspürt, beklagten tief den Fortgang dieses über das Alltägliche hinaus und in das Ewige hineinragenden edlen Mannes, welchem der Wandel vor Gott auf der Stirn geschrieben stand. Und auch manche gebildete Nichttheologen namentlich in Wolfenbüttel, die in den Bannkreis seines Geistes getreten waren und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren, haben ihm noch nach Jahrzehnten ein gutes Andenken bewahrt. Ja, für das ganze Land war sein Scheiden ein großer, unersetzlicher Verlust. Seit dem Untergange der Hochschule hatte die Landeskirche ihren theologischen Brennpunkt, die Pflanzstätte theologischer Wissenschaft verloren. Seitdem drohte die Gefahr wissenschaftlicher Rückständigkeit. Nun ging auch der Mann, der wie wenig andere geeignet war, das kirchliche Leben vor einer Auflösung von der theologischen Wissenschaft, ohne die es in kleinlichen Handwerksgeist ausarten und verdorren muß, zu bewahren, und es sind in unserm Lande seitdem sehr wenig Theologen aufgestanden, die an Weite und Tiefe ihrer Bildung mit Ernst Henke hätten verglichen werden können.

Es würde zu weit führen, wenn wir den Verlauf der akademischen Wirksamkeit Henkes in Marburg bis ins Einzelne verfolgen wollten. Hier möge nur gesagt werden, daß er zuerst Homiletik und Liturgik las und die Leitung der homiletischen Societät übernahm, aber auch Kirchen- und Dogmengeschichte zuerst abwechselnd mit Rettberg, seit dessen Tode (1849) Kirchengeschichte allein vortrug, dabei aber jene praktischen Fächer bis ans Ende festhielt. Sowohl seine Vorlesungen über neuere Kirchengeschichte, als auch diejenigen über Liturgik und Homiletik sind nach seinem Ableben von Schülern veröffentlicht. Im Jahre 1843 wurde Henke an Hupfelds

Stelle Ephorus des Seminarium Philippinum, einer Stipendiatenanstalt, nach deren Vorbilde seinerzeit das Tübinger Stift errichtet war. Im Studienjahre 1845/46 bekleidete er in Folge der Wahl seiner Kollegen das Prorektorat; 1846 wurde er zum zweiten, 1848 zum ersten Universitätsbibliothekar ernannt. In jedem Dienstage öffnete er sein Haus zu einem offenen Abend für den wissenschaftlichen Verkehr mit den Studenten. Auch seine Vorlesungen hat er überaus fleißig nach damaliger Marburger Sitte gleichfalls in seiner eigenen Wohnung gehalten. Umfassend war daneben seine literarische Tätigkeit. Sein gelehrtes Hauptwerk, *Georg Caligt und seine Zeit* (2 Bände, Halle 1853—60), erweist ihn als einen gründlichen Kenner des XVII. Jahrhunderts und zeigt insbesondere die liebevolle Anhänglichkeit, welche der Verfasser auch in der Ferne der Juliusuniversität und den altbraunschweigischen Verhältnissen bewahrt hat. Auch die von ihm besonders für Herzogs Realencklopädie gezeichneten alten Helmstedter Professorengealten eines Caselius, Conring, Fabricius, Henke des Älteren, Heßhusius, Hoffmann, Horneus, Mosheim sind wahre Kabinettstücke einer feinen, die Eigenart der verschiedenen Geister verständnisvoll und anschaulich darstellenden Porträtmalerei.

Außerdem hat Henke seinem Lehrer und Schwiegervater Fries ein pietätvolles biographisches Denkmal gesetzt und zahlreiche akademische Gelegenheitsreden, welche er bei festlichen Veranlassungen in der Aula der Universität gehalten hatte, in einem Sammelbande veröffentlicht. In alle diese Schriften hat Henke den Hauch seines innersten Lebens gelegt. Ganz besonders aber tritt seine frische Ursprünglichkeit hervor in den „*Ergebnissen und Gleichnissen*“, einer Sammlung von Gedanken und Bildern, welche aus den seit seinem 20. Jahre angefangenen, bis an sein Lebensende fortgeführten Tagebüchern vom Dr. Dreydorff zusammengestellt sind. Wie Alles bedeutend ist an einem bedeutenden Menschen, so haben auch diese Späne und Schnitzeln eines köstlichen, edlen Holzes einen hohen Wert. Welche Fülle des Geistes und Gemütes geht uns darin auf! Welch' einen Tiefblick gewinnen wir da in sein reiches Innenleben! Henkes Hauptfreude war das Studium des Menschenherzens, insbesondere die Betrachtung origineller, ganz ihren eigenen Weg gehender Kinder Gottes, welche ihm als der wandelnde Beweis des Daseins der Ewigkeit erschienen. „*Der Mensch ist des Menschen tiefstes Studium*“, dieses Wort Goethes war oft auf seinen Lippen und immer in seinem Gemüte. Dieses „*Bilderbuch ohne Bilder*“ eignet sich zur Einklehr in stillen Stunden, da wir über die Geheimnisse des Labyrinths der Menschenbrust ahnungsvoll nachsinnen.

Auch in Marburg ist Henke dem Heimatlande

kein Fremdling geworden, hat vielmehr die Schicksale desselben, insbesondere aber die geistige Entwicklung seiner Braunschweiger Schüler mit liebevoll väterlichem Herzen verfolgt. Ernesti und Thiele sind beide auf seine Veranlassung von der Fakultät zu Marburg mit der theologischen Doktorwürde geschmückt. Seinen Sohn, Wilhelm Henke, sandte er zu Anfang der fünfziger Jahre auf das Kollegium Karolinum zu Braunschweig und gab ihn als Kostgänger in das Thiele'sche Haus. Am heiligen Abend 1855 ließ er dem ehemaligen Schüler in zarter Weise durch seine Gattin das Doktordiplom unter den Christbaum legen. Wilhelm Henke hat sich später als Professor der Anatomie einen Namen gemacht und ist im Jahre 1896 zu Tübingen gestorben<sup>1)</sup>. Auch meinem seligen Vater war Henke ein treuer Gönner und Freund. Sofort nach bestandenen Tentamen erhielt dieser durch Henkes Fürsprache beim Stadtdirektor Bode eine Hilfslehrerstelle an der westlichen Bürgerschule zu Braunschweig und eine provisorische Beschäftigung an der dortigen städtischen Bibliothek. Beiden widmete dann Wilhelm Beste „in tiefster Verehrung und Dankbarkeit“ seine erste selbständige Druckschrift „der Glaube macht selig“, über welche Henke eine wohlwollende Recension im Braunschweigischen Magazin veröffentlichte. Als Henke in den sechziger Jahren im Saale des Altstadtrathauses zu Braunschweig einen Vortrag über Johann Huß und die Synode zu Konstanz hielt, machte sich mein Vater mit Weib und Kindern aus seinem stillen Dorfe auf die umständliche Reise, um den verehrten Mann zu hören. Ich sehe im Geiste die ehrwürdige Gestalt des Redners und die vornehme Versammlung, an der die Mitglieder des Staatsministeriums, die Professoren des Kollegium Karolinum, zahlreiche Geistliche, Offiziere und Gymnasiallehrer teilnahmen. Auch später hat Henke meinen Vater in Braunschweig mehrmals besucht. Weitere theologische Verehrer Henkes in Braunschweig sind der 86 jährige, geistig noch so jugendfrische Kirchenrat Oberhey, ferner Otto Eggeling, 1864—1894 Pastor zu St. Ulrich, jetzt Professor an der Kunstschule zu Weimar, und Adolf Clemen, seit 1871 Pastor zu St. Magni, der seine weitverbreiteten „täglichen Andachten“ dem verklärten Lehrer gewidmet hat. Eggeling erzählt, daß das Henke'sche Haus am Plane, einem Nebenzügel der Bibliothek, mit seinem freundlichen Blick auf die Höhenzüge und grünen Matten des Gieseler Tales als ein Bild von stiller Schönheit umflossen in seiner Erinnerung fortlebe. „Wer es mit gehört, wie Henke im Kreise seiner reichbeanlagten Kinder, vor seiner Frau morgens die ihm so vertrauten Worte Gottes las, der wird es nie vergessen, wie die Stimme des gelehrten Mannes so sanft, so

demütig klang. Man fühlte die tiefe Ehrfurcht vor der gegenwärtigen Majestät des Wortes. Wer es einmal miterlebt, wie Henke sich und sein Haus auf den Genuß des heiligen Abendmahles bereitete, der mußte wohl verstehen, daß die Gemeinschaft mit dem Erlöser sein Leben verklärte. So mir wurde sie begreiflich: Diese mit Heiterkeit getragene, unglaubliche Einfachheit des Mannes und des Hausstandes, diese Aufopferungsfähigkeit, welche die Kleider vom Leibe fortzuschicken im Stande war, dieses ernste, frohe Gedenken an die in die ewige Heimat vorausgegangenen Kinder. So mir wird er uns verständlich, der Mann mit dem schneeweißen Haare, wenn er in des Morgens frühester Stunde sich erhebend, schon vor allem Essen, vor aller Bewegung im Hause rastlos sich den ernstesten Studien hingab, welche seines Lebens Aufgabe waren!“

Als und zu hat Henke dieses gelehrte Stillleben durch interessante Reisen unterbrochen; zweimal ging er nach Italien, zweimal nach Paris, einmal nach London, einmal nach der Schweiz, öfters nach Berlin, z. B. auch im Jahre 1856 zur Versammlung der evangelischen Allianz. Die reichen Eindrücke hohen menschlichen Geisteslebens, die leuchtendsten Schöpfungen der Baumeister, Maler und Bildhauer bewahrte er in reichem Gemüte und wußte von ihnen mit unfehlbarem Gedächtnisse, mit Lebhaftigkeit und Heiterkeit zu erzählen. „Jede Seele, die sich ihm hingab, hat er über die Enge alltäglichen Sorgens hinausgehoben, seine Schüler und Kinder für das Ideal erwärmt“.

In den sechziger Jahren verlieh ihm Herzog Wilhelm das Ritterkreuz des Ordens Heinrich des Löwen, König Wilhelm von Preußen den Kronenorden III. Klasse. „Je mehr Ordenskreuze, desto mehr Ähnlichkeit mit einem Kirchhofs, und desto mehr Annäherung an das dort zu errichtende“. Es nahte der Herbst des Lebens und die Sonne begann zu sinken. Zugleich gingen die schönen Tage der Romantik, der ersten begeisterten Wiedererweckung und Verjüngung des christlichen Glaubens und der evangelischen Theologie zu Ende und das Zeitalter des kirchlichen Realismus trat an ihre Stelle. Das junge, durch die Erfahrung des Jahres 1848 ernüchterte Theologengeschlecht forderte eine Erneuerung der angestammten, geschichtlich gegebenen Kirchengemeinschaft. Alles, was in dieser irdischen Welt segensreich wirken soll, muß neben dem geistigen auch einen leiblichen Charakter tragen. Ohne diese Leiblichkeit führt die Kirche ein Mondscheindasein, gespenstartig, schattenhaft, ohne die rechte Kraft, der Wirklichkeit mit ihren Bedürfnissen zu dienen. Wir bedürfen zur religiösen Erziehung des Volkes einer sichtbaren Kirche, welche wie eine milde geistliche Mutter ihre zerstreuten Kinder sammelt, schützt und trägt und auf der Grundlage des von den Vätern ererbten Bekenntnisses sich erbaut.

<sup>1)</sup> Über Wilhelm Henke vgl. Eggeling, Braunschw. Magazin 1897, Nr. 15.

Wie stellte sich nun Henke zu diesen Bestrebungen? Er war ein Mann von durchaus konservativer Lebensrichtung, der die angestammte Kirche liebte, wie man seine Eltern liebt, wie sie sind, auch mit ihren Schwächen und Gebrechen. Er hielt es für sinnlos, wie Strauß die uralte naturwüchsige Eiche umzuhanen und einen wurzel- und geschichtslosen Freiheitsbaum dafür einrammen zu wollen. Schon um des Zusammenhanges der kirchlichen Entwicklung, insbesondere des evangelisch-kirchlichen Bewußtseins willen mußten die geltenden Symbole fest und in höchsten Ehren gehalten werden. Aber die Verpflichtung auf dieselben geht nur auf die fundamentalen Bestandteile, auf den religiösen Gehalt derselben, nicht auf die theologische Lehraussprägung im Einzelnen. Diese ist mit den wissenschaftlichen Mitteln und für die Begriffswelt ihrer Entstehungszeit geliefert. Jede kommende Generation hat das selbe Recht, in ihrer eigenen Sprache nach Maßgabe ihrer selbst-erworbenen theologischen Erkenntnis diese lehrhafte Gestaltung des ewigen religiösen Gehaltes auszuprägen, darum ist die theologische Forschung in ihrer Bewegung vollständig freizugeben. Der Grundzug in Henkes Wesen war unerwüßliche Gewissenhaftigkeit und unbestechliche Wahrhaftigkeit. Die Erforschung der Wahrheit galt ihm als ein Gottesdienst. Jrgend einen, wenn auch heilsam erscheinenden Irrtum absichtlich hegen erschien ihm als eine Verhärtung gegen den Willen Gottes. So blieb Henke zeitlebens ein Vertreter jenes lebenswürdigen Idealismus, der von innen heraus, durch die Macht der Wahrheit, auf die Menschen wirken wollte. Der Sinn für Körperlichkeit, für feste Ordnungen, für den anstaltlichen Charakter der Kirche trat bei ihm zurück. Er betonte den Gedanken der unsichtbaren Kirche, die überall da vorhanden sei, wo der Sauerreiß des göttlichen Geistes die Welt durchdrungen habe. Andererseits lebe ein Stück unüberwundener Welt auch noch in dem frommen Herzen. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Es besteht nicht in Worten, sondern in der Kraft. Unser Wissen ist Stückwerk, wir schauen hier durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen, den Geist dämpft nicht: das waren die Lieblingsprüche Henkes. Alle Dogmatik war ihm ein Hymnus der dankbaren Liebe und Anbetung. Wir können nur in bildlichen, nicht völlig zutreffenden Ausdrücken von den ewigen Geheimnissen stammeln. Auch die Schrift redet von Gottes Unerforschlichkeit. Darum soll Gott nicht einstimmig, sondern einmütig, in mancherlei Zungen, aber in einer großen Harmonie der Herzen gelobt werden.

Es war das Tragische im Geschick Henkes, daß er, der so viele zu wärmerem religiösen Leben erweckt hatte, seit der Mitte des Jahrhunderts einer Generation sich gegenüber sah, die ihn nicht mehr

verstand, oder doch nicht mehr mit der vollen Unbefangenheit entgegentrat. Auch manche Schüler, denen er geholfen vom alten Rationalismus loszukommen, gingen nun über ihn hinaus. Er hatte oft das Gefühl, als eine Henne junge Enten ausgebrütet zu haben, welche nun die Wasserstraße betraten, für die ihm die Schwimmhäute fehlten.

Auf der Marburger Hochschule fand die Richtung des kirchlichen Realismus in August Wilmar einen kraftvollen Vertreter. Dieser war „ein Mann von vielseitiger Bildung, wohl zu Hause auf dem Gebiete der klassischen und germanischen Philologie, von großen unbestreitbaren Verdiensten in der Literaturgeschichte, ein anregender, fesselnder und nachhaltig wirkender Lehrer“. Als Theologe versuchte er mit der Macht seines eisernen Willens die handgreiflich festen Lehrformen, in denen wir von Alters her die ewigen Schätze tragen, das scharf bestimmte dogmatische System des XVI. und XVII. Jahrhunderts, wie einen rocher de bronze in das wogende Meer der neuen Zeit zu setzen, ohne dabei immer klar zwischen den geheimnisvollen Tatsachen des religiösen Lebens und den menschlich theologischen Zeugnissen und Theorien über dieselben zu unterscheiden, während Henke vor dem Mysterium selbst in demüthiger Anbetung Halt machen, das Wie desselben aber einer niemals fertigen wissenschaftlich theologischen Arbeit überlassen wollte.

So standen sich beide Männer gegenüber, wie Luther und Melancthon, wie Paulus und Johannes. Wilmar eine Herrennatur mit der Losung: Entweder oder, alles oder nichts, gut oder böse, wahr oder unwahr, Licht oder Finsternis, mit leidenschaftlichem, alttestamentlichem Eliazeifer kämpfend für die Wiederherstellung der kirchlichen Autorität; dagegen Henke duldsam und milde, nur fähig mitzulieben und nicht mitzuhassen, selbst gegen die Irrenden nachsichtig wie eine Mutter kranker Kinder, die in der Welt zerstreuten Samenkörner der christlichen Wahrheit gern und willig anerkennend, ja mit Vorliebe aufsuchend, allen dienstbar und gefällig und dafür leicht von manchen geringgeschätzt. Denn die Jugend verlangte in der allgemeinen Haltlosigkeit der Zeit nach festem Verneinen und Bejahen, nach fertigen Urteilen, die man schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen konnte, ihr Führer sollte wie der Weltrichter die Schafe von den Böcken sondern und ihr brauchbare Waffen geben zum kirchlichen Kampfe. So war es kein Wunder, daß Wilmars Wirksamkeit äußerlich die glänzendere war. Aber als Wilmar auf dem Sterbebette lag, da hat er gewünscht, daß Henke ihm die Grabrede halten möge und dieser hat es getan mit Dank gegen Gott für die großen Gaben, welche er der Kirche in August Wilmar gegeben, aber auch mit der ausdrücklichen Hervorhebung, daß Wilmars Art nicht die einzig berechnete in der Kirche sei, sondern daß es noch eine andere Treue gebe in

der Geduld, im Tragen der Schwachen, in der Scheu vor Versuchungen zu Haß und Zwiespalt, im Aufsuchen und Pflege jeder noch übrigen ihn verhüttenden Gemeinschaft, und daß die Kirche groß genug sei, um beide Eigenarten, die streitbare, schonungslos aufrüttelnde, und die friedfertige neben einander zu tragen. So gilt von dem Verhältnisse Wilmars zu Henke, was ein Dichter von Schiller und Goethe singt:

Just wie zwei Meteore  
Erschien das Sängerpaa.  
Der eine im Sturmesbrausen,  
Der andre wie Mondlicht klar;  
Der eine durch Wind und Wetter  
Wild brechend sich die Bahn,  
Der andre still und besonnen  
Durch die Wogen lenkend den Rahn.

Am 27. August 1866 verlor Henke seine treue Gattin. Seitdem fühlte er sich auf Erden nicht mehr recht heimisch. Dennoch war es für ihn, der die Zeit der Fremdherrschaft gesehen hatte, eine innige Freude, die herrlichen deutschen Siege über den Erbfeind mitzuerleben und den Traum seiner Jugend, die Einheit des Vaterlandes, als Greis noch zu schauen. Nun ergriff ihn die Sehnsucht nach einer großen Einigung der evangelischen Kirche, welcher er in seiner letzten Schrift: „Eine deutsche Kirche“ (Marburg 1872) Ausdruck gab. Bald darauf, am 1. Dezember 1872 ist er durch einen Schlaganfall mit seinen raschen Folgen in die Ewigkeit abberufen. Auf dem Kirchhofe zu Marburg, da seinen Mitarbeitern Wilmar und Heppe von ihren Schülern leuchtende Marmordenkmalerrichtet sind, bezeichnet ein einfacher Stein seine letzte Ruhestätte. Er enthält die Worte: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen“. Ein Denkmal dauernder als von Erz hat er sich selbst in seinem Werke über Calixt gesetzt. Dieses Werk wird seinen Namen der Nachwelt erhalten. Doch alle Ehre bei den Menschen ist nichtig und flüchtig. Nur das Leben in Gott macht uns unsterblich. Darum schließen wir unser Lebensbild mit dem Lieblingsworte Henkes: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen.“

## Geschäftsordnung des Ausschusses für Denkmalpflege im Herzogthume Braunschweig.

### Zweck.

#### § 1.

Der Ausschuß für Denkmalpflege ist eine freie Vereinigung zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler im Herzogthume Braunschweig, soweit diese von vorgeschichtlicher, geschichtlicher, kulturgeschichtlicher, kunstgeschichtlicher, naturgeschichtlicher oder landschaftlicher Bedeutung sind.

#### § 2.

Zur Erreichung seines Zweckes will der Ausschuß diese Bedeutung der Denkmäler und ihren Wert für die Förderung der Heimats- und Vaterlandskunde zum allgemeinen Verständnisse bringen und dadurch die Theilnahme an ihrer Erhaltung sowohl bei den Denkmaleigenthümern als auch in den weitesten Kreisen der Bevölkerung beleben. Zur Erfüllung dieser Aufgabe will der Ausschuß die vorhandenen Denkmäler überwachen, erforderlichenfalls örtliche Besichtigungen vornehmen, zu Maßregeln gegen eine drohende Beseitigung oder den Verfall eines Denkmals anregen und zu diesem Zwecke seinen sachkundigen Rat der Regierung, den Landesbehörden, den Gemeinden und jedem Einzelnen unentgeltlich zur Verfügung stellen. Gleichfalls wird er für eine Aufbeahrung wichtiger Fundgegenstände in den öffentlichen Sammlungen sowie für die bildliche Aufnahme und wissenschaftliche Beschreibung eines Denkmals Sorge tragen, falls dessen Erhaltung nicht durchführbar ist.

Auch ist der Ausschuß bereit, mit denjenigen Vereinen des Landes, die wissenschaftliche Bestrebungen auf verwandten Gebieten verfolgen, zum Zwecke der Denkmalpflege zusammen zu wirken.

### Zusammensetzung des Ausschusses.

#### § 3.

Der Ausschuß setzt sich zusammen aus je 3 Vertretern des Architekten- und Ingenieur-, des Geschichts- und des naturwissenschaftlichen Vereins in Braunschweig, sowie solchen Mitgliedern, die noch frei hinzugewählt werden. Eine Zahl wird für diese letzten nicht festgesetzt, doch ist auf alle Fälle darauf zu sehen, daß im Gesamt-Ausschusse folgende staatliche, bezw. städtische Behörden vertreten sind:

Herzogl. Bau-Direktion,  
Herzogl. Technische Hochschule,  
Herzogl. Museum,  
Herzogl. Landes-Hauptarchiv,  
Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler,  
Herzogl. Kammer,  
Herzogl. Konsistorium,  
Städtische Behörden,  
Städtische Bauverwaltung und  
städtische Sammlungen zu Braunschweig.

Es steht dem Ausschusse frei, auch weitere Behörden und geeignete Personen zu seinen Beratungen hinzuzuziehen und Vertrauensmänner zu ernennen, die so viel wie möglich über das ganze Herzogthum verbreitet sein sollen.

Sämmtliche Mitglieder des Ausschusses werden auf 3 Jahre gewählt. Wiederwahl ist gestattet.

### Vorstand.

#### § 4.

Der Ausschuß wählt auf die jedesmalige Dauer von 3 Jahren einen Vorstand, bestehend aus

dem Vorsitzenden,  
dem Schriftführer  
und je einem Stellvertreter.

Der Vorstand besorgt die laufenden Ausschußgeschäfte, beruft die Ausschußsitzungen, stellt deren Tagesordnung auf, vertritt den Ausschuß nach außen und erstattet die Jahresberichte.

Das Geschäftsjahr deckt sich mit dem Kalenderjahre.

Der Vorsitzende leitet die Ausschußsitzungen.

Der Schriftführer führt das Sitzungsprotokoll, das in der nächstfolgenden Sitzung vorzulesen ist und der Genehmigung des Ausschusses bedarf. Er besorgt einstweilen auch die Kassengeschäfte, doch kann der Ausschuß bei eintretender Notwendigkeit den Vorstand durch die Wahl eines Schatzmeisters ergänzen.

### Geschäftsführung des Ausschusses.

#### § 5.

Über die Verwendung der dem Denkmalausschusse zufließenden Geldmittel beschließt der Ausschuß. Die Jahresrechnung ist mit dem Ablaufe eines jeden Geschäftsjahres zum Abschlusse zu bringen und bedarf der Genehmigung des Ausschusses.

#### § 6.

Für die Beurteilung und Bearbeitung besonderer Denkmalfragen kann der Vorstand eine oder mehrere dazu geeignete Ausschußmitglieder oder Vertrauensmänner bestimmen, die diese Fragen für die Ausschußbeschlüsse vorbereiten.

#### § 7.

Der Ausschuß ist beschlußfähig, wenn wenigstens  $\frac{1}{3}$  seiner Mitglieder in der Sitzung anwesend ist. Die Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefaßt; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

#### § 8.

Die Mitglieder des Ausschusses haben bei Reisen zum Zweck der Denkmalspflege Anspruch auf Rückerstattung der baren Reiseauslagen, wenn sie im Auftrage des Vorstandes bestimmte Denkmälerarbeiten zu verrichten haben.

#### § 9.

Bei Auflösung des Ausschusses für Denkmalspflege im Herzogtum Braunschweig verfügt dieser über die Verwendung der etwa vorhandenen Kassenbestände und Sammlungen.

#### § 10.

Eine Änderung der Geschäftsordnung kann auf Vorschlag des Vorstandes nur durch den Gesamtausschuß erfolgen.

### Bücherschau.

Das Buch der Maccabäer in mitteldeutscher Bearbeitung herausgegeben von Carl Sel m. Tübingen 1904. XCII. u. 430 S. 8° (Nicht im Buchhandel).

M. u. d. L.: Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. CCXXXIII. Band.

Die Dichtung hat für uns ein besonderes Interesse. Denn ihr Verfasser ist, wie wir nach der wohlbedachten, gutbegründeten Beweisführung des Herausgebers S. LXXXVII ff. wohl annehmen dürfen, ein Mitglied unseres Fürstenhauses gewesen: Herzog Lüber zu Br. u. Lün., Herzog Albrechts des Großen Sohn, der in den deutschen Orden trat, 1309 Komtur zu Gollup, 1314 zu Christburg wurde und 1331—35 die Hochmeisterwürde des Ordens bekleidete. Nach den Berichten der Chronisten wußten wir zwar, daß er in heimischer Sprache schriftstellerisch tätig gewesen ist (vulgares libros composuit); Nicolaus von Jeroschin erzählt uns auch, daß er die Legende der heiligen Barbara in deutsche Verse gebracht habe. Aber leider ist von diesem Gedichte noch nichts aufgefunden. Um so erfreulicher ist jetzt der Nachweis, nach dem die Verfasserschaft eines sehr umfangreichen Gedichtes (14410 Verse) für Lüber zum mindesten sehr wahrscheinlich gemacht wird. Es ist in der Literatursprache der Deutschordenslande geschrieben, durch den Orden uns überliefert und stammt aus der Zeit, in der Lüber lebte. Der Verfasser war kein Pfaffe, scheint sich aber auch nicht zu den Laien schlechtweg gerechnet zu haben, was für einen Ordensritter sehr begreiflich ist. Es kommen die Beziehungen der Dichtung zu anderen hinzu, insbesondere zum „Daniel“, der auf Wunschlübers gedichtet wurde. Vor allem aber das braunschweigische Wappen, „zwei nach links [heraldisch: rechts?] schreitende goldene Löwen im roten Schilde“, das in unsere spätere Handschrift jedenfalls aus der Vorlage, wahrscheinlich aus dem Original gelangt ist. Und dieses Wappen steht nicht im Anfange des Gedichtes, wo es als eine Widmung oder eine Andeutung auf den Veranlasser der Arbeit aufgefaßt werden könnte, sondern zu Beginn der eigenen Vorrede des Dichters, wo persönliche Beziehungen zu ihm am nächsten liegen. Das die Hauptpunkte der Darlegungen Helms für seine sehr vorsichtig aufgestellte Behauptung. Außerdem hat er seiner kritischen Ausgabe des dichterisch nicht gerade anziehenden Werkes Mitteilungen über die Handschrift, die Metrik und Sprache, die Quellen und deren Behandlung, die Darstellungsweise des Dichters u. a. vorangestellt, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Wir wollten hier nur kurz darauf hinweisen, daß wir in diesem Gedichte die erste von einem Braunschweigischen Herzoge verfaßte literarische Arbeit zu erblicken haben.

Joachim Brandis' des Jüngern Diarium ergänzt aus Tilo Brandis' Annalen. 1528—1609. Herausgegeben von M. Buh lers. Hildesheim, Gebr. Berstenberg 1902. XIII und 630 S. 8°. M.

An das Diarium von Henning Brandis, das von Ludwig Hänfelmann 1896 herausgegeben und in



diesen Blättern 1897 S. 46 ff. besprochen ist, schließt sich das vorstehende Werk in durchaus würdiger Weise an. Es setzt ein, wo jenes aufhört. Drei Mitglieder eines Geschlechts sehen wir so nach einander für die geschichtliche Überlieferung ihrer Heimatstadt erfolgreich tätig, den einen die Arbeit des anderen fortsetzend und so vereint ein Werk schaffend, das einen Zeitraum von nicht weniger als 139 Jahren umfaßt, und um das andere Städte Hildesheim mit Recht beneiden können. Tilo Brandis, geb. 1. Febr. 1511, war ein Sohn jenes Henning; er studierte in Leipzig, kam in den Rat von Hildesheim und ist von 1545 ab häufig Bürgermeister der Stadt gewesen bis zu seinem Tode, der am 29. August 1566 an der Pest erfolgte. Er verfaßte Annalen, die von 1528 bis 1565 reichen. Diese schrieb sein Neffe, Joachim d. J., Joachims des Ältern Sohn, Wort für Wort ab und verarbeitete sie, wie auch z. T. die Aufzeichnungen seines Großvaters, in dem ersten Bande seines Diariums, in dessen folgenden Bänden er das Werk fortsetzte. Anfangs wohl nach Erzählung seines Vaters, von 1573 ab aber wohl mehr und mehr nach eigener Wissenschaft. Am 27. Oktober 1553 in Hildesheim geboren war er damals 20 Jahre alt. Er war auf der Universität Erfurt gewesen, hatte die Studien aber aufgegeben und Wollhandel und Wandschnitt getrieben; auch er kam in den Rat und wurde 1592 als Nachfolger seines Vaters zum Bürgermeister gewählt. Bis zum J. 1603 hat er diese Würde bekleidet, am 13. Jan. 1615 ist er gestorben. Wie der alte Henning, so waren auch sein Sohn und sein Enkel durch ihre Lebensstellung und die vielen Beziehungen ihrer angesehenen und reichen Familie vollauf in der Lage, aus bester Quelle für ihre Aufzeichnungen zu schöpfen. Sie machten diese bald nach den Ereignissen und waren, wenn sie auch an geistiger Bedeutung dem Großvater nachstanden, gebildete und gewissenhafte Männer, denen ein frisches Erzählertalent zu Gebote stand. So ist ihr Werk denn eine wichtige Geschichtsquelle zunächst für die Stadt Hildesheim geworden. Aber seine Bedeutung reicht weiter. Bei den engen Beziehungen, die zwischen dieser und den anderen Sachsenstädten, zumal Braunschweig, bestanden, ist das Buch auch für diese von hoher Wichtigkeit. Für das Innenleben der Stadt, für alles, was sich in und vor ihren Mauern abspielte, erhalten wir in anschaulichster Weise die mannigfachste Belehrung; die Chronik ist ein klares Spiegelbild der Zeit, und es gelten auch von ihr im Wesentlichen alle die Vorzüge, die schon bei Hennings Werke hervorgehoben wurden. Auch in sprachlicher Hinsicht ist sie von Interesse. Sie zeigt nicht mehr das gute Niederdeutsch, in dem uns Hänfelmann Hennings Diarium vorführte. Das war be-

sonders in literarischen Kreisen in allmählichem Schwinden, und so bieten denn auch diese zu verschiedenen Zeiten entstandenen Fortsetzungen eines Werkes „ein klassisches, wenigleich wenig erbauliches Bild fortschreitender sprachlicher Verwilderung in dem Zeitraume von 81 Jahren.“ Der Herausgeber hat wohl daran getan, hier in keiner Weise gewaltsam bessern zu wollen; er hätte sonst nur ein gerade in dieser Form charakteristisches Sprachdenkmal verderben können; nur in der Orthographie ließ er eine verständige Vereinfachung eintreten. Auch sonst hat er in jeder Beziehung durch seine Arbeit unseren Dank erworben. Besonders dadurch, daß er sich nicht damit begnügt hat, Joachims dürftigen Auszug aus Tilo's Annalen wiederzugeben, sondern diese selbst an betreffender Stelle einsetzte. Um hierdurch den Umfang des Bandes nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, suchte er andererseits zu kürzen, indem er unwichtigere und in ferneren Gegenden sich abspielende Ereignisse registerartig nur kurz andeutete. Aus demselben Grunde hat er auch das Glossar auf Mitteilung des für den Forscher wichtigsten Materials beschränkt. In der ganzen Einrichtung des Drucks u. ist B. seinem bewährten Vorbilde, L. Hänfelmann, gefolgt; sie verdient, wie auch die Ausstattung des Buches, volles Lob.

**Evangelisch-lutherische Wochenblätter.** Nr. 39, 41 u. 42. A. Fricke, Wünsche und Vorschläge hinsichtlich des Konfirmandenunterrichts. — 40 u. 41. Einige Läden in der Vorbildung der Geistlichen. — 41. Einführung des neuen Gesangbuchs. — 43—48 u. 50. Der theologische Kursus. — 46 u. 47. Aussicht über die Volksschulen. — 49. Eißfeldt, Prof. Dr. Witten f. — 51. Die neue Kirche in Harzburg. — 1904. — Nr. 3 u. 4. H. E. D. Lohmann, Theologischer Kursus. — 8. Fünfter Jahresbericht des luther. Gottesdienstes im Herzogt. Braunschw. für d. J. 1903. — 9 u. 10. H. E. D. Lohmann, Prof. R. Seebergs Theologie. — 12, 13 u. 16. Reliktenversorgung. — 15. Die Landespfarrwitwen-Versorgungsanstalt, eine Relikten oder eine Emeritenversorgung? — 24. und 29. Förderung und Bewahrung der konfirmierten Jugend. — 29. Eißfeldt, Jahresbericht der evang.-luther. Vereinigung 1903/4. — 30 u. 31. W. Kellner, Ein Rückblick auf die Entwicklung des Missionswesens in unserem Lande. — 30—32. Hinkel, Die kirchliche Erziehung im Konfirmanden-Unterricht. — 38. Außerordentliche Versammlung d. Braunschw. Missionskonferenz in Gandersheim am 29. u. 30. August. — 38 u. 39. Ueber die Gründung unseres Landes-Missionsvereins.

**Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege.** Nr. 9 u. 10. R. Blasius, Bericht über den XIV. internationalen Kongreß zu Madrid. — 11. R. Blasius, Carl Hampe f. Nachruf. — 12. D. Behrens, Kampf gegen den Alkoholismus durch die Krankenkassen. — 1904. Nr. 1 u. 2. Hampe, Die Alkoholfrage nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. — 3. Otto Behrens, Die Gefahren des Alkoholismus für unsere heutigen Gewerbebetriebe u. der Kampf gegen denselben durch die Arbeitgeber und Krankenkassen. — 4. F. Henking, Einiges über den letzten internat. Kongreß für Hygiene zu Brüssel.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Oktober.

Nr. 10.

[Nachdruck verboten].

## Aus den letzten Tagen des Stiftes Gandersheim<sup>1)</sup>.

Von Paul Zimmermann.

Unter den Städten des Herzogtums Braunschweig hat in der Zeit des Westfälischen Königsreichs keine einen so großen und so nachhaltigen Verlust erlitten, wie Helmstedt und Gandersheim. Denn beide Städte blühten während der Fremdherrschaft die Stiftung ein, die ihnen viele Jahrhunderte hindurch Charakter und Bedeutung verliehen hatte. Die Universität zu Helmstedt, die altberühmte Julia Carolina, deren Vorläufer das Paedagogium illustre einst hier in Gandersheims Mauern begründet worden war, wurde durch ein Machtgebot König Jérômes von Westfalen d. d. Paris den 10. Dezember 1809 aufgehoben und beschloß am 14. März 1810 ihre für die deutsche Wissenschaft und das geistige Leben unseres Herzogtums so bedeutsame Wirksamkeit. Der belebte Rufensitz von ehemals sank seitdem zur stillen Landstadt herab. Etwa um dieselbe Zeit verlor Gandersheim auf Befehl desselben Gewalthabers sein freiweltliches Stift und damit einen großen Teil der Lebensbedingungen, unter denen sich der Ort entwickelt, das eigenartige Gepräge, das er bis dahin gehabt hatte. Auch er wurde eine gewöhnliche Landstadt, wie die andern rings in der Runde.

Ein so einschneidendes Ereignis in der Geschichte einer Stadt verdient gewiß nähere Betrachtung. Nicht minder der Untergang einer durch Alter und Geschichte so ehrwürdigen Stiftung. Unwillkürlich lenkt das den Blick zurück in die Vergangenheit, legt es uns die Frage vor: wie war das, was hier zu Grunde ging? wie kam es, daß es nach so langem Bestande gerade in dieser Zeit den Untergang fand? Solche Erwägungen führen uns mitten hin-

<sup>1)</sup> Vortrag gehalten auf der 3. Wanderversammlung des Geschichtsvereins am 20. August 1904 zu Gandersheim, hier an einigen Stellen erweitert.

ein in das stark erregte geistige und politische Leben, das um die Wende des 19. Jahrhunderts hier wie anderwärts im bunten Wechsel sich abspielte. Sie stellen uns vor Augen ganz besonders die Gestalt einer liebenswürdigen Fürstin, die des Lebens Freud und Leid reichlich erfuhr, mit der letzten Geschichte des Stifts Gandersheim aber für immer auf das engste verwachsen ist. Die Anmut ihrer äußern Erscheinung haben wir vor Kurzem in der Bildergalerie des Kaisersaales zu betrachten und zu bewundern Gelegenheit gehabt. Möchte dieser Anblick nicht nur bei den Herren, sondern auch bei den Damen ein kleines Interesse für sie erregt, ja womöglich den Wunsch erweckt haben, etwas mehr über sie zu erfahren; dann würde ich für meine Mitteilungen einer weiteren Rechtfertigung nicht mehr bedürfen.

Allerdings hatte das Stift Gandersheim im Laufe der Jahrhunderte von seinem ursprünglichen Glanze und Ansehen unendlich viel verloren. Einst war es eine der stolzesten und mächtigsten geistlichen Gründungen des Sachsenlandes gewesen. War es doch kein geringerer als der Ahnherr des sächsischen Königs Hauses, Graf Rudolf, Herzog zu Sachsen, der den Grundstein zu der Stiftung gelegt, seine letzte Ruhestätte in ihr gefunden hatte. Drei Töchter von ihm, Hathumod, Verberg und Christine, haben nach einander als erste Äbtissinnen vom J. 852—919 das Stift verwaltet. Es war eine Enkelin König Heinrich I., eine Tochter Heinrichs von Baiern, wieder eine Verberg, unter der Gandersheim 954—1001 seine eigentliche Blütezeit erlebte. Man braucht nur den Namen Roswitha zu nennen, um darauf hinzuweisen, was für eine Stätte Kunst und Wissenschaft damals hier besaßen. Wie sehr das Ludolfingische Haus Gandersheim als sein Familienkloster betrachtete, erkennt man aus den reichen Zuwendungen, die die sächsischen Könige ihm an Gütern und Rechten machten, aus der Niederlegung wichtiger Dokumente, die auf die Geschichte der Familie sich bezogen. Hat doch auch König Otto II den Ort

für würdig gehalten, den Ehevertrag mit seiner Gemahlin Theophanu hier zu verwahren, die kunstvollste und kostbarste Urkunde, die das ganze Mittelalter uns hinterlassen. Zwei Töchter Ottos II, Sophie und Adelheid, haben dann wieder fast ein halbes Jahrhundert (1002—45) hindurch dem Stifte vorgestanden.

Auf dieser Höhe des Einflusses und der Bedeutung vermochte das Stift auf die Länge sich nicht zu halten. Mit dem Hinsterben des sächsischen Königshauses lockerten sich die Beziehungen zum Reiche, wenn sie auch äußerlich fast bis zuletzt aufrecht erhalten wurden. Als aber die Territorialgewalt der Fürsten erstarkte, als diese alles politische Sonderleben in ihrem Gebiete sich zu unterwerfen, ein einheitliches Ganzes sich zu schaffen trachteten, da wurden auch die Rechte und Befugnisse der alten Stifter, so weit es anging, beschränkt und beschnitten. So hat es auch Jahrhunderte lang zwischen dem Stifte Gandersheim und den Braunschweigischen Herzögen, die es unter ihre landesherrliche Gewalt zu bringen suchten, an mancherlei Streit und Zwist nicht gefehlt. Mit Eifer wachen die Äbtissinnen, wie das Kapitel, über die Aufrechterhaltung ihrer alten Freiheiten. Streng sehen sie darauf, daß sie als „Kaiserliches freiweltliches Stift“ tituliert werden, und sie legen entschiedenen Protest dagegen ein, wenn die Herzöge mit wohl berechneter Nachlässigkeit nur von einem „Fürstlichen Stifte“ sprechen. Den Aufforderungen zu den Zusammenkünften der Landstände zu erscheinen, leisten sie ebenso wenig, wie die nach Reichsfreiheit ringende Stadt Braunschweig, Folge. Sie legen vielmehr Gewicht darauf, nicht hier, sondern auf den Reichsversammlungen sich vertreten zu lassen. Auch hier gelang es ihnen nicht, ihre Ansprüche völlig zur Geltung zu bringen. Obwohl die Äbtissin vor dem Jahre 1582 auf den Reichstagen sogar Virilstimme gehabt hatte, so wurde ihr später sogar die Teilnahme an der 1653 wieder eingesetzten rheinischen Prälatenbank unausgesetzt bestritten. Trotzdem wurde dem Gandersheimer Vertreter, dessen Vollmacht ad acta imperii gelegt wurde, ein Exemplar von allen zur Diktatur gebrachten Schriften zugestellt, und es hat bei diesen etwas unklaren Rechtsverhältnissen tatsächlich eine Vertretung Gandersheims auf den Reichstagen bis zum Jahre 1802 stattgefunden.

Das Verhältnis zwischen der Landesherrschaft und dem Reichsstifte war nicht immer das gleiche. Wesentlich friedfertiger gestaltete es sich, wenn an die Spitze der Abtei eine Tochter des Hauses Braunschweig trat. Da machte sich der Einfluß des regierenden Vaters oder Bruders unwillkürlich geltend, und die Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten kam so wie von selbst in die landesherrlichen Hände. Man merkte, daß es zumeist nur leere Etikettenfragen waren, um die man sich so heftig

erhitzt hatte, daß die beiderseitigen Interessen im Grunde gar nicht so weit auseinander gingen. Das Herzogliche Haus, das im 18. Jahrhundert an reichem Geseßen keinen Mangel litt, sah nur einen Vorteil darin, wenn eine der vielen Fürstentöchter durch ihre Wahl zur Äbtissin von Gandersheim, die immer mehr als ein festes Anrecht des Fürstlichen Hauses sich ausbildete, in einer angesehenen Stellung eine gute Versorgung erhielt. Das Stift aber erkannte, daß eine wohlwollende Förderung von Seiten der Landesherrschaft ihre gute Seite hatte, und daß man mehr in Frieden als in Unfrieden erreichen konnte.

Von den Herzögen Heinrich d. J. und Julius haben je zwei Töchter den Äbtissinnenstuhl zu Gandersheim inne gehabt, die Herzoginnen Marie und Clara, Elisabeth und Dorothee Auguste. Ihnen folgte nach längerem Zwischenraume Anton Ulrichs Tochter Henriette Christine, und als diese es für geraten hielt, auf ihre Würde, die sie etwas preisgegeben hatte, zu verzichten, eine geistesverwandte Enkelin des Herzogs, die Meiningensche Prinzessin Elisabeth Ernestine Antoinette, von deren verdienstvollem Wirken wir soeben bereits gehört haben. Schon unter ihrer Regierung, die, von dem Bestreben geleitet, die Rechte und den Besitz des Stiftes in klare Ordnung zu bringen, natürlich nicht immer einen kleinen Anstoß mit den die Landesherrschaft vertretenden Beamten vermeiden konnte, schien es Abtei und Kapitel doch bald wohlgetan, wieder in ein besseres Verhältnis zum fürstlichen Hause zu kommen. Als daher Herzog Karl I. 1748 bei Aufnahme seiner Schwester Therese Natalie in das Stift um Nachlaß der für eine Kanonissin sonst üblichen Zahlung von 2000 Reichstalern an Statutengeldern forderte, hielt man hier diesen Wunsch zwar nicht für gerechtfertigt, aber man zeigte sich doch geneigt, unter gewissen Bedingungen darauf einzugehen, weil, wie es in dem Beschlusse hieß, „dem gesambten Stifte höchst daran gelegen, daß der gefasste unverschuldete Wiederwille des Herrn Herzogs Durchlaucht gegen dem Stifte gemindert, und das vorigte gute Vernehmen zwischen dem J. Hause Braunschweig und der gefürsteten Abtey Gandersheim wieder hergestellt werde“, die vorliegende Frage aber dazu vielleicht Gelegenheit geben könne. Die Nachgiebigkeit, die hierin Abtei und Kapitel bewiesen, hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die gerissenen oder gelockerten Fäden wieder anzuknüpfen. Noch enger aber zogen sie sich, als dieselbe Schwester des Fürsten, Therese Natalie, 1767 Äbtissin wurde, wenn auch vor ihrer Inthronisation noch mancherlei Verhandlungen zwischen dem Stifte und dem Herzoge stattfanden. Diese blieben auch nicht ganz aus, als nach ihrem Tode 1775 ihre Nichte, die Tochter Karls, Auguste Dorothee, ihre Nachfolgerin wurde. Gerade diese Fürstin aber ist es,

für die ich besonders Ihr Interesse heute für einige Augenblicke in Anspruch nehmen möchte.

Die Herzogin Auguste Dorothee wurde zu Wolfenbüttel am Abend des 2. Oktober 1749 geboren und Tags darauf von dem Oberhofprediger Dreißigmarck getauft. Von den 13 Kindern, die dem Herzoge Karl seine Gemahlin Philippine Charlotte geb. Prinzessin v. Preußen, eine Schwester Friedrichs des Großen, geschenkt hat, war sie das vorletzte; nur ein Bruder, der edle Herzog Leopold, war später geboren. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung und hat, was bei einer Schwester Karl Wilh. Ferdinands und der Herzogin Anna Amalie von Weimar nicht zu verwundern ist, den Sinn für höhere Interessen, die Liebe zu der Kunst und den schönen Wissenschaften sich zeitlebens bewahrt. Noch in ihrem Alter schreibt sie, sie danke es jeden Tag ihren Lehrern, welche sie angehalten haben, sich mit sich selbst beschäftigen zu können. Als ihr die Leiden genommen, weiß sie sich an den Todten schadlos zu halten, in der Beschäftigung mit den guten Schriftstellern der neueren Zeit Trost und Unterhaltung zu finden. Sie war von kleiner Figur und schwächlicher Gesundheit, aber äußerst regen und munteren Geistes. Ihr großes Auge und ihr feines Profil erinnerten an ihren Oheim Friedrich den Großen, dessen Liebling sie gewesen. Auch mit ihrer Schwester Anna Amalie soll sie eine außerordentliche Ähnlichkeit gehabt haben. Als sie dem Herrn von Strombeck ihr Bildnis übersandte, schreibt sie selbst launig, „sie schicke ihm ein klein Gemälde vorstellend eine kleine Person 5 Schuh hoch, eine lange Nase, Mund in die Quere und mit einem deutschen guten Herzen.“

Die Prinzessin stand in ihrem 18. Lebensjahre, als ihre Tante Therese Natalie am 4. Juni 1767 zur Äbtissin von Gandersheim erwählt wurde. Herzog Karl, dessen ältere Töchter schon vermählt waren, richtete nun an seine Schwester die Bitte, die jüngste, Aug. Dorothee, als Kanonissin in das Stift aufzunehmen. Sie war gern dazu bereit und setzte sogleich den 22. März 1768 als Tag ihrer Einführung fest. Selbst erschien die junge Fürstin dazu in Gandersheim nicht. In ihrer Stelle empfing bei der Belehnung die Gräfin Wilh. Karol. Olga v. Ranzau das Ordenszeichen, nahm die Einkleidung an und ließ sich stallum in choro et locum in capitulo antweisen, während Friedr. Christoph v. Schack für sie den Lehnseid in die Hände der Äbtissin leistete, für sie und das Kapitel die Reversalen ausstellen mußte. Die große Bewirtung, die sich an diese Feierlichkeit für etwa 100 Personen anschloß, hat die Tante der neuen Stiftsgenossin, Äbtissin Therese Natalie, auf ihre Kosten auszurichten übernommen. Noch eine zweite geistliche Würde erlangte Auguste Dorothee acht Jahre später; sie wurde am 13. März 1776 als Dekanissin

des Stiftes Quedlinburg eingeführt, später (1792) ist sie hier auch zur Präbistin erwählt worden. Aber weder hier noch in Gandersheim wird sie sich oft und lange aufgehalten haben. Sie blieb zumeist in Braunschweig bei ihrer Familie; auch in späterer Zeit, als sie zu noch höherer Würde aufstieg, wurde das nicht anders.

Im Ganzen erfahren wir wenig von ihr. Daß ihre Gesundheit zu wünschen wird übrig gelassen haben, dürfen wir daraus schließen, daß sie 1774 das Bad Pyrmont aufsuchte. Zwei Jahre später, am 23. Mai 1776, starb in Gandersheim die Dekanissin Sophie Juliane, geb. Fürstin von Schwarzburg, im 83. Jahre ihres Lebens. Auguste Dorothee wurde am 29. Juni zu ihrer Nachfolgerin gewählt, aber sie lehnte diese Ehre ab, weil sie dicht vorher schon in Quedlinburg diese Würde erlangt hatte, weil sie als Dekanissin von Gandersheim beständig hier hätte Residenz halten müssen und weil — was wohl am schwersten ins Gewicht fiel — die Dechanet baufällig war und bei Annahme jener Stellung erhebliche Baukosten nicht zu vermeiden gewesen wären. Es wurde daher an ihre Stelle Prinzessin Magdalene Sibylle von Schwarzburg-Rudolstadt zur Dekanissin gewählt. Es war ganz gut, daß Auguste Dorothee dem Rufe nicht gefolgt war. Denn lange würde sie die Stelle doch nicht bekleiden haben. Starb doch wiederum zwei Jahre später, am 26. Juni 1778, die Äbtissin Therese Natalie und, wie vorauszu sehen war, wurde sie schon am 3. August 1778 einstimmig zu ihrer Nachfolgerin erkoren. Sie nahm diese Wahl sofort an; am 13. März des folgenden Jahres ist dann die feierliche Inthronisation der neuen Äbtissin vollzogen.

Es wird sich empfehlen, an dieser Stelle uns das Wesen und den Bestand des Stiftes in damaliger Zeit kurz zu vergegenwärtigen. Weibliche Mitglieder konnten in ihm nur Prinzessinnen oder Reichsgräfinnen von 16 stiftmäßigen Ähnen werden, sie mußten evangelisch-lutherischer Religion und 12 Jahre alt sein, während sie residenzfähig erst mit 18 Jahren wurden. An der Spitze des Stiftes stand die Äbtissin, ihr zur Seite die Dechantin. Die Zahl der Kanonissinnen war nicht beschränkt. Doch war der Andrang kein zu großer. Die Zahlung von 2000 Talern an Statutengeldern, die beim Tode oder bei Verzicht der Präbende, also auch im Falle der Verheiratung, an das Stift fielen, schreckte ärmere Fürstentöchter doch etwas ab; auch waren es außer der Dechantin nur immer drei, die zur Hebung der Einnahmen (je 750 Tlr.) gelangten<sup>1)</sup>. Im Jahre 1778 zählte das Stift sieben Kanonissinnen. Es waren die Herzogin Friederike von Württemberg, die Herzogin Charlotte Amalie zu Schleswig-

<sup>1)</sup> Die Einnahme der Dechantin belief sich auf 1400 Taler.

Holstein, die Fürstinnen Christine Friederike Luise und Albertine Charlotte Auguste zu Schwarzburg, die Fürstin Maria Magdalena Benedicte zu Anhalt, die Herzogin Karoline Ulrike Amalie zu Sachsen-Koburg und die Gräfin Maria Theresia zu Solms. Sie trugen ein goldenes, schwarzemailliertes Ordenskreuz mit diamantem Knopfe an blau-gewässertem schwarzeingefasstem Bande und einen Stern auf der Brust, sonst keine besondere Kleidung.

Außerdem bestand das Stift aus vier residierenden und vier abwesenden Kapitularen oder Kanonikern und einer Anzahl von Vikaren. Letztere hatten am Kapitel keinen Anteil; es waren meist die Geistlichen und Lehrer, die zur Aufbesserung ihrer Befoldung diese Pfründen erhielten. Adelige Geburt ward weder bei diesen noch bei den Kanonikern gefordert. In Gandersheim residierten von letztern 1778 als Senior des Kapitels der Amtshauptmann Heinr. Aug. v. Mecken, als Subsenior Joh. Friedr. Mr. Cleve, ferner der Stiftsyndikus Heinr. Ludw. Albrecht und Aug. Wilh. Hoyer<sup>1)</sup>. Abwesende Kanoniker waren der Zeit Wilh. Urban v. Urnstadt in Breslau, Phil. Christ. v. Pantelmann in Wolfenbüttel, Adaz Karl Wilhelm Graf von der Schulenburg in Berlin und Aug. Georg v. Brandenstein in Schwerin. Der Andrang zu diesen Stellen war ein sehr starker, dem entsprechend die Zahl der von der Äbtissin erteilten Anwartschaften eine sehr beträchtliche. Hinzu kam nun noch eine nicht geringe Zahl abteilicher und stiftischer Beamten, der Hofstaat der Äbtissin, Abtei- und Rechnungsräte usw. Denn der Besitz an Grund und Boden, Diensten und Abgaben war ein sehr bedeutender und erforderte eine ausgedehnte Verwaltung, zumal er sich keineswegs in einer Hand befand. Man unterschied Stifts-, Abtei-, Dekanei- und Kapitelgüter. Sie lagen weit zerstreut. Waren auch die Güter am Rhein, von wo man früher den eigenen Wein bezog, im Laufe der Zeit verloren gegangen, so erstreckten sie sich doch noch immer bis weit in die Provinz Sachsen und nach Thüringen hinein. Auch der Lehnshof der Äbtissin war recht ansehnlich. Zu ihren Vasallen gehörten keine Geringeren als die Könige von Preußen, die Herzöge zu Braunschweig und Meiningen u. a., die meisten Adligen der Umgegend, eine große Anzahl von Bürgern und Bauern. Sie alle mußten zum Lehnsempfang in Person oder in Vertretung sich einstellen. So wurden durch das Stift zahlreiche Personen zu dauerndem Aufenthalte oder zu vorübergehendem Besuche in Gandersheim veranlaßt. Der Ort erhielt dadurch ein ganz eigenartiges Gepräge. Es war teils ein hofmänniges, teils ein kleinstädtisches Leben, das sich in seinen Mauern entfaltete.

Eine nicht geringe Einbuße erlitt der Glanz des

Stiftes und das Leben in Gandersheim während der Regierung der Äbtissin Auguste Dorothee dadurch, daß diese für gewöhnlich nicht hier, sondern in Braunschweig Hof hielt. Sie lebte hier mit ihrer Mutter, der Herzogin Philippine Charlotte, in so enger trauter Gemeinschaft, und auch ihr Bruder, der regierende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, hatte sich so an den Umgang mit der einzig daheimgebliebenen Schwester gewöhnt, daß sie sie nur ungern von dort entließen. Sie war durch ihren lebhaften Geist und sprudelnden Witz das belebende Element des Braunschweiger Hofes; sie selbst pflegte sich als die „interlocutrice“ dort zu bezeichnen. So schön dies enge Familienleben mit der innig geliebten Mutter und dem schwärmerisch verehrten Bruder war, so legte es ihr doch auch nicht geringen Zwang auf. Sie war eigentlich nur in den Morgenstunden Herrin ihrer Zeit. Um 3 Uhr fuhr sie Tag für Tag vom fürstlichen Schlosse, in dem sie wohnte, nach ihrer Mutter zur Mittagstafel. Von da ab war sie bis in die Nacht hinein von der Familie und der Hofgesellschaft in Beschlag genommen; sie durfte bei keiner Veranstaltung, auch nicht im Schauspiel usw. fehlen. Mochte es ihr auch nicht immer leicht werden, stets mit heiterem Gesichte im gesellschaftlichen Kreise zu erscheinen: sie kannte es nicht anders, und es kam ihr nicht in den Sinn, hier eine Änderung herbeiführen zu wollen. Den Statuten des Stiftes war diese Residenz wohl nicht ganz gemäß, aber Widerspruch scheint von keiner Seite dagegen erhoben zu sein. Zwei Mal im Jahre, im Frühjahr und Herbst, traf die Äbtissin für wenige Wochen in Gandersheim ein, wo dann stets ein lebhaftes Treiben herrschte, alle gesellschaftlichen und Repräsentationspflichten schnell erledigt wurden. Regelmäßig suchte sie ihren Geburtstag den 2. Oktober in Gandersheim zu verbringen, wo sie mit allen Kapitularen und ihrer gesamten Beamenschaft das Abendmahl in der Stiftskirche zu feiern pflegte.

Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise enge feste Beziehungen zwischen ihr und dem Stifte nicht erwachsen konnten, und es ist wohl erklärlich, daß sie sich eine bestimmte ernste Lebensaufgabe hier niemals gestellt hat. Man hatte bei ihrem Antritte in Gandersheim die Einkünfte der Abtei, von zahlreichen Naturallieferungen abgesehen, auf etwa 8800 Tlr. veranschlagt, sie erfuhren aber später eine nicht unbedeutende Steigerung. Darin steckte die Pacht von den Klöstern Klus und Brunsbüchel mit 2000 Tlr., 1894 brachte diese 33010 Mk. Berechnet man mit diesem Maßstabe jene Einnahmen nach heutigem Werte, so würde ihr eine Summe von etwa 145 000 Mk. entsprechen. Dazu bezog die Äbtissin jährlich von fürstl. Kammer 4000 Tlr. an Kompetenzgeldern, später noch bedeutende Zinsen von Kapitalien aus dem Nachlasse ihrer Mutter.

<sup>1)</sup> Ihre Einkünfte beliefen sich auf je 700 Taler.

Dabei lag der Fürstin nichts ferner als das Bestreben, tote Schätze zu sammeln. Sie suchte nach ihrer Art von ihren reichen Einkünften, dem „Mammon“, wie sie sagte, den nützlichsten Gebrauch zu machen. Denn es befeelte sie eine aufrichtige Gütmüthigkeit des Herzens, die gern allen Menschen geholfen hätte und am liebsten mit vollen Händen verteilte. Sie pflegte selbst zu sagen, daß sie sich nur als die „dispensatrice“ ihrer Einnahmen betrachtete. Dabei hatten ihre Ratgeber oft keinen leichten Stand. Sie konnte sich schwer dazu entschließen, der Erhöhung einer Pacht, so berechtigt sie nach Lage des Geldwertes war, zuzustimmen, zumal wenn sie hörte, daß dem Betreffenden auch Kinder nicht fehlten. Denn von geschäftlichem Sinne steckte in ihr keine Spur. Sie konnte sich auch schwer zu ordnungsmäßiger Behandlung ihrer Obliegenheiten verstehen. War zu leicht schweifte ihr Geist ab, lenkte eine muntere Laune sie nach einer anderen Richtung. Nur natürlich, daß sich viele Leute fanden, die diese Sinnesweise der Fürstin auszunutzen verstanden, daß sie mit Bitten und Anliegen überlaufen wurde. Da stellte sich bald das Bedürfnis ein, auch im Wohltun Maß zu halten, eine weise Ökonomie im Haushalte walten zu lassen. Öfter wiederholte sie traurigen Herzens die Worte des Prinzen in Lessings Emilia Galotti: „Bitten, nichts als Bitten, ja wenn wir allen Menschen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden!“

Für sich selbst lebte die Äbtissin sehr bescheiden; auch kostspielige Liebhabereien hat sie nicht besessen. Über ihr Refektorium wünschte sie die Inschrift zu haben: *il faut manger pour vivre et non pas vivre pour manger*. Auch in ihrer Kleidung beilegte sie sich solider Einfachheit. In der Verwaltung der Äbtei wünschte ihr weiches Herz gern alle scharfen, durchgreifenden Maßregeln zu vermeiden, wenn der Verstand ihr auch sagte, daß sie nicht ganz zu entbehren seien. So schreibt sie einmal an Hofrat v. Strombeck: „Das System des Terrorismus, welches in Ansehung der Holzdieberei im Ganderzheimischen soll eingeführt werden, wird der Sache wohl Einhalt thun — sonst wissen Sie wohl, daß ich besonders für das System des Moderantismus bin in aller Hinsicht: auch Sie sind dafür; aber freilich giebt es Fälle leider, wo Strafen statt finden müssen wegen Vermeidung größerer Übel. Herzlich froh werde ich seyn, wenn die Drohungen, welche gemacht worden, fruchten, und also keiner an das Halsseifen — erscheint.“

Wie hier so offenbart sich an zahllosen anderen Stellen in den Briefen, die sie an v. Strombeck gerichtet hat, das gute Herz und reiche Gemüt der Äbtissin. Denn Friedr. Karl v. Strombeck<sup>1)</sup>, der

1799 als Hof- und Abteirat in ihre Dienste trat, gewann zu ihr schnell eine immer vertrautere Stellung; er war in Freude und bald auch in Leid ihr treuester Berater, und man konnte das Verhältnis zwischen der Herrin und ihrem Beamten im besten Sinne ein freundschaftliches nennen. Fränk und frei schreibt sie hier stets, wie es ihr ums Herz ist. Es sind Briefe, wie sie der Unterricht der höheren Töchter Schulen jetzt schwerlich zeitigt, aber der Ausdruck eines natürlichen Verstandes, frischen und lebhaften Sinnes und glücklichen Humors. Uner schöpflich an drolligen Einfällen verstand sie es prächtig, allen Sachen eine heitere Seite abzugewinnen und diese hervorzuführen; ohne irgend eine böshafte Absicht ist sie zu einem witzigen Scherz- und Spottworte stets aufgelegt. Nicht weniger als andere hat sie aber sich selbst zum besten. So muß z. B. ihre geistliche Würde sehr oft bei ihr herhalten. Nach einem der Hauptheiligen des Stiffts nannte sie sich soeur Anastase oder die Anastasienserin. Einen Irrtum entschuldigend schreibt sie: „Ohne daß eigentlich die Anastasienserin ein Wirbelskopf wäre, so passiren mitunter Versehn dieser Art; es dienet Ihnen zum Trost, daß so wenig Sie als der Convent verbunden sind an die Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes glauben zu müssen. Denn dieser Glaube würde mich nur zu oft in Verlegenheit setzen.“ Auf die Aufforderung zu einer Benefizvorstellung einer Tänzerin schreibt sie, sie habe eine Einladung von einer Ballerina erhalten, welche ihre Schatzkammer wieder heimfuche. „Sonderbar genug klingt es, daß eine Ballerina von einer heiligen Äbtissin verlangt, eine Zuschauerin ihrer bacchantischen Mimet abzugeben.“ „Sie sagen“, schreibt sie ein ander mal, „um sie (d. h. die Bewerberin für einen Dienst bei der Äbtissin) aufs beste zu recommendiren, daß sie hübsch sey. Wenn ich entweder ein Prinz oder Abt wäre, so könnte dieser Umstand von Werth für mich sein, anders aber nicht. Sie werden über diese Bemerkung lachen, und ich lächele mit.“ Den verbindlichen auch in Versen sich äußernden Redewendungen v. Strombecks, der in allen Fragen ihr Rat ist, weiß sie folgendermaßen zu erwidern: „Wie mögte ich so gern dem Hof-Lehns-Finantz-Rath, Forstmeister, Canzlei-Direktor und Probst noch den Titel eines Mienen-Sängers beylegen, weil es demselben so sehr glückt, den Damen so viel verbindliches und gefälliges zu sagen, mag seyn wenn es auch in die Hyperbel übergeht.“ Namentlich der Schluß des Briefes läuft bei ihr unwillkürlich in ein heiteres Bonmot, Wortspiel oder dergleichen aus, wie: „Hier erhalten Sie das Ultimatum Serenissime auf das Ansuchen des besten Collegiat Beste. Ich schließe diesen nicht den besten der Briefe mit einem Compliment an Ihre Beste und füge hinzu die Versicherung,

öfentliche über die Äbtissin Auguste Dorothee einen kleinen Aufsatz im Panorama der Gegenwart 1842 Nr. 14 u. 15.

<sup>1)</sup> Vgl. über ihn Allgem. deutsche Biographie B. 36 S. 614 ff. und die hier genannte Literatur, die auch z. T. zu obigem Vortrage benützt wurde. Strombeck selbst ver-



daß ich aufs Beste bin Ihre ergebene gutmüthige Mama Auguste.“ Denn als geistige Oberhirtin der Abtei nennt sie sich selbst keine Mama oder Titulärmama, da sie immer bei seinen Vorträgen voll blinden Vertrauens nur zu unterschreiben oder zu nicken hat, seine „Pagode“, „Auguste die immer fertige Unterschreiberin“ usw. Oder: „Ihre zugethane gutmüthige Mama mit einem blehern Kopf, den sie wie St. Denis gern unter den Armen trüge, weil er ihr noch öfters zu schwer ist.“ „Daß ich bin des kleinen Minnesängers halbe Pagode, sehr kleines Gestirn aber ganz zugethane Princesse Mère Auguste.“ „Der Segen der kleinen Äbtissin ruht auf ihrem Hofrath, sie verbleibt seine wohlgeneigte ergebene Auguste.“ „Gegeben auf unserm Lager unser Hündchen zur Seite“ usw. usw.

Bei Erwägung der Erledigung einer Pfarrstelle sagt sie, „wenn der Pastor den durch die Erbsünde erworbenen Salto mortale macht;“ den Grafen von der Schulenburg, der mit v. Strombeck oft uneins war und im Kapitel viel Streit und Prozesse verursachte, nennt sie kurzweg den „Raugrafen.“

Solcher Stellen, die aus dem Zusammenhange gerissen von ihrer Wirkung natürlich unendlich viel verlieren müssen, ließen sich noch zahlreiche anführen. Sie zeigen, wie Geist und Witz die Prinzessin beseelten, und lassen vermuten, wie lebendig und anziehend sie in der Unterhaltung gewesen sein muß.

Auch bei ihren literarischen Bestrebungen war v. Strombeck, der selbst die Dichtkunst ausübte und sich später als Übersetzer römischer Klassiker einen Namen gemacht hat, der Berater der Äbtissin. Sie überfanden sich gegenseitig ihre dichterischen Versuche. Aber die Äbtissin erlaubte sich an denen v. Strombecks keine Kritik; sie beurteilt sie „in Ermangelung dichterischer Kenntnisse nur nach einem gewissen Gefühl, welches uns unwillkürlich zu dem Harmonischen und Schönen hinzieht. Der gegenseitige Wechsel unserer mitgetheilten Verse kann mit dem Tauschhandel zwischen den Wilden und Europaern verglichen werden. Ich gab nach Art der letztern Ihnen nur Spiel-Wert und Tand und Sie gleich dem Indianer de l'or en barre.“ Sie bevorzugte die französische Literatur und hat sich dichterisch, z. B. in Logogryphen, auch nur in dieser Sprache versucht. Längere Zeit hat sie sich mit der Übersetzung von Rousseau's du Contrat social befaßt, daneben auch einmal an eine Übertragung von Racines „Althalia“ gemacht. Als ihr aber v. Strombeck die Nachahmung eines Stückes der Dichtung in Jamben mittheilt, nimmt ihr dies „den Muth sich fernerweit in ihrer armseligen Prosa mit Atala zu beschäftigen.“ „Ich kehre denn demüthig zu Johann Jacob Rousseau zurück und will ihn prosodiren, so gut ich es nach meiner Unkunde der richtigen deutschen Sprache vermag. . . Die prosaische Auguste.“ Strombeck theilte ihr dann auch die Meister-

werke der deutschen Literatur jener Tage, wie Schillers Wallenstein u. a. mit. Doch konnte sie, die Tochter einer älteren Zeit, diesen Erzeugnissen nicht mehr das volle Verständnis entgegen bringen; dem ersten Theile von Goethes Faust scheint nach ihrer Ansicht der gute Geschmack zu fehlen.

Der Tod ihrer Mutter († 16. Febr. 1801) gestaltete das Leben der Prinzessin etwas freier, aber die Liebe vom und zum Bruder hielt sie doch nach wie vor in Braunschweig fest. Es wurde ihr hier jetzt im sogenannten alten Mosthause, der Burg Dankwarderode, auf Kosten des Herzogs eine eigene Wohnung eingerichtet, und sie bekam eine eigene Hofhaltung, der unter Fortführung seiner abtheilichen Geschäfte der Hofrat von Strombeck vorstand. Ihr Leben verlief auch jetzt streng geregelt. Aber sie konnte doch nun außer an zwei Tagen, wo sie Mittags am Herzoglichen Hofe erscheinen mußte, ihre eigene Tafel halten und sich einladen, wen sie bei sich zu sehen wünschte. Es waren meist einheimische Gelehrte, wie die Professoren Eschenburg, Lüders, Emperius, der Domprediger Wolff, oder angesehene Fremde, die sie heranzog, um sich und Anderen den Genuß einer anregenden und bildenden Unterhaltung zu verschaffen. Die Abende, wo kein Schauspiel war, pflegte ihr Bruder in Gesellschaft des Fräulein von Hertefeld in der Regel bei ihr zu verbringen. Es war ihm dies eine so liebe, schwer entbehrte Gewohnheit, daß der Herzog es ungern ertrug, wenn sie länger als 14 Tage sich nach Gandersheim entfernte. Die politischen Ereignisse der Zeit berührten sie nur so weit, als sie ihren Bruder in Anspruch nahmen, der, wie bekannt, an allem, was in der großen Welt vorging, als Berater der Krone Preußens lebhaft beteiligt war. Und als die aufgeregten politischen Wogen dann zum ersten Male auch an die alten Mauern ihres stillen Stiftes schlugen, da hat sie jede Entscheidung natürlich willig dem geliebten Bruder überlassen.

Es verlautete aus Paris, daß man zur Entschädigung für die Verluste, die einige deutsche Fürsten auf der linken, an Frankreich abgetretenen Rheinseite erlitten hatten, im rechtsrheinischen Deutschland auch das alte Reichsstift Gandersheim verwenden wollte. Die Kunde klang weder dem Stifte noch dem Herzoge angenehm in die Ohren, und es galt durch eine kühne Wendung solchen Gelüsten einen Niegel vorzuschieben. Sonderbar, daß, worüber man Jahrhunderte lang mit größtem Eifer gestritten, erschien mit einem Male in der Furcht vor dem unbekannten Dritten als völlig bedeutungslos. Der Hofrat von Strombeck schloß mit dem Herzogl. Staatsministerium unterm 23. September 1802 einen Receß, in dem die Äbtissin allen reichsständischen Ansprüchen entsagte, ihr Stift als ein fürstliches Landesstift anerkannte, und die bisherigen Streitigkeiten zwischen dem Stifte und der Landesherrschaft beseitigt wurden. So war denn durch

beiderseitiges Entgegenkommen schon der Zustand tatsächlich geschaffen, dem der bekannte Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 die rechtliche Anerkennung gab. Wie die Abtei von St. Ludgeri bei Helmstedt, so wurde auch das Stift Gandersheim durch ihn dem Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hause endgültig überwiesen. Man nahm nun die Reichsadler von den Gebäuden ab, entfernte aus der Titulatur das „kaiserlich und des heiligen römischen Reichs“ und ließ die Stiftspersonen in Gandersheim den Huldigungsseid für den neuen Landesherrn leisten. Sonst blieb Alles beim Alten. In den Einkünften der Abtei und des Stifts, in dessen Verfassung usw. wurden keinerlei Veränderungen vorgenommen. Das widerstrebte der konservativen und gerechten Gesinnung des Herzogs, der irgendwo Anstoß zu erregen stets ängstlich zu vermeiden suchte, am wenigsten aber bei seiner geliebten Schwester eine Beeinträchtigung ihrer Interessen geduldet haben würde.

Immer düsterer umwölkte sich in den folgenden Jahren der politische Horizont. Die Äbtissin sah dem Kommenden mit bangen Ahnungen entgegen. Man lächelte über ihre Ängstlichkeit. Sie aber erschien sich wie eine Cassandra, die das nahende Unglück ihres Hauses und Landes ahnungsvoll vorherseh. Nur zu sehr sollte sie Recht behalten. Ihr Bruder ließ sich trotz anfänglichem Sträuben durch die dringenden Bitten der Königin Luise bestimmen, an die Spitze des preussischen Heeres zu treten. Ohne Siegeszuversicht; ihm wie seiner Schwester erschien die Zukunft in düsterem Lichte. „Glauben sie mir“, sagte die Äbtissin wiederholt, „wir sind am Abend vor einer Katastrophe. Ich beklage vor Allen meinen unglücklichen Bruder: ihn rufen Pflicht und Ehre; er kann nicht anders, aber man sollte nicht auf seine Schultern legen, was jetzt für ihn zu tragen zu schwer ist. ... Wenn mein Bruder von einem Siege überzeugt wäre, so würde er sein kleines Corps zu den Preußen stoßen lassen. Warum that er dieses nicht? Er hält es für das gerathenste, für sich neutral zu bleiben. Wird man diese Neutralität respectiren? Ich zweifle.“

Nur zu bald wurde, was sie fürchtete, bittere Wahrheit. Da der Herzog ins Feld gerückt, also in Braunschweig nicht anwesend war, so dehnte die Äbtissin ihren Aufenthalt in Gandersheim länger als sonst aus. Am 8. Oktober hatte sie hier noch für J. Jacobson, den bekannten Begründer der Jacobsonschule in Seesen, eine sinnige Feier veranstaltet. Sie traf in Braunschweig wieder ein, als gerade die Schreckenskunde vom Prinzen Louis Ferdinand von Preußen dort anlangte, der am 10. Oktober bei Saalfeld gefallen war. Bald kam noch eine weit schlimmere Kunde hinterdrein, am 17. Oktober lief die Nachricht vom Unglücke bei Auerstädt ein. Sie hatte auf die Äbtissin eine niederschmet-

ternde Wirkung; ihr zarter Körper schien unter der Wucht dieser Unglücksbotschaft zu erliegen. Stundenlang lag sie in furchtbaren Krämpfen. Ihr durch einen Schuß des Augenlichts beraubter Bruder stand ihr immer vor Augen, jammernnd schrie sie: Charles un Oedipe, un Belisair. Schnell entschloß sich die Fürstliche Familie zur Flucht. Herr v. Strombeck, dessen Gattin ihrer Niederkunft entgegen sah, sollte zu Haus bleiben, aber um Mitternacht erschien die Prinzessin bei ihm in so furchtbarer Aufregung, daß sie zunächst ohnmächtig niedersank. Sie bat v. Strombeck auf das Dringendste, sie auf der Reise zu begleiten, was dieser sofort zusagte. Am folgenden Morgen, am 18. Oktober, 6 Uhr wurde die Fahrt angetreten. Sie ging über Ilzen, Dannenberg, Dömitz, Grabow, Parchim, Güstrow nach Rostock, wo man am 22. Oktober ankam und die regierende Herzogin Auguste mit ihren beiden Söhnen August und Georg bereits antraf. Am 1. November wurde über Wismar die Reise nach Lübeck fortgesetzt. Da aber die Preußen hierher im Anmarsch waren und die Katastrophe, die später wirklich an diesem Orte eintrat, hier zu besorgen stand, so brach man in der Nacht zum 5. November abermals auf und reiste über Wandsbeck und Hamburg nach Altona, wo man auf neutralem dänischem Gebiete Sicherheit vor dem Feinde erlangt zu haben glaubte.

Seit ein paar Tagen weilte ganz in der Nähe zu Ottenfen der tödlich verwundete Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der von des siegreichen Napoleons Truppen verfolgt ebenfalls hier auf neutralem Boden Ruhe gesucht hatte und bald die ewige Ruhe finden sollte. Strombeck suchte ihn auf. Als er der Prinzessin von dem hoffnungslosen, jammervollen Zustand des edlen Fürsten berichtete, nahm sie dies mit Fassung entgegen; ruhig erwiderte sie: „So hat also mein Bruder enden müssen! Ein großer Mann; so wird ihn die Nachwelt nennen, und einen Vater seines Landes; — mir war er ein zärtlich liebender Bruder. Ich beweine ihn als schon todt. In wenigen Tagen hat er ausgelitten: Gott stärke ihn in seinen letzten Stunden.“

Eine ernste Erwägung war es jetzt für die Prinzessin, was nun zu tun sei. Strombeck riet ihr mit Entschiedenheit, sie solle im Vertrauen auf die Großmuth des Siegers nach Braunschweig zurückkehren, wo er selbst zunächst die Umstände erforschen wolle. Sie erklärte sich hiermit einverstanden und versprach, bis zu seiner Rückkehr in Altona zu bleiben. In Braunschweig ließ sich für die Prinzessin alles sehr günstig an. Die französischen Gewalthaber wurden durch Strombecks Gewandtheit schnell für sie gewonnen, sowohl der Gouverneur General Bignon, wie namentlich auch der Kommissär Ordonnateur Malraison, der dringend die Heimkehr der Äbtissin anriet. Napoleon würde darin, meinte er, ein ihm schmeichelndes Zeichen des Vertrauens sehen und

ohne Frage Großmut walten lassen; sie möchte sich direkt mit einem Schreiben an den Kaiser wenden, Strombeck aber in einem Memoire an den Minister Talleyrand erläuternde Aufklärung über die Verhältnisse geben. Derselben Ansicht war auch Martial Daru, der bald darauf nach Malraisons Abberufung an dessen Stelle trat. Auch er zeigte sich den Plänen v. Strombecks und dem Wohle der Äbtissin auf das äußerste günstig.

So glaubte v. Strombeck alles auf das Beste in die Wege geleitet zu haben, als ihm plötzlich von Seiten der Äbtissin selbst Schwierigkeiten erwuchsen. Diese hatte sich bald nach seiner Abreise umstimmen lassen und war wie die Gemahlin Karl Wilhelm Ferdinands, die Herzogin Auguste, einer Einladung der Herzogin Luise Auguste von Holstein nach Augustenburg gefolgt. Der Plan zu dieser Reise und der Anlaß zur Sinnesänderung der Äbtissin scheint von keinem Geringeren als dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand selbst ausgegangen zu sein, der, durch die eigenen bitteren Enttäuschungen besorgt gemacht, seine Lieben keinen Fährlichkeiten aussetzen und auf alle Fälle in Sicherheit bringen wollte. Wir erfahren dies aus einem Briefe des Postmeisters Henneberg aus Hamburg, der wegen der allgemeinen Unsicherheit der Zeit zwar erdichtete Namen und Verhältnisse nennt, aber nicht anders gedeutet werden kann. Er schreibt: „Die Schwägerin der Witwe Dorothee (Auguste) wird morgen abreisen von hier wegen allerley dringende Ursachen, sie nimmt die Witwe Dorothee (Auguste Dorothe) mit sich dem Versprechen gemäß, welches sie heute feyerlich ihrem kranken Mann in Gegenwart einiger Zeugen thun mußte. Der Bruder der Witwe Dorothee (K. W. Ferd.) hat von ihr erheischt, nicht nach Haus zurückzukehren, weil sie alsdann in einen Chaos gerieth. Seinen Vorschlag nicht zu befolgen, würde seine Ende befördern. Pflicht gebietet hier bestimmt zu handeln — der Chaos ist zu groß, um ein Regulativ zu bestimmen.“

Eine Mahnung aus dem Munde dieses Mannes, der den unselbständigen Frauen stets als höchste Autorität gegolten hatte, mußte natürlich für sie ausschlaggebend sein. Die Äbtissin schwankte und sträubte sich etwas. Von ihrem vertrauten Kammerfräulein Wilh. Wiepking erfahren wir, daß sie nach ihrer und anderer Weiber Art bei Vielen sich Rath geholt und dann dem allgemeinen Zuge der Angst und der Furcht gefolgt sei. Sie glaubte, das Sichere dem Ungewissen vorziehen zu müssen, und besorgte, daß Alles verloren wäre, wenn sie jetzt die sichere Unterstützung ausschläge, daß sie aber, wenn sie doch nach dem Ungewissen griffe, sich Demütigungen aussetzen würde, die sicher nicht ausbleiben würden. So reiste sie denn noch vor dem Tode des Herzogs, der ihm am 10. November die Erlösung von unerträglichen körperlichen und seelischen Schmerzen

brachte, in Gemeinschaft der Herzogin Auguste über Flensburg nach Augustenburg ab. Sie baute auf die Hülfe ihrer Verwandten, des Königs von England und des Kaisers von Rußland. Auf diese weist sie hin, wenn sie am 9. November 1806 aus Flensburg an Strombeck ohne Namen zu nennen in nur den Eingeweihten verständlichen Andeutungen schreibt: „Meine Schwägerin ist . . . darauf bedacht, an den Kaufman, der mit Seegeltuch handelt (England) zu schreiben. Schläge das fehl, so gehe ich den Rath ein, mich an den Handelsman zu wenden, der Pelzwerk verkauft (Rußland), ein redlicher Mann, der gern giebt und seine Verwandtschaft liebt. Alles ist noch in Dunkeln, bald muß sich alles besser erhehlen. Das Dunkle drängt öfters tief ein bey mir und dieß kann der Herr Better, da er mich kennt, wohl nicht bezweifeln. Durch einen Brief kann ich nicht viel mehr sagen, als daß ich verbleibe, bis das Puppenspiel für mich endet, seine treue Baase.“

In Augustenburg erst erfuhr die Äbtissin den Tod ihres Bruders, der sie natürlich auf das Tiefste erschütterte. Sie war hier auf das Liebenswürdige aufgenommen, aber doch kamen ihr bald Bedenken, ob sie mit ihrer Reise das Richtige getroffen habe, ob es nicht besser gewesen wäre, nach Braunschweig zurückzukehren. Die Nachrichten v. Strombecks vermehrten und verstärkten solche Erwägungen, denen auch Wilh. Wiepking das Wort redete. Auch der russische Minister von Mopäus u. A. ließen sich in diesem Sinne vernehmen. Die Äbtissin, ungewohnt in wichtigen Lebensfragen sich selbst zu leiten und zu entscheiden, war unschlüssig, unzufrieden mit sich und Anderen und verschanzte sich, um einen sicheren Punkt zu gewinnen, hinter dem Grunde, daß sie ihrem schwächlichen Körper zur Winterzeit eine so weite Reise nicht zumuten dürfe, daß der Arzt solche Fahrt entschieden verboten habe. Aber sie schrieb wenigstens einen eigenhändigen Brief an Napoleon, in dem sie sich seinem Schutze und seiner Großmut empfahl. Sie schickte das Schreiben an v. Strombeck, der es mit dem für Talleyrand ausgearbeiteten Memoire Daru überreichte, welcher beides befürwortend am 24. November an Napoleon nach Warschau sandte.

Wiel lieber hätte v. Strombeck allerdings gesehen, die Äbtissin wäre heimgekehrt. Es war ihm unangenehm, daß seine Pläne durch die Abreise nach Augustenburg durchkreuzt waren und durch Wendungen wie: „ich werde meinen Rath nicht ferner aufdrängen“ gab er seiner Empfindlichkeit auch unverkennbaren Ausdruck. Die gute, aber unentschlossene Äbtissin rät zur Geduld und bittet ihn geradezu nicht empfindlich zu werden. „Unter gewissen Umständen mußte man wahrlich eine Sybille seyn, um die beste Wahl unter Meynungen, die momentan veränderlich und unbestimmt sind, zu treffen. Wie schade daß ich nicht zur Sibylle gebohren wurde.“ Große Hoffnung hegt

sie nicht von der Zukunft, setzt sie auch nicht auf das Schreiben an Napoleon. „Viele Lustschlösser darauf baue ich auch keineswegens, man müßte sonst eine Ausnahme machen wollen, die außerordentlich wäre, weil so viele bitten ohne erhört zu werden.“

Und doch geschah das Unerwartete. Es hat auf Napoleon, den Emporkömmling, offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, daß eine Tochter des alten stolzen Welfenhauses, die Schwester des Mannes, der ihm noch eben an der Spitze des preussischen Heeres gegenübergestanden hatte und jetzt einer französischen Kugel erlegen war, sich zu Bitten an ihn herabgelassen hatte. Es war ihm wohl nicht unlieb und im Grunde ja auch recht leicht, hier den Großmütigen zu spielen. Die Äbtissin erhielt, was sie niemals zu hoffen gewagt hatte: sie wurde in dem Besitze der Abtei Gandersheim und der Propstei Quedlinburg gesichert, blieb in ihren Schlössern von Einquartierung frei, behielt nicht nur ihre Apanage als Braunschweigische Prinzessin, sondern auch den besonderen Zuschuß, den ihr ihr Bruder bewilligt hatte, daneben die Zinsen von ihren bei Fürstlichen Kammern belegten Kapitalien. So war sie wohl die einzige Persönlichkeit im Herzogtume Braunschweig, die bei Eintritt der neuen Zeit nicht die geringste Einbuße an ihrer Einnahme zu beklagen hatte. Mit gerechtem Stolz konnte v. Strombeck auf diesen Erfolg blicken, der ihm durch ein gütiges Schreiben des Kaisers an die Prinzessin und eine wohlwollende Antwort Talleyrands an ihn selbst am 10. Dezember in Braunschweig bekannt wurde. Nun halte die Äbtissin natürlich keine Bedenken mehr, die Rückreise anzutreten; sie bat v. Strombeck, sie auf dieser zu begleiten. Zu dem Zwecke traf er am 6. Januar 1807 in Augustenburg ein. Nachdem er hier einige Zeit verweilt hatte, trat man die Heimfahrt an. Sie ging über Ottenen, wo man ein paar Tage mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm zubrachte, über Lüneburg, Celle, Hannover und Hildesheim nach Gandersheim. Hier traf die Äbtissin am 25. Januar 1807 ein. Mit Absicht hatte sie es vermieden, Braunschweig zu berühren. Es war ihr zu peinlich und schmerzlich, den alten trauten Ort, der für sie die liebsten Erinnerungen barg, unter so veränderten Verhältnissen wieder zu sehen. Der jetzt tote Bruder war es gewesen, der sie früher bewogen hatte, in Braunschweig zu leben. Sie fühlte und sprach es offen aus, daß sie jetzt nach Gandersheim gehöre. Sie hat den Ort auf weitere Entfernung denn auch niemals wieder verlassen.

Matten Körpers und trüber Stimmung kehrte sie in Gandersheim ein. Sie lebte die erste Zeit in größter Ruhe und brachte ihre Tage meist ganz allein zu. „Meine beste Gesellschaft“, schreibt sie, „bleibt die Einsamkeit“, doch im Hinblick auf frühere fröhlichere Tage fügt sie hinzu: „es ist keine Comedie, welche ich spiele, sondern Ernst.“ „Die Lust aus

Herzens Grund zu lachen wandelt einen nur selten an. Denn alles hat seine Zeit.“ Zunächst galt es nun, sich ein neues Leben in Gandersheim einzurichten. Sie freut sich, daß es ihr hier vergönnt ist, einfach und nach eigenem Gefallen zu leben. „Das Wesen, was in Braunschweig statt haben mußte für die Welt, in der ich da lebte, braucht nun nicht befolgt zu werden. Altri tempi altre cure.“ Ihr Hofräulein v. Schleinitz und ihren kränklichen Kammerherrn v. Strahlenheim läßt sie in Braunschweig. Die Freiheit, deren sie sich in Gandersheim erfreut, hält sie schadlos für die Geselligkeit und vieles andere, was sie in Braunschweig oft überreichlich genoß. Sie war freilich im Besitze ihrer Einnahmen geblieben, aber dennoch war es nötig, eine weise und strenge Ökonomie einzuführen, um ehrlich durchzukommen und Schulden zu vermeiden. Denn die Anforderungen, die jetzt an sie gestellt wurden, waren ganz außerordentliche. Die Gräfin von Ortenburg meinte, es wäre, als wenn sie das Land bekommen hätte, so würde sie mit Wittgesuchen angegangen und bestürmt. Sie mußte wohl oder übel ihrer Gütmütigkeit und Freigiebigkeit feste Grenzen ziehen, wenn sie auch nach wie vor bestrebt war, ihren „Mammon“ so gut wie möglich zu verwenden. Natürlich vermochte sie nicht allen Wünschen zu genügen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß mißgünstige Reden über ihre auffallend bevorzugte Stellung hier und da laut wurden. Dem gegenüber hob sie hervor, daß sie alles, was sie einnehme, in Gandersheim und Braunschweig auch wieder zur Ausgabe bringe, ja sie klagt v. Strombeck, daß sie „bessere Freunde unter den Fremden als den Einheimischen habe.“

Denn mit den französischen Gewalten hat sie es klug verstanden, sich in das beste Einvernehmen zu setzen. Daru erklärte v. Strombeck: „Ihr habt Zutrauen zu dem Kaiser gezeigt, Ihr könnt versichert sein, Euere Prinzessin steht unter seinem besonderen Schutze“. Diese gab sich große Mühe, wo sie konnte, sich erkenntlich zu zeigen. Sie schenkte Daru eine schöne Pariser Pendule und suchte ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zum Badischen Hofe dazu zu benutzen, ihm von dorthier eine Ordensdecoration zu verschaffen. Als General Rivaud der Nachfolger des Gouverneurs Bignon in Braunschweig geworden war, da bittet sie Strombeck, es bei jenem gelegentlich anzubringen, daß sich Herzog Karl Wilhelm Ferdinand einst über ihn auf das Lobendste ausgesprochen habe. Den Hoffnungen auf Wiederherstellung des Herzogtums steht sie sehr skeptisch gegenüber. In der Abreise der Herzogin Auguste nach England, die im Juni 1807 erfolgte, sieht sie ein böses Zeichen, „sie beweist, daß wenig Hoffnung eines Bessern für das Ganze da ist.“ „Ich sage jetzt Adieu Richmond und Wohnung und andere Gärten der Herzogin.“ Auf die Nachricht von ihrer glück-

lichen Ankunft in England spricht sie die Wahrheit gewordenen Worte: „Zu bezweifeln steht es, daß sie je wieder auf den Continent zurückkehrt.“

Sie beklagt die Prinzen Georg Wilhelm und August, die über die Abreise der Mutter untröstlich seien. „George soll so blind werden wie sein Bruder; fast alles Glück ist, wie es scheint, von dem Stamme Geste gewichen.“ Auch von ihrem Vetter, dem Herzoge Friedrich Karl Ferdinand von Braunschweig-Bevern, läuft aus Glücksburg unglückliche Kunde ein. „Die Herzogin von Bevern“, schreibt sie, „giebt mir die Nachricht, daß ihr Herzog völlig kindisch ist; er weiß von nichts mehr. Welch ein Zustand! Lieber sogleich abgetreten als sich zu überleben!“ Die geographische Lage des Herzogtums scheint ihr vor allem seine Erhaltung zu erschweren. ... „Ich habe“, schreibt sie am 15. Juli 1807, „die Ahnung, daß unser Land zu concentrirt liegt als das es der frère Jérôme nicht als ein Pot de vin mit bekäme.“ Einige Tage später: „Ich stelle mir mehr wie jemals vor, daß wir werden Jeromisiert werden, wie es immer den Anschein hatte. Möge denn nur der neue König ebenso gegen mich verfahren wie das jetzige Gouvernement. Um dies zu bewirken wird man sich wieder aufs Bitten legen müssen.“

Das hat sie denn bei dem westfälischen Könige reichlich und mit bestem Erfolge getan. Bald nach seiner Ankunft in Kassel ließ sie ihm durch v. Strombeck ein eigenhändiges Schreiben überreichen. Sowohl Jerome selbst wie seine Gemahlin Katharina, eine Großnichte der Äbtissin, sprachen sich auf das teilnehmendste für sie aus und haben ihr als ihrer Verwandten stets jede Förderung und Rücksicht, die sie ihr irgend erweisen konnten, bereitwilligst zu teil werden lassen. Als eine zarte Aufmerksamkeit von seiten der Äbtissin nahm die Königin die Übersendung eines Bildes ihrer Mutter auf, der unglücklichen Herzogin Auguste von Württemberg, einer Tochter Karl Wilhelm Ferdinands; sie versprach das Geschenk mit dem ihres eigenen Bildes zu erwidern. Beide Fürstinnen haben bis zu dem Tode der Äbtissin in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden.

Bei dieser Lage konnte der Äbtissin wohl nicht leicht der Besuch eines Mannes unangenehm sein als der ihres Neffen Friedrich Wilhelm, des Herzogs von Dels, wie man damals sagte, der im Dezember 1807 plötzlich in Wandersheim erschien. Seine Gesinnung und Haltung standen in scharfem Gegensatz zu der ihren. Er hatte fast alles verloren, sie alles behalten. Und doch, konnte ihr behaglich zu Mute sein, als sie ihn vor sich erblickte? Da sie nicht außer Bett sein konnte, machte Herr von Waldenfels, mit dem der Herzog früher in einem Regimente gestanden hatte, die honneurs; sonst hat ihn niemand in Wandersheim gesehen. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß bei den Gesprächen mit der Tante die empfindlichsten Seiten ihres Ge-

fühls berührt wurden. Sie bekam starke Krämpfe, was dann der Herzog, der merkte, daß er der empfindsamen kranken Verwandten gegenüber zu weit gegangen war, auf das Lebhafteste bedauerte. Es wird die Äbtissin die Ansicht ihrer Dienerin Wilh. Wiepfing geteilt haben, die an v. Strombeck schrieb: „Seine ganze Denkart ist mir unbegreiflich und gründet sich entweder auf den gränzenlosesten Leichtsinne oder auf einen sehr hohen Grad von Philosophie, den man denn freilich nicht genug bewundern könnte.“ Nun, für einen großen Philosophen wird Friedrich Wilhelm niemand ausgeben wollen, aber er besaß, was damals vielen geistreichen und liebenswürdigen, gutmütigen aber schwachen Personen fehlte, denen eine behagliche Gegenwart über alles ging und schwere Opfer für eine feste Überzeugung zu bringen ebenso unverständlich blieb, wie vielen kongenialen Naturen der Äbtissin noch heutzutage: ein lebhaftes Ehrgefühl, einen ausgeprägten Rechts- und Freiheitsinn, einen starken Charakter und unverbrüchliche Vaterlandsliebe. Es ist natürlich, daß zwei so verschiedene Naturen wie der Herzog und seine Tante sich nicht verstehen konnten. Dabei bleibt es aber doch bedauerlich, daß die Äbtissin selbst nach dem Heldezuge des Herzogs vom Jahre 1809 am 7. November d. J. auf die Mitteilung v. Strombeds, er habe den Fürsten mit König Georg III. in einem Wachsfigurenkabinett gesehen, für ihn nur diese Worte hat: „Der Herzog von Dels, welchen Sie unter den Wachsfiguren gesehen, steht denn ein Esprit et Verité zur Seite Georg des Dritten. Die Zeitung sagt, daß er englischer General Lieutenant declarirt ist. Dieser Posten wird denn außer der großen pension, welche ihm ausgemacht worden, seine Revenue ansehnlich vermehren.“ Daß sie den Gesichtspunkt so sehr hervorkehrt, mag immerhin noch hingehen. Daß sie aber ein Esprit Friedrich Wilhelm auf eine Stufe stellt mit Georg III., dessen Geist damals in völlige Amnachie versunken war, kann man nur verstehen, aber auch dann schwerlich ganz entschuldigen, wenn man diese Worte als Ausdruck eines schlechten Gewissens auffaßt, das nur zu gern ihm fremden ungewöhnlichen Freiheitsmut für Wahnsinn erklärt. Sie fühlte sich eins mit den fremden Herrschern und hielt sich deshalb auch schon bei jenem Besuche des Herzogs im J. 1807 für verpflichtet, dem Gouverneur Rivaud und dem Intendanten Daru anzuzeigen, daß ihr Neffe bei ihr gewesen und unter dem Namen Mr. Grand nach Glücksburg gereist sei, um mit seinen Brüdern Familienangelegenheiten zu ordnen.

Doch gehen wir mit der Äbtissin nicht zu hart ins Gericht. Urteilten und handelten so wie sie doch die große Mehrzahl ihrer Volksgenossen, zumal in den höheren Ständen. Auch wird ihr körperliches Befinden, das diese ganzen Jahre hindurch überaus schlecht war, mit dazu beigetragen haben, jeden An-

stoß, der ihre Lage irgend gefährden konnte, ängstlich zu vermeiden. Sie konnte sich deshalb auch nicht entschließen von Gandersheim, wo sie ein stilles ruhiges Leben führen konnte, sich zu entfernen. Klagt sie auch mitunter über den „Krähwinkel“, so weiß sie den Vorteil, den er ihr bot, doch sehr wohl zu schätzen. Einer Einladung des königlichen Hofes nach Kassel weiß sie mit Berufung auf ihre Gesundheit stets vorzubeugen. Aber auch die wiederholten Aufforderungen ihres Oheims, des Prinzen Ferdinand von Preußen, nach Berlin zu kommen, lehnt sie ab, da ihre Kräfte zu schwach geworden seien, und sie sich nicht mehr in die große Welt zu schicken vermöge. Mitunter bricht ihre muntere Laune, die sie ehemals ganz beherrschte, in ihren Briefen wohl noch hervor, aber im allgemeinen ist ihre Stimmung trüber und ernster. „Wenn ich so das Leben überdenke“, schreibt sie, „geht es mir wie Falstaff, als er ins Treffen gieng; ich wollte, sagte er, es wäre Schlafenszeit und Alles wäre vorbei, ein Spruch, den man auf das Leben anwenden kann, doch man harre aus bis der Schöpfer einen zu sich ruft.“

So hat sie denn auch treu ausgeharrt, bis die Kräfte sie völlig verlassen. Ein Geschwür, das sich an ihrer linken Seite gebildet hatte, suchten die Ärzte durch eine Operation am 1. März 1810 zu beseitigen. Doch die erhoffte Wirkung blieb aus, das Fieber hielt an, und am Nachmittage des 10. März erlag der zarte Körper seinen Leiden.

Die Äbtissin hatte in ihrem letzten Willen den Wunsch ausgesprochen, inmitten ihrer Familie im Erbbegräbnisse des Domes zu Braunschweig beigesetzt zu werden. Dazu mußte erst die Erlaubnis von der königlichen Regierung in Kassel eingeholt werden. Sie wurde nicht erteilt; die Entschlafene, kam der Befehl, sollte in der Stille im Gandersheimer Gewölbe beigesetzt werden. Am 25. März wurde der Sarg in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer der Abtei zur Parade aufgebahrt, die beiden folgenden Tage öffentlich ausgestellt. Am Freitag dem 30. März fand das feierliche Leichenbegängnis statt. Generalsuperintendent Klügel sprach am Sarge. Dann bewegte sich der kleine Leichenzug durch den unteren Kreuzgang und den kleinen Schloßgarten in die Kirche, wo der Sarg in dem sog. Mecklenburgischen Gewölbe niedergelegt wurde. Doch nicht für immer. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Landesherrschaft erinnerten sich treue Freunde an den Wunsch der Äbtissin. Unterm 31. Oktober 1816 verfügte das Geheimratskollegium die Überführung ihres Sarges nach Braunschweig. Der Kammerherr v. Geyso nahm ihn am 12. November 1816 in Gandersheim in Empfang; in der folgenden Nacht wurde er in die Gruft des alten Blasienhauses zu Braunschweig in der Stille hinabgetragen. Etwa drei Jahre darauf wurden auch die irdischen Überreste des geliebten Bruders Karl Wilhelm Ferdinand

von Ottenfens dorthin überführt. So sind denn die Glieder der fürstlichen Familie, die im Leben so eng zusammen hielten, an dieser weihvollen Stätte im Tode wieder vereinigt.

Zum Vollzieher des letzten Willens der Äbtissin war ihr Beamter und Freund v. Strombeck bestellt, der sich dieses Auftrages bestens erledigte und es vor allem erreichte, daß die Haupterben, die Herzöge Karl und Wilhelm, demnächst in den sicheren Besitz der Hinterlassenschaft kamen. Auf die zahlreichen Legate, die sie ausgesetzt hatte, können wir hier nicht näher eingehen.

Dem Stifte Gandersheim gab das Abscheiden der Äbtissin Auguste Dorothee den Todesstoß. Zwar empfahl die Dekanessin, Prinzessin Karoline von Sachsen-Koburg, bei der Anzeige dieses Trauerfalls das Kapitel der Fürsorge des Königs. Aber es geschah nur im Gefühle der Verantwortlichkeit, um nichts zu verabsäumen, ohne Glauben an einen Erfolg dieses Schrittes. Denn innerlich war die Prinzessin selbst überzeugt, daß die Aufhebung des Stiftes nun zu gewärtigen war. Manche Beschränkungen hatte es schon früher durch die westfälische Gesetzgebung erfahren. So waren schon durch Dekret vom 10. Januar 1808 alle Anwartschaften auf geistliche Pfründen aufgehoben worden. Es war dem Stifte die freie Verfügung über das stiftliche Grundvermögen, das Recht zu Veräußerungen, Verpfändungen usw. genommen; von den Abteiligen Gütern wurde eine Zehntsteuer, Grundsteuer u. a. erhoben. Jetzt erklärte schon unterm 15. März 1810 der Staatsrat Coning, daß an Stelle der Äbtissin in jeder Beziehung die General-Direktion getreten sei. Von der Neuwahl einer Äbtissin, zu der man in Gandersheim Vorbereitungen treffen wollte, war im Ernste keine Rede. Unterm 5. Dezember 1810 erfolgte durch ein königliches Dekret die Entscheidung, daß die Abtei, die Dechaney und das Stift zu Gandersheim mit den Krondomänen vereinigt wurden. Allen Mitgliedern und Beamten des Stifts wurden lebenslängliche Pensionen bewilligt. Die Dechantin Prinzessin Karoline, die wohl den nächsten Anspruch auf die Äbtissinnenwürde erheben konnte, erhielt zur Entschädigung das Inventarium der Abtei als ein Geschenk des Königs. So endete das Stift, das über 200 Jahre ruhm- und segensreich in Gandersheim bestanden hatte. Daß dies für die Stadt Gandersheim ein äußerst schwerer Schlag war, liegt nach dem vorhin Gesagten auf der Hand.

Hätte die Äbtissin Auguste Dorothee ihr Leben nur einige Jahre länger geführt, so würde in der westfälischen Zeit gewiß keine Veränderung in den bestehenden Verhältnissen eingetreten sein. Das Stift würde dann sein Leben wohl noch in die Zeit der rechtmäßigen Landesherrschaft hinübergerettet haben. Wer weiß, ob es dann nicht noch heutigen



Tages bestände? Aber nach dem Sturze des westfälischen Königtums lag für das Herzogtum Braunschweig wenig Anlaß vor, eine Wiederherstellung des Stiftes zu unternehmen. Eine Braunschweigische Prinzessin, die hier eine würdige Stellung hätte erhalten können, war nicht vorhanden. Die schwere Not der Zeit zwang, die stark geschwächten Mittel des Staates für andere dringendere Aufgaben zusammen zu halten. So hat denn, wie Helmstedt seine Universität, Gandersheim sein Stift durch die Westfälische Herrschaft für immer verloren.

### Bücherschau.

Claire von Glümer, Aus einem Flüchtlingsleben (1833 — 1839). Die Geschichte meiner Kindheit. Dresden u. Leipzig, H. Minden 1904. 322 S. 8<sup>o</sup> 4 M.

Unsere berühmte Landsmännin, die Schriftstellerin Claire von Glümer, die am 18. Oktober 1825 in Blankenburg geboren wurde, entwirft hier von ihrer Jugend ein anschauliches und ergreifendes Gemälde. Diese fiel in eine schwere und trübe Zeit. Wohl weiß sie uns zu berichten von vielen bleibenden Anregungen, von wechselnden schönen Eindrücken, die sie in ihrer Kindheit erfahren, aber zugleich auch von einer langen Kette von Leiden und Entbehrungen, mit denen jene erkauft wurden. Denn ihr Vater Karl von Glümer, ein eifriger Politiker und Publizist, gab früh seine advokatorische Praxis in Blankenburg auf und wurde Schriftsteller in damals streng verpönten freiheitlichem Sinne. Wenn er auch vergleichsweise stets noch in gemäßigten Bahnen blieb, so wurde es ihm doch oft bitter-schwer, eine gesicherte Stellung und einen auskömmlichen Unterhalt, ja mitunter nur einen festen Aufenthaltsort für sich und die Seinen zu finden. Denn wiederholt wurde er als politisch verdächtig des Landes verwiesen. So hat er denn mit seiner Familie erst in Deutschland mehrere Male den Wohnort gewechselt und schließlich im März 1833 in das Ausland gehen müssen. Sie weilten anfangs im damals noch französischen Elsaß und in Burgund, dann in der Schweiz zu Zürich, Baden (im Margau) und Bern, waren dann aber genötigt nach Frankreich zurück zu kehren. Zunächst hielten sie sich eine Zeit über in Lyon und in Toulouse auf. Dann zwang sie der leider sehr angegriffene Zustand der Mutter gesündere Gegenden in den Pyrenäen aufzusuchen, wo die Familie sich nacheinander an verschiedenen Orten niederließ. Darauf kehrten sie über Paris nach dem Elsaß zurück und schlugen in Weißenburg ihren Wohnsitz auf. Hier ist die Mutter am 31. Oktober 1839 gestorben. Ihre Briefe bilden für das vorliegende Buch eine wesentliche Quelle. Sie zeigt sich in ihnen, wie auch sonst, als eine treffliche,

hochgesinnte und liebenswürdige Frau, die voll Verständnis für ihren Gatten und dessen Sache jedes Geschick willig mit ihm teilt und ihm zu erleichtern strebt. Ein Zufall hat, wie die Tochter S. 27 erzählt, ihre schriftstellerische Veranlagung offenbart; sie hat diese anfangs unter dem Pseudonym G. Tello, dann unter ihrem vollen Namen (Charlotte von Glümer, geb. Spohr) ausgeübt und zum Unterhalte der Familie in schweren Tagen dadurch in wirksamster Weise beigetragen. In die ganzen traurigen Verhältnisse der Zeit läßt uns das Buch einen offenen Einblick tun, auch in das Leben und Treiben der zahlreichen politischen Flüchtlinge, mit denen v. Glümer zusammen traf. Unter diesen ist besonders Georg Fein zu nennen, der als Braunschweiger Landsmann auch für uns das meiste Interesse besitzt. Zugleich ist das Buch ein wichtiger Beitrag für die Lebensgeschichte, insbesondere für die Entwicklungszeit der Dichterin, die ohne Übertreibung mit warmem Gefühl die schwere Lebenszeit ihrer Eltern uns vorführt. Wir sind überzeugt, daß niemand das Buch ohne tiefe Teilnahme für die Verfasserin und die Geschicke ihrer Familie aus der Hand legen wird.

Im Braunschweiger Sonntagsblatte führt Superintendent D. Joh. Beste in Schöppenstedt seine Lebensbilder Braunschweiger Stadtgeistlicher fort; er behandelt an 30. bis 35. Stelle in Nr. 1: Joh. Heinr. Ludw. Meier, Nr. 12: Ludw. Friedr. Aug. Hoffmeister, Nr. 18: Joh. Wilh. Gottlieb Wolff, Nr. 22: Joh. Ernst Christian Götz, Nr. 30: Karl Ludolf Friedr. Bachmann und Nr. 34: Theoph. Heinr. Ludw. Bollmann. — Von alten Stiften in Braunschweig ist behandelt in Nr. 6: Stift St. Thomä, Nr. 33: Stift St. Antonii und Christophori und die Mercks'sche Stiftung. — Otto Schütte erörtert in Nr. 2: Braunschweiger Straßennamen, Nr. 20: Kirchlich-christliche Lehnwörter im Deutschen. — A. Stodt schreibt in Nr. 3 u. 4: Eleonore, Fürstin Reuß, geb. Gräfin Stolberg-Wernigerode und in Nr. 26: Das Gemeindehaus von St. Katharinen. — Gerlich in Nr. 17: Von der St. Johannis-Kirche, Nr. 28: Ein bemerkenswertes Urteil über unser neues Gesangbuch [von Professor theol. Dr. Friedr. Spitta in Straßburg]. — Nr. 5: Lagershausen, Die neue St. Paulikirche. — Nr. 9: Übersicht der Kirchspiele der Stadtkirchen in Braunschweig. — 24 u. 25: Ed. Groß, Die Braunschweiger Ferienkolonien. — 41: D. Pini, Weiherede bei Eröffnung des neuen Kinderheims der Stadt Br. — 44: v. Holwebe, die Pflgeanstalten der Stadt Br.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 5. R. Koch, Förderung der körperlichen Erziehung durch die Stadtverwaltungen und die entsprechende Ausgestaltung der öffentl. Erholungsstätten. — 6. F. Henking, Die Flaschenmilkstationen in und bei der Stadt Braunschweig; ders., Bericht über d. Verjamml. d. deutschen Vereins f. öffentl. Gesundheitspflege zu Dresden. — 7 u. 9. R. Blasius, Bericht über den I. internationalen Kongreß f. Schulhygiene in Nürnberg. — 8 u. 9. G. Jormer, Die diesjährigen Ferien-Waldspiele im Lechlumer Holze. — 10. 29. Verjammlung d. deutschen Vereins f. öffentl. Gesundheitspflege zu Danzig. 1904.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

November.

Nr. 11.

[Nachdruck verboten].

## Otto von Heinemann <sup>†</sup>1).

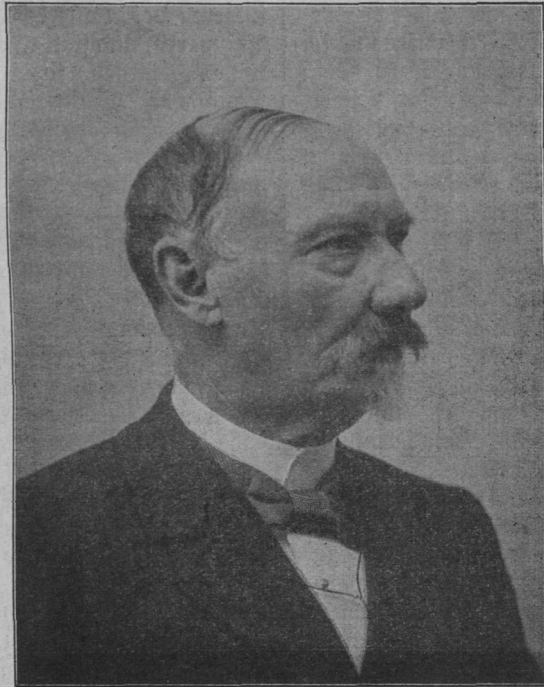
Über unserem Geschichtsverein hat in diesem Jahre ein böser Unstern gewaltet. Von den vier Ehrenmitgliedern, die er seit seiner Begründung sich erwählt hatte, sind im Verlaufe einiger Monate nicht weniger als drei durch den Tod von uns geschieden. Drei verschiedene Gebiete unserer Wissenschaft haben so in kurzer Zeit ihren ältesten und bewährtesten Vertreter verloren: Die

Vorgeschichte, die Stadtgeschichte, die Landesgeschichte. Alfred Mehring, der von Anfang an unserem Vereine als eifriges

Mitglied angehörte, wirkte in ihm unablässig für die Erforschung der ältesten Vorzeit unserer Gegend, über die er es an interessanten Mitteilungen fast in jeder Sitzung fehlen ließ, bis er infolge des großen Rufes, den er sich durch diese Studien auf dem Gebiete der An-

thropologie und Zoologie unverdrossenen, rührigen Vertreter in unserem Kreise noch nicht wiedergefunden hat. Die Wirksamkeit Ludwig Hänselmanns in unserem Vereine beschränkte sich im Wesentlichen auf seine sorgsam ausgearbeiteten und stilisierten Vorträge, in denen er stets einen interessanten Stoff zumeist aus der Stadtgeschichte Braunschweigs nach gründlichen Vorarbeiten in der ihm eigenen geist- und gemütvollen Art zur Freude aller Zuhörer zu behandeln verstand. Den Verkehr und ein tieferes Eingreifen in das Vereinsleben hinderte namentlich sein mit den Jahren zunehmendes Gehörleiden, das ihn immer mehr veranlaßte sich auf seine eigenen Studien zurückzuziehen, und die Arbeiten anderer mehr aus der Ferne mit Teilnahme zu verfolgen. Ganz im Gegensatz dazu stand voll im Wirken und Schaffen des Vereins bis vor wenigen Jahren unser drittes nun verstorbenes Ehrenmitglied, Otto von Heinemann. Hat er doch mit zu den Begründern unseres Vereines gehört, ist er doch seit dieser Zeit mehrere Jahrzehnte hindurch sein Leiter und

gie erworben hatte, uns Ostern 1881 entriickt und auf Betreiben Rud. Virchows als Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin angestellt wurde. Auch von dort aus hat er sein lebhaftes Interesse für uns und unsere Bestrebungen wiederholt betätigt. Was er der Wissenschaft gewesen, wird uns demnächst von berufenerer Seite dargestellt werden. Wir bedauern, daß er am 30. September zu früh ihr entriissen, und werden ihn, den unermüdblichen Forscher und liebenswürdigen Menschen, um so mehr in dankbarem Gedächtnisse halten, als seit seinem Scheiden die Vorgeschichte einen gleich



<sup>1)</sup> Vorgetragen in der Sitzung des Geschichtsvereins zu Wolfenbüttel am 24. Oktober 1904.

Führer gewesen, hat er doch diese langen Jahre in ihm und durch ihn auf weitere Kreise tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Seine Persönlichkeit, die sich im Innern des Vereins volle Autorität verschaffte, die nach außen hin in Wissenschaft und Leben wohl begründetes Ansehen genoß, hat die Erfolge des Vereins nicht zum mindesten veranlaßt. Sein wissenschaftlicher Name gab dem Vereine vor Allem seine Bedeutung, sein Wort und Wirken seinen Zusammenkünften den wesentlichen Inhalt. Da ist es nur eine schuldige Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir in der ersten Versammlung dieses Winters des nun Abberufenen pietätvoll gedenken und uns vor Augen zu stellen versuchen, nicht nur was er unserem Vereine und seinen Bestrebungen, sondern zugleich im amtlichen und privaten Schaffen der Wissenschaft gewesen ist.

Die von Heinemann waren ursprünglich eine Offizierfamilie, die sich besonders dem Artilleriedienste zugewandt hat. Um das Jahr 1683 zog Meister Jonas Heinemann, ein Büchsenmacher, von Rohrsheim nach Braunschweig, wo er bei der Artillerie eintrat, schließlich Zeugwärter wurde und im Jahre 1729 über 80 Jahre alt gestorben ist. Sein Sohn Joh. Kaspar Peter Heinemann hat es bei derselben Truppe vom Korporal bis zum Kommandeur gebracht; er ist als Oberst a. D. erst am 6. August 1774, 84 Jahr alt, gestorben. Auch dessen Sohn Ernst Christoph wurde wieder Artillerist, 1757 Leutnant, 1759 Hauptmann. Als solcher nahm er ruhmvollen Anteil an zahlreichen Gefechten des siebenjährigen Krieges, wo er unter Herzog Ferdinand socht. Er ist als Oberstleutnant und Kommandeur des Braunschweigischen Artilleriebataillons am 21. Dezember 1785 plötzlich an einem Nervenfieber gestorben, wenige Jahre nachdem ihn Kaiser Joseph II. wegen seiner und seiner Vorfahren militärischen Verdienste durch Patent vom 2. November 1781 in den erblichen Adelsstand erhoben hatte. Auch von seinen vier Söhnen haben drei den Soldatenberuf ergriffen. Der eine von ihnen, August, ist jung als Leutnant in Danzig gestorben, die anderen beiden sind an den Schlachten bei Quatrebras und Waterloo ehrenvoll beteiligt gewesen. Ernst von Heinemann in gleichsam angeerbter Stellung als Befehlshaber der Braunschweigischen Fußbatterie; der älteste aber, Rudolf von Heinemann<sup>1)</sup>, Oberst und Generalquartiermeister, hatte, als Herzog Friedrich Wilhelm gefallen und Oberst Olfersmann verwundet war, den Oberbefehl über das Braunschweigische Truppenkorps übernehmen müssen und war dann wie sein Fürst den Heldentod gestorben. Seine Leiche hat man im Schlachtgetümmel nicht wieder aufgefunden; der Oberbefehl der Braunschweiger ging dann auf den vierten Kommandeur, den Oberst von Herzberg, über.

<sup>1)</sup> Vgl. unten die Schriften von Heinemanns Nr. 72.

Nur ein Sohn Ernst Christophs, Friedrich Joachim von Heinemann, hat sich einem bürgerlichen Berufe zugewandt. Er war Jurist geworden und in westfälischer Zeit als Friedensrichter nach Helmstedt gekommen. Hier hatte er Charlotte (Luise Karoline) Meinders kennen gelernt, die aus Westfalen stammte, wo ihre Familie namentlich in der Grafschaft Ravensberg eine angesehenere Stellung einnahm. Am 9. Januar 1811 hatte er mit ihr den Ehebund geschlossen. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Landesherrschaft war er Kreisamtmann in Bettmar geworden, zu Anfang des Jahres 1819 aber als Kreisrichter wieder nach Helmstedt zurückgekehrt. Hier wurde ihm in dem sog. Henkeschen Hause auf der Böttcherstraße, in dem auch Ernst L. Th. Henke das Licht der Welt erblickt hatte, am 7. März 1824 ein Sohn geboren, der am 31. d. Mts. in der Taufe die Namen Friedrich Karl Otto empfing. Er war der jüngste Sohn in der fröhlichen Kinderchar des glücklichen Familienkreises, in dem außer drei Schwestern ihm vier Brüder erwuchsen. Diese haben im späteren Leben alle bewiesen, daß sie von tüchtiger Art waren, und sind zu geachteten Lebensstellungen empor gestiegen. Zwei von ihnen traten in den preussischen Militärdienst und sind hier bis zum General befördert worden. Der älteste von allen, Hermann, der Jurist geworden und als Finanzrat am 20. Dezember 1871 in Braunschweig gestorben ist, hat sich einen bedeutenden Ruf als Entomologe erworben und ein dreibändiges Werk über die „Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz“ (Braunschweig 1859—77) verfaßt. Ferdinand aber, der als Gymnasialdirektor zu Wolfenbüttel am 29. November 1881 verstarb, steht als solcher und als geistvoller anregender Lehrer nicht nur bei zahlreichen Schülern in dankbarem Andenken, sondern hat sich auch als gesinnungstüchtiger Vertreter in der braunschweigischen Landesversammlung und im norddeutschen Reichstage bewährt und insbesondere durch eine Reihe dramatischer Schöpfungen auch in der Deutschen Literatur vorteilhaft bekannt gemacht<sup>2)</sup>.

Mit inniger Freude und aufrichtiger Dankbarkeit hat Otto von Heinemann noch im hohen Alter, als er seine „Lebenserinnerungen aus vergangenen Tagen“<sup>3)</sup> niederschrieb, des reichen Segens gedacht, der ihm aus seiner glücklichen Jugendzeit im Waterhause erwachsen. Und wenn er hier die Eltern schildert, den strengen Rechtsinn, die gemessene Haltung, die peinliche Ordnungsliebe und Pünktlichkeit des Vaters, einer echten Beamtennatur im alten guten Sinne, und die stets sorgsam und liebevoll geschäftige, lebendige, für alles Schöne und Gute begeisterte Mutter, in deren Hand die eigentliche Erziehung der Kinder lag, so denkt man wohl unwillkürlich,

<sup>2)</sup> Vgl. über ihn Allgem. Deutsche Biographie B. 50.

<sup>3)</sup> Vgl. unten Schriften Nr. 101.

daß von beiden Eltern bestimmte Eigenschaften auf den Sohn sich vererbt haben. Er hatte das Glück, seine Eltern bis in ein vergleichsweise sehr hohes Alter zu behalten. Sein Vater ließ sich als Kreisgerichtsdirektor erst im 80. Lebensjahre zum 1. Januar 1850 pensionieren und zog dann 1853 nach Braunschweig, wo er am 28. März 1854 gestorben ist, nachdem ihm seine Gattin († 20. Januar 1854) wenige Monate vorher im Tode voraus gegangen war.

Nicht mit gleicher Liebe gedenkt von Heinemann an die Schulzeit zurück. Von den Verhältnissen des Helmsiedter Gymnasiums, das er von Ostern 1829 ab besuchte, entwirft er ein viel ungünstigeres Bild, als wir es von anderer Seite aus dieser Zeit erhalten haben<sup>2)</sup>. Dennoch gibt auch er zu, daß eine ungewöhnlich große Zahl tüchtiger Männer in jenen Jahren aus der kleinen Schule hervorgegangen sind; es sei erinnert an Hoffmann von Fallersleben, Karl Steinhart, Ernst Henke, Franz von Florencourt, Heinrich Ahrens, L. K. Bethmann, Ed. Schmeltzopf, Wilhelm Schrader, Alfred Fleckeisen, Rud. Leuckart, E. Teichmüller u. a. Er sieht aber hierin weniger ein Verdienst der Schule, als eine Nachwirkung der alten Überlieferungen der ehemaligen Universität, die sich in der Stadt und in den einzelnen Familien noch fortpflanzten, und die er „zu den ungreifbaren Imponderabilien rechnen möchte, wie solche bei dem geistigen Wachstum neben den realen Faktoren doch auch mit in Betracht kommen“. Jedenfalls haben auf die empfängliche Seele von Heinemanns die reichen und großen geschichtlichen Erinnerungen, die in der alten Stadt und ihrer Umgebung in so stattlichen und schönen Denkmälern ihm sichtbar vor Augen traten, von frühester Jugend auf einen tiefen und bleibenden Eindruck hervorgerufen, und lebenslang hat er seiner alten Geburtsstadt die treueste Anhänglichkeit bewahrt. Sein Sinn wurde so früh geschichtlich gerichtet, und wohl mehr hierdurch als durch Anregungen im Schulunterrichte, der nach dieser Seite sich nichts weniger als fruchtbar erwies, erklärt sich die spätere Wahl seines Berufs, dem seine innerste Neigung stets treu blieb. Auch hatten die Mängel der Schule, die dem Mitteltum und den Schwächeren natürlich verderblich werden mußten, für die ernsteren und strebsamen Naturen wenigstens den Vorteil, daß sie diese lehrten sich auf die eigenen Kräfte zu stellen, und daß sie die Kräfte frühzeitig weckten und stärkten. Daß von Heinemann bei seinen Mitschülern in großem Ansehen stand, beweist der Umstand, daß er in der nach dem Wolfenbüttler Vorbilde gegründeten Gymnasialturnungemeinde, deren Seele er war, wiederholt zum Turnwart gewählt wurde. So wohl er sich auch sonst

im Kreise seiner Genossen fühlte, so war der Abgang von der Schule ihm doch eine Befreiung aus drückendem Zwange. Ostern 1843 bestand er die Abiturientenprüfung und erhielt ein Zeugnis zweiten Grades, das nach dem Urteile der Lehrer und seinem eigenen Geständnisse bei regerem Eifer noch besser hätte ausfallen können.

Er entschloß sich zum Studium der Philologie und Geschichte und begab sich zunächst nach der Universität Bonn, wohin ihn besonders der Ruf Dahlmanns zog, der damals auf der Höhe seiner akademischen Wirksamkeit stand. Hat auch die feste und geschlossene Persönlichkeit des Mannes, die sich auch in seinen Vorträgen nicht verleugnete, auf den jungen Studenten ihren Eindruck nicht verfehlt, so ist er in ein näheres Verhältnis zu ihm doch nicht getreten, obwohl er, von Bethmann empfohlen, in seinem Hause verkehrte. Dazu war er auch in seinen Studien noch nicht weit genug vorgeschritten, um so mehr, da er neben ihnen auch die Freunde des frischen Studentenlebens am schönen Rheinstrome voll Jugendlust keineswegs verschmähte. Er war zum Corps der Hanseaten „gefeilt“ worden, in deren Mitte er eine äußerst vergnügte Zeit verlebte. Doch zog ihm die Folge einer Mensur eine gefährliche Gehirnentzündung zu. Sechs Wochen lag er im Fieber, bis seine gesunde, kräftige Natur die Krankheit überwand, die einzige ernsthafte, die ihn in seinem langen Leben jemals heimgesucht hat. Im folgenden Semester schied er dem Wunsche seines Vaters gemäß aus dem Corps aus, und wandte er sich nun ernstlicher den Studien zu, die er außer bei Dahlmann bei Brandes, Arndt und Löbell fortsetzte. Doch fand er sich auch in dieser Zeit mit gleichgesinnten Freunden wie Adolf Krummacher zu einem poetischen Kränzchen zusammen, in dem es gleichfalls an Heiterkeit nicht gefehlt haben wird. Stammt doch Krummachers beliebtes Lied:

Und wenn sich der Schwarm verlaufen hat  
um die mitternächliche Stunde . . .  
aus diesem Kreise und dieser Zeit.

Das folgende Semester brachte von Heinemann in der Heimat zu, indem er auf dem Collegium Carolinum in Braunschweig bei den Professoren Sy und Roberts neuere Sprachen studierte. Im Herbst 1844 aber ging er nach Berlin, wo er das erste Jahr bei Boeckh, Werder und Stühr hörte, dann aber zwei Semester an den historischen Übungen bei Leopold Ranke sich beteiligte. Die hier bei dem anerkannten Meister der Geschichtsforschung verlebte Zeit ist für seine wissenschaftliche Ausbildung weitaus die wichtigste und ertragreichste geworden. Denn hier erhielt er seine historische Schulung, wurden ihm vor allem die drei Hauptgebote Rankes für geschichtliche Arbeit eingeprägt: Kritik, Präcision und Penetration. Mit froher und dankbarer Gesinnung hat er später selbst bekannt, daß er dieser Pflanzschule für

<sup>2)</sup> Vgl. Wilh. Schrader, Erfahrungen und Bekenntnisse S. 19 ff. — Fr. Koldewey über H. Fleckeisen im Br. Mag. 1899 S. 201 ff. 209 ff.

die deutsche Geschichtswissenschaft „fast ausschließlich schulde, was er etwa später auf diesem Felde geleistet haben möge.“ Was ihm sonst die Stadt Berlin an allgemeinen Bildungsmitteln in so reicher Fülle bot, die öffentlichen Kunstsammlungen, das Theater, einen vielseitigen anregenden Verkehr in den verschiedensten Kreisen, hat er mit vollem Umfange genossen. So kehrte er in jeder Hinsicht befriedigt und mit tüchtigen Kenntnissen versehen nach Schluß des Sommersemesters 1846 nach Hause zurück, um zunächst die für eine Anstellung notwendige Prüfung abzulegen.

Doch dazu sollte er so bald nicht kommen. Aus Gefälligkeit gegen mehrere Lehrer übernahm er schon im November desselben Jahres an dem Gymnasium zu Helmstedt einige Unterrichtsstunden in der Geschichte und im Griechischen, die er bis Ende September 1847 fortsetzte. Dann ging er in dem Bestreben, sich nach Möglichkeit selbständig zu machen, nach Altona an das Erziehungsinstitut von Chr. Andresen, wo er jedoch nur ein Vierteljahr lang als Lehrer wirkte. Denn schon zu Neujahr 1848 erhielt er ein verlockendes Anerbieten, im Hause eines vornehmen und reichen livländischen Barons von Viphart in Paris den Unterricht eines Sohnes zu übernehmen. Mit Freuden ging er auf diesen Antrag ein, der ihn mit Arbeit nicht übermäßig beschwerte, jedenfalls reichlich Zeit ließ und Gelegenheit bot, das Leben in einer wirklichen Großstadt kennen zu lernen und deren Zauber auf sich wirken zu lassen, eine Menge interessanter Bekanntschaften zu machen und weltgeschichtliche Ereignisse in nächster Nähe zu beobachten. Denn es brach, als er noch nicht zwei Monate in Paris weilte, die Februarrevolution hier aus, die den König Louis Philipp seines Thrones beraubte. Eine anschauliche Schilderung dieser interessanten Erlebnisse hat er später in seinen Lebenserinnerungen entworfen. Dem Vater seines Zögling's behagten die politischen Unruhen nicht; er verlegte seinen Wohnsitz bis in den November nach Belgien (Brüssel, Laeken und Spa), was von Heinemann Gelegenheit, gab zahlreiche geschichtlich und kunstgeschichtlich wichtige Städte dieses Landes kennen zu lernen. Im folgenden Sommer ging die Reise von Paris nach Vichy, Bevey und nach dem Berner Oberlande. Im Winter darauf veranlaßten ihn unerquickliche Verhältnisse im Hause, seine Stellung zu kündigen, doch sagte ihm das ganze Leben in Paris so sehr zu, daß er hier für den folgenden Sommer bei einer englischen Familie nochmals eine ähnliche Aufgabe übernahm.

Michaelis 1850 kehrte er nach Braunschweig zurück, um nun endlich die für die Kandidaten des höheren Schulamts vorgeschriebene Prüfung zu erledigen. Die schriftlichen Arbeiten waren ihm schon im Mai des Jahres 1850 zugestellt worden, am 25. Juni 1851 bestand er die mündliche Prüfung.

Er erhielt die unbedingte facultas docendi in der Geschichte, sowie in der französischen und englischen Sprache; ein „ausgezeichnetes Lob“ wurde seiner geschichtlichen Arbeit erteilt und gesagt, sie „berechtige zu den erfreulichsten Erwartungen von dem, was der Verfasser noch ferner in diesem seinem Hauptfache werde leisten können.“ Das Probeforschjahr, das er nun hätte abhalten müssen, wurde ihm erlassen, da er sich als freiwilliger Hilfsarbeiter bei der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel gemeldet hatte. Es war dies besonders auch deshalb geschehen, weil die Aussicht auf Anstellung im Schuldienste damals in weiteste Ferne gerückt schien. Er hoffte, daß hier, wo der Bibliothekar Schönmann bereits völlig erblindet war, wenigstens die zweite Stelle bald erledigt werden würde, und so hat er schon in der Jugend denn ein volles Jahr (1852) an der Anstalt gewirkt, der er später noch so manches Jahrzehnt seine beste Kraft widmen sollte. Von Ostern bis Johannis 1852 übernahm er für den erkrankten Kollaborator Knoch am Wolfenbüttler Gymnasium den geschichtlichen und deutschen Unterricht, den später der Direktor J. Jeep äußerst anerkennend beurteilte. In demselben Jahre promovierte er in Gießen mit einer Dissertation: *de rebus gestis filiorum Ludowici Germanici*; das Doktordiplom wurde ihm unterm 8. Juli 1852 ausgestellt. Da sich jedoch seine Hoffnungen an der Bibliothek nicht erfüllten und inzwischen viele Lehramtskandidaten in die Fremde gegangen waren, so bekam er zu Neujahr 1853 doch schon eine Hilfslehrerstelle am Realgymnasium zu Braunschweig, doch gab er sie bald wieder auf, da die Verhältnisse an der Anstalt ihm nicht behagten, und er schon zu Ostern desselben Jahres eine vorteilhafte Berufung an das Karls-Gymnasium in Bernburg erhielt. Er folgte ihr und hat nun über 15 Jahre lang im Anhalter Schuldienste und in der Geschichte der Anhaltischen Lande unverdrossen gearbeitet.

Nach einer einjährigen Probezeit ist v. Heinemann unterm 9. Februar 1854 als Gymnasialoberlehrer in Bernburg angestellt worden; er erteilte in den oberen Klassen den Unterricht in der Geschichte und Geographie, im Deutschen und in den neueren fremden Sprachen. Noch in demselben Jahre begründete er sich den eigenen Herd, indem er sich am 30. Mai 1854 in Braunschweig mit Helene von Brandenstein, der Tochter des braunschw. Generalmajors v. B., vermählte. Am 24. März 1859 erhielt er den Professortitel. Schon in den ersten Jahren betätigte er hier seine warme Liebe zu den Büchern und zu wissenschaftlicher Arbeit. Er erhielt Juni 1855 die Erlaubnis, das begonnene Verzeichnis der Handschriften der Bernburger Hauptbibliothek fortzuführen und zu berichtigen. Im folgenden Jahre wurden ihm im Nebenannte die Geschäfte eines Archivars beim Herzogl. Haupt- und Landes-



archive übertragen, das ihm am 5. September 1856 übergeben wurde. Sein zu Ende d. J. 1860 eingereichtes Gesuch um definitive Anstellung als Hauptarchivar wurde zwar aus finanziellen Bedenken abgelehnt, sonst aber hatte er sich bei seiner Regierung stets bereiter Förderung und voller Anerkennung zu erfreuen. Schon im Jahre 1852 war ihm auf Schönmanns Empfehlung die Abfassung des Textes zu den malerischen Originalansichten des Königreiches Hannover und des Herzogtums Braunschweig übertragen, einem Werke, das in Lieferungen herausgegeben erst 1858 seine Vollendung erfuhr<sup>1)</sup>. Später hat er auch einen großen Teil des Textes zu einem gleichen Werke über die Provinz Sachsen geschrieben<sup>2)</sup>. In Bernburg wandte er sich nun namentlich der Anhaltischen Geschichte zu. Er verfaßte 1860 eine historische Monographie über den Markgrafen Gero, die ihm von Seiten seines Fürsten einen Ehrensold, einige Jahre darauf (1864) eine quellenmäßige Darstellung des Lebens Albrechts des Bären, die ihm die Anhaltische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, auch den preussischen Kronenorden eintrug<sup>3)</sup>. Namentlich dieses letzte auf gründlichen Studien beruhende Werk hat von Heinemanns guten wissenschaftlichen Ruf begründet und ihn in die Reihe der anerkannten Geschichtsforscher des deutschen Mittelalters eingeführt. Daneben geht eine Reihe von kritischen Untersuchungen und Texteditionen, die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht sind, von Darstellungen geschichtlicher Persönlichkeiten und Ereignisse, deren Kenntnis er so in gewandter und geschmackvoller Form weiteren Kreisen zugänglich zu machen suchte, auch beginnt in dieser Zeit (1865) schon seine emsige Mitarbeit an dem literarischen Zentralblatte, für das er später so überaus tätig war. Über alle diese Arbeiten gibt das Schriftenverzeichnis am Schlusse dieses Aufsatzes genauere Auskunft. Vor allem nahm jetzt aber auch schon das monumentale Quellenwerk, der Codex Diplomaticus Anhaltinus, seinen Anfang, der für das Anhalter Gebiet und seine Umlande eine hohe Bedeutung sich für immer bewahren wird. Heinemann selbst hatte den Wunsch nach einem solchen Werke in der Vorrede zu seinem „Albrecht dem Bären“ ausgesprochen, Staatsminister Sintonis aber diesen Gedanken verständnisvoll aufgegriffen und den Herzog Leopold Friedrich für ihn zu gewinnen gewußt, der in ausgiebigster Weise die Mittel für das Unternehmen bewilligte. Auch genehmigte er den dafür durch von Heinemann aufgestellten Plan, dem auch die alleinige Ausführung der Arbeit anvertraut wurde. Rüstig nahm er diese in Angriff, für den Sommer 1866 erhielt er einen halbjährigen Urlaub, um für den

ersten Band den Stoff aus fremden Archiven zusammen zu bringen. Schon zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Herzogs (9. August 1867) konnte er diesem die erste Abteilung des ersten Bandes überreichen. Er hat dann dieses von unermüdlicher Arbeitslust und Arbeitskraft zeugende Werk auch in der späteren Epoche seines Lebens, weil der Herzog von Anhalt es ausdrücklich wünschte, fortgesetzt und so das urkundliche Material der Anhaltischen Lande bis zum Jahre 1400 in einer trefflichen Ausgabe vereinigt, die von der berufenen Kritik einstimmig des höchsten Lobes gewürdigt ist. Es sind fünf starke Quartbände, die bis zum Jahre 1881 fertig gestellt waren, und denen sich 1883 dann noch ein ausführliches Register anschloß.

Da außer den amtlichen und wissenschaftlichen sich auch die geselligen Verhältnisse für von Heinemann in Bernburg sehr angenehm gestaltet hatten, so wurde es ihm nicht leicht, sich von der lieblich gelegenen Stadt zu trennen, als aus der alten Heimat ein Ruf an ihn erging. Aber dieser war so verlockend, schien ihm so sehr die kühnsten Wünsche seiner Jugend zu verwirklichen, daß er ihm nicht zu widerstehen vermochte. Handelte es sich doch um die Leitung der alten ehrwürdigen Bibliotheca Augusta in Wolfenbüttel. Hier war am 5. Dezember 1867 von Heinemanns älterer Freund der Bibliothekar Dr. Ludw. Konr. Bethmann gestorben, der ihn selbst sich wohl als Nachfolger im Amte gewünscht hatte. So meldete er sich denn zu der Stelle, mit ihm zugleich aber eine große Zahl anderer Bewerber. Darunter waren Namen von gutem Klang, der Bibliotheksekretär Dr. D. Hartwig in Marburg, später Oberbibliothekar in Halle, Dr. Aug. Rothstatt in Berlin, der Herausgeber der Bibliotheca historica medii aevi, W. Müldener in Göttingen, Dr. Wilh. Arndt, wie einst Bethmann Mitarbeiter an den Monumentis Germaniae historicis, Ed. Bodemann in Hannover, L. Hänfelmann und H. Dürre in Braunschweig, Pastor Dr. Wilh. Hoed in Bortfeld, der frühere Gehülfe Schönmanns u. a. Die meiste Aussicht hatte zunächst der Rustos der kgl. Universitätsbibliothek in Bonn, Dr. Anton Klette, den Friedrich Ritschl in Leipzig als „geborenen Bibliothekar“ auf das Wärmste empfohlen hatte. Man wollte mit ihm gerade in mündliche Verhandlung eintreten, als er seine Meldung zurückzog, weil ihm das preussische Kultusministerium, um ihn zu halten, eine sehr bedeutende Verbesserung in seiner Stellung bewilligt hatte. Jetzt entschied sich das kgl. Staatsministerium schnell für von Heinemann, der ganz abgesehen von wissenschaftlicher Befähigung vor seinen Mitbewerbern, Hoed ausgenommen, das voraus hatte, daß er mit den Verhältnissen der Bibliothek durch seine frühere Arbeit schon gut vertraut war. Gerade bei einer Anstalt wie dieser, die im engsten Zusammenhange mit dem Braunschwei-

<sup>1)</sup> Vgl. unten Schriften Nr. 4.

<sup>2)</sup> Eb. Nr. 7.

<sup>3)</sup> Eb. Nr. 9 und 12.



gischen Fürstenhause und Lande erwachsen ist und so viele geschichtliche Überlieferungen in sich birgt, war diese Eigenschaft nicht zu unterschätzen; nicht minder, daß bei ihm als geborenem Braunschweiger für alle solche Dinge Verständnis und Pietät zu erwarten waren. Und diese Annahme hat bei ihm wahrlich nicht getrogen. Denn wenn einer die Traditionen der Bibliothek, ihren geschichtlichen Charakter im Sinne Bethmanns liebevoll festhalten und weiterführen konnte, so ist das ohne Zweifel ihr damals neu erwählter Leiter gewesen.

Im Juli 1868 trat von Heinemann sein neues Amt auf der Bibliothek an, die von nun an die Hauptstätte seines Schaffens werden und bleiben sollte. Er erhielt den Titel eines Bibliothekars, der zum 25. April 1880 in den eines Oberbibliothekars verwandelt wurde. Was er als solcher in fast 36 jähriger Tätigkeit gewirkt und erreicht hat, lehrt auch dem blödesten Blicke der Augenschein. Nachdem er das anfangs ihn bedrückende Gefühl von dem Umfange und der Schwere der ihm übertragenen Aufgaben überwunden hatte, faßte er mit Ruhe und nach dem Wahlspruche des fürstlichen Begründers der Bibliothek: „Alles mit Bedacht“ ein Ziel nach dem anderen ins Auge, um so eines nach dem anderen Herr zu werden. Im hohen Grade besorgniserregend war der bauliche Zustand der Bibliothek. Von wie herrlicher Schönheit im Innern auch der stolze Ruppelbau der alten Bibliothek war, er war baufällig, bei der Menge des verwandten Holzwerks äußerst feuergefährlich, zudem für die Fülle der Schätze zu enge geworden. Da konnte nur ein Neubau helfen. Diesen hat von Heinemann in ausführlichen, dringenden Eingaben wiederholt beantragt, ohne daß die Angelegenheit zunächst vom Flecke kam. Dies geschah erst, als die ganzen Verhältnisse in einer pseudonymen Broschüre dargelegt wurden, die der Senator Fr. Culemann in Hannover eines Tages in großer Anzahl im Lande verhandelt hatte, und die Sache nun zu einer öffentlichen wurde, der sich die Tages-Presse und die wissenschaftlichen Blätter mit Eifer annahmen. Zwei Universitäten, Marburg und Straßburg, richteten für die Bibliothek Petitionen an die Landesversammlung, die diese nach einem trefflichen Referate des Konfistorialrats von Schmidt-Whifeldt am 20. Juni 1879 der Regierung zur Berücksichtigung empfahl. Diese ganze Bewegung kam von Heinemann zunächst vollständig überraschend, aber er hat ihr später selbst Vorschub geleistet, indem er sich bestimmen ließ, einen Vortrag über die Geschichte und Schätze der Bibliothek, den er früher einmal gehalten hatte, jetzt dem Drucke zu übergeben<sup>1)</sup>. Er wirkte natürlich in weiteren Kreisen aufklärend über die hohe Bedeutung der Anstalt, weckte die Teilnahme für sie und stärkte den Wunsch und das Bestreben, Wandel

in den offenbaren Missetänden zu schaffen. Der Neubau wurde beschlossen und nach den Angaben von Heinemanns von den Baumeistern Karl Müller und Gustav Bohnsack die Pläne dazu ausgearbeitet. Im Herbst 1881 wurde der Bau begonnen, Ende 1886 stand er vollendet da. Von April bis Juli 1887 fand unter Leitung von Heinemanns, der auch bei diesen Arbeiten eine beneidenswerte Leistungsfähigkeit bewies, die Überführung der Bücherschätze in das neue Gebäude statt, das dann am 1. August 1887 eröffnet wurde. Für eine lange Zukunft war so für die alte Bibliothek ein neues ausreichendes, sicheres und würdiges Heim bereitet.

In der inneren Ordnung und Einrichtung der Bibliothek hielt sich von Heinemann von gewaltigen Änderungen, mit denen manche seiner Vorgänger, ohne sie durchführen zu können, in blindem Eifer begonnen hatten, vorsichtig fern; er baute vielmehr planmäßig auf den Grundlagen weiter, die in mühevoller Arbeit L. A. Bethmann gelegt hatte, insbesondere behielt er die Bibliotheks-einteilung bei, für die dieser mit bewundernswerter, umfassender Sachkenntnis ein treffliches System entworfen hatte, in das die verschiedenen bislang noch getrennten Bibliotheken zu einer harmonischen Einheit verschmolzen waren. Vor allem suchte er in der Bibliothek in jeder Hinsicht eine strenge Ordnung einzuführen und aufrecht zu erhalten; jede Maßregel und Benützung, die diese stören konnte, suchte er so viel wie möglich abzuwenden. Bethmann hatte in unermüdlichem Sammeleifer an Handschriften und Druckwerken, was nur irgend möglich war, in die Bibliothek hineinzubringen gesucht. Alle diese Zugänge in ordnungsmäßigen Stand zu bringen und genügend zu verarbeiten, fehlten oft Arbeitskräfte und Mittel; es hatte manches unerledigt liegen bleiben müssen. Diesen Zustand suchte von Heinemann schnell zu beseitigen. Er wußte durch eine besondere Verwilligung der Regierung und ein Abkommen mit der Direktion der Gefangenenanstalten es zu erreichen, daß viele Tausende von Büchern, die in der Bibliothek ungebunden umherstanden, jetzt den für ihre Erhaltung notwendigen, wenn auch einfachen Einband erhielten. Er ordnete und verzeichnete die in den letzten Jahrzehnten hinzugekommenen Handschriften der Bibliothek, die er als Classis nova den früheren Abteilungen hinzufügte. Ebenso führte er die von Bethmann bereits begonnene Ordnung der Kunstblättersammlung zum Abschluß. Er sorgte für gute Aufbewahrung dieser Kunstschätze, suchte gefährdete und beschädigte Blätter zu sichern oder zu ergänzen, wie er denn auch auf die Instandsetzung der Einbände der alten Handschriften unter tunlichster Erhaltung der überlieferten Teile unablässig bedacht war. So muß die äußere Ordnung der Bibliothek unter seiner Leitung stets als eine musterhafte bezeichnet werden.

<sup>1)</sup> Vgl. Schriften Nr. 45.

Doch auch für die innere Ordnung und die Ausbarmachung der ihm anvertrauten Bücherschätze für weitere Kreise suchte er nach Kräften zu sorgen. Die Landesversammlung hatte neben dem Neubau 1879 auch die Herausgabe eines Handschriftenkataloges befürwortet und auf Vorschlag der Regierung dann reichliche Mittel dafür bewilligt. Mit Eifer nahm von Heinemann sogleich diese Arbeit in Angriff; schon 1884 erschien der erste Band, der betreffs der Einrichtung, der Bearbeitung, wie der Ausstattung die volle Anerkennung der Fachgenossen erhielt. Schnell ist das Werk, — wieder ein Beweis für die tüchtige Arbeitskraft von Heinemanns — fortgeschritten; es sind, wesentlich durch ihn hergestellt, jetzt acht Bände vollendet, die die Helmstedter, die Augusteer und Weissenburger Handschriften umfassen<sup>1)</sup>. Auch für die Druckwerke der Bibliothek, deren Verzeichnung eine ganz ungenügende war, hat er eine neue Katalogisierung ins Werk gesetzt, die ebenfalls von berufener Seite als eine vorzügliche bezeichnet worden ist. Er wußte auch hierfür beträchtliche außerordentliche Mittel zu gewinnen und für diesen Zweck allein die Annahme mehrerer junger Gelehrten durchzuführen, und es hat im Einverständnis mit ihm sein treuer Gehülfe Dr. Milchsack die Grundsätze für diese Katalogisierung im Einzelnen aufgestellt<sup>2)</sup>.

Auch reichen Zuwachs hat die Bibliothek unter seiner Verwaltung erfahren, obwohl er kein Sammler war und sein wollte, dies auch mit einer für den Vorsteher einer Sammlung überraschenden Bescheidenheit häufig betonte. Lieblingsreden von ihm waren, daß das Sammeln das Herz aushöhle, daß er jeden Sammler so lange für einen Spitzbuben halte, bis er in den Anzeigen gelesen, er sei gestorben. So sind denn die meisten Büchersammlungen, wie die des Collegium anatomico-chirurgicum (17000 Bände), des Collegium Carolinum (7500 Bände) u. a. mehr oder weniger ohne sein Zutun nach Wolfenbüttel gekommen, weil man an den betreffenden Stellen die Bücher los sein wollte. Eine der glücklichsten Erwerbungen aber war der von Heinemann eifrig betriebene Ankauf der namentlich an Kunstwerken (Exlibris; Büchersignete u.) reichen Sammlungen des Freiherrn von Werlepsch in Groß-Stöckheim, der nach der geringfügigen Kaufsumme allerdings mehr ein Geschenk als ein Kauf genannt werden muß.

Die Haltung, die von Heinemann den Benutzern der Bibliothek gegenüber einnahm, ist namentlich in der letzten Zeit seiner Amtsführung oft ungünstig beurteilt worden, und wir würden wohl nur den Widerspruch herausfordern, wenn wir jede Berechtigung hierfür völlig in Abrede stellen wollten. Allerdings darf man dabei niemals außer Acht lassen,

daß in erster Linie auch hier immer die liebevolle Sorge für die ihm aus Herz gewachsene Bibliothek, deren Ordnung er nicht stören, von der er kein Stück einer Gefährdung aussetzen wollte, sein Tun und Treiben leitete. Auch weiß ein jeder, der mit der Verwaltung öffentlicher Sammlungen zu tun hat, wie viel unberechtigte Forderungen hier oft an die Beamten gestellt werden, und wird aus eigener unangenehmer Erfahrung der Meinung von Heinemanns nicht widersprechen, daß ein Gelehrter noch lange kein Gentleman zu sein brauche. Aber es war nicht nötig, daß er von vornherein diese Ansicht auch harmlosen Benutzern der Bibliothek zu verstehen gab. Das hat manche von ihrem Besuche geradezu abgeschreckt, die Benutzung der Bibliothek selbst stark beeinträchtigt, so lebenswürdig er andererseits namentlich gegen Leute sein konnte, die ihn geschickt zu nehmen und auf seine Eigenheiten einzugehen verstanden. Daß der Ruf der Wolfenbüttler Bibliotheksverwaltung in der gelehrten Welt sich allmählich verschlechterte, ist namentlich auch durch die Maßnahmen veranlaßt worden, die in der Versendung von Handschriften und seltenen Drucken eine Beschränkung einführten, über die von Gelehrten und Ungelehrten oft in übertriebener Weise Klage geführt wurde. Sehr unliebsame Erfahrungen, die von Heinemann mit Gelehrten und Ausstellungsansprüchen gemacht hat, haben ihn zu diesem Schritte bewogen. Über das Maß, das hier im Interesse der Bibliotheken inne zu halten ist, läßt sich gewiß streiten. Aber wer weiß, wie leicht hin insbesondere junge Forscher und Liebhaber die Überföndung der kostbarsten unersehblichen Stücke hier wie ein gutes Recht fordern, wer gesehen, wie sorglos und schlecht oft von Männern, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, mit diesen Sachen umgegangen wird, der wird von Heinemann nur zustimmen, wenn er hier Vorsicht walten ließ und die Versöndung von Kostbarkeiten etwas beschränkte. Wir sind überzeugt, daß viele Kollegen in Sorge um ihre Schätze dem Beispiele von Heinemanns folgen würden, wenn sie öffentlichen Angriffen gegenüber den Mut selbstständiger Meinungsäußerung und -betätigung besäßen, der von Heinemann niemals gefehlt hat<sup>3)</sup>.

Neben dieser amtlichen Wirksamkeit auf der Bibliothek geht nun nach verschiedenen Richtungen eine eifrige außerdienstliche Tätigkeit von Heinemanns. Glaubte er bei seinem Abschiede von Bernburg sich auch vom Lehrfache gänzlich verabschiedet zu haben, so währte es nicht lange, daß er in Wolfenbüttel bald wieder dafür gewonnen war. Seit dem Frühjahr 1869 übernahm er im neubegründeten Lehrerinnenseminar den Unterricht in der Geschichte. Er hat ihn hier 25 Jahre lang erteilt und sich die Verehrung und Anhänglichkeit seiner Schülerinnen

<sup>1)</sup> Vgl. Schriften Nr. 62. — <sup>2)</sup> Eb. Nr. 78.

<sup>3)</sup> Vgl. G. Milchsack in den Braunschw. Anzeigen vom 3. Sept. 1904 Nr. 207 (auch als Sonderdruck erschienen).

im hohen Maße erworben. Im Jahre 1880 trat er auch in den Vorstand des Seminars, eine Stellung, die ihm zu selbständiger Tätigkeit schwerlich viel Anlaß gegeben hat, da hier die hochverdiente Begründerin und Leiterin des Ganzen, Fräulein Anna Vorwerk, gewiß nicht zum Schaden der Sache das Beste so gut wie allein in der Hand behielt<sup>1)</sup>. Nicht so wie hier befriedigten ihn die geschichtlichen Vorlesungen, die er an der technischen Hochschule zu Braunschweig von 1889—97 gehalten hat. Er hat die ältere deutsche Kaiserzeit, die Reformation, die Freiheitskriege und Geschichte Niedersachsens behandelt; auch ist er hier wiederholt bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei der 100jährigen Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms I. (1897) u. a. als beliebter Festredner aufgetreten. Schon früher (zum 1. Januar 1883) hatte ihn die Regierung zum Mitgliede der Kommission zur Prüfung der Kandidaten des höheren Lehramts ernannt. Ebenso hat ihn das Vertrauen des Kirchenregiments eine lange Reihe von Jahren (1882—1900) als Mitglied in die Landessynode berufen.

Dazu kam dann noch die unablässige Fortsetzung einer ausgedehnten wissenschaftlichen Tätigkeit. Wir können diese hier nicht im Einzelnen verfolgen, sondern müssen auf die unten folgende reichhaltige Übersicht seiner Arbeiten verweisen, die für sich selbst spricht. Nur auf ein paar Werke möchte ich mit wenigen Worten aufmerksam machen, auf seine Schrift „zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing“ (Nr. 26), in der uns in Briefen und Aktenstücken der Zeit wichtige Beiträge zur Lebensgeschichte seines großen Vorgängers mitgeteilt werden, und auf seine dreibändige Geschichte von Braunschweig und Hannover, in der namentlich seine stilistische Gewandtheit und Darstellungskunst sich im glänzenden Lichte gezeigt haben (Nr. 57). Daß literarische Nachweise und auch ein Register hier vollständig fehlen, lag in dem vom Verleger aufgestellten Plane des Werkes, den von Heinemann selbst wegen der dadurch erschwerten Benutzbarkeit seiner Arbeit lebhaft bedauerte.

Noch in anderer Weise hat er für die Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit, die Verbreitung von deren Kenntnis, sowie für die Weckung geschichtlichen Sinnes und Liebe zur Heimat erfolgreich gewirkt: durch die beiden Vereine, an deren Spitze er Jahrzehnte lang gestanden hat. Um die Zeit, als er nach Wolfenbüttel berufen wurde, waren einige jüngere eifrige Geschichtsforscher u. -freunde zur Gründung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde zusammen getreten. Für die Ehre, in diesem Vereine neben den Grafen Botho zu Stolberg-Bernigerode den Vorsitz zu übernehmen, hielt man niemand für würdiger als von Heinemann, der sogleich

auf der ersten Hauptversammlung zu Bernigerode am 2. und 3. Juni 1868 erschien und von da ab, bis 1877 als stellvertretender, seitdem als erster Vorsitzender, an allen Veranstaltungen des Vereins den lebhaftesten Anteil genommen hat. Ebenso wurde ihm sofort der Vorsitz in dem Zweigvereine übertragen, den er in Gemeinschaft mit dem späteren Konsistorialpräsidenten von Schmidt-Phisfeld<sup>2)</sup> in unserer engeren Heimat zunächst für das Gebiet von Wolfenbüttel 1873 begründete, der dann aber allmählich mehr und mehr seine Tätigkeit auf das ganze Herzogtum ausdehnte. Für beide Vereine war seine Persönlichkeit von hoher Bedeutung. Mit Ruhe und Würde leitete er die Versammlungen, zu denen regelmäßig zu erscheinen er für seine Pflicht hielt; bei jeder Gelegenheit stand ihm das richtige Wort stets sicher zu Gebote; seine zahlreich gehaltenen Vorträge waren es vor allen, die auch weitere Kreise anregten und ansprachen. Und wie wußte er nach dem Ernst der Verhandlung auch munterem Frohsinn sein Recht werden zu lassen! Wie wenige besaß er die Gabe geistreicher, anregender Unterhaltung; durch lebenswürdigen Humor konnte er einen ganzen Kreis frisch beleben; auf die verschiedensten Interessen verstand er einzugehen; den Damen zeigte er eine feine galante Mitterlichkeit, die in unseren Tagen immer seltener zu werden scheint. Wie viele schöne Erinnerungen knüpfen sich nicht für alle Teilnehmer an diese Tage, wo der verehrte Präsident oft bis in die späte Nacht hinein eine ausdauernde Schar bei gutem Trunk in heiterster Stimmung zusammen hielt!

Kam es aber darauf an, seine Persönlichkeit einzusetzen für eine gute Sache, so trug er kein Bedenken, dies in vollem Umfange zu tun. Das hat er vor allem in dem langwierigen Kampfe um die Burg Dankwarderode bewiesen. Wir alle freuen uns jetzt des prächtigen Baues, der, Dank dem hochherzigen Entschlusse unseres Regenten, S. K. H. des Prinzen Albrecht, im alten Glanze erstanden ist. Und doch, wie viel fehlte daran, so wäre die Stätte mit dem geschichtlich geweihten Bauwerk dem Erdboden gleich gemacht, wäre dieses ödem Nützlichkeitssinne, banauflischer Gleichgültigkeit zum Opfer gefallen? In dem Streite aber, der Jahre lang um das alte Palatium Heinrichs des Löwen tobte, ist Niemand kräftiger und entschiedener für dessen Erhaltung eingetreten als von Heinemann. Er hat eine erbitterte Pressfehde nicht gescheut und ist, wie ein Witzblatt der Tage es bezeichnend darstellte, mit offenem Visiere den anonymen Klopffechtern entgegengetreten<sup>3)</sup>. Ihm gebührt daher auch ein gut Teil des Dankes für den glücklich errungenen Erfolg. Er übernahm diese Fehde in dem vollen Bewußtsein, daß er für eine ideale,

<sup>2)</sup> Vgl. Br. Mag. 1895 S. 33 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Braunschw. Anzeigen 1880 Nr. 55. 103. 106. 108 und 112.

<sup>1)</sup> Br. Mag. 1901 S. 17 ff.

wichtige Angelegenheit kämpfte; es galt ihm gleich, daß er mancher angesehenen Persönlichkeit, ja, was viele noch gefährlicher dünkte, einer anmaßenden Zeitung das Widerspiel hielt, von deren weitgehendem Einflusse wir uns heute kaum noch die rechte Vorstellung machen können. Wenn aber durch dieses und andere Vorfälle Sinn und Verständnis für geschichtliche Überlieferung, Liebe zur heimischen Vergangenheit und Achtung vor den ehrwürdigen Denkmälern der Vorzeit geweckt und gestärkt wurde und so allmählich eine Macht sich bildete, die im Widerstreite entgegenstehender Interessen und Neigungen eine immer wirksamere Berücksichtigung ihres Standpunkte sich erkämpfte, so ist für diesen uns und unseren Bestrebungen so günstigen und willkommenen Umschwung hier zu Lande kaum Jemand mit größerem Erfolge tätig gewesen als von Heinemann. Das soll ihm für immer unvergessen sein.

Wie hier so ist er auch sonst im Leben unbefümmert um die Meinung der großen Menge nach eigener Überzeugung fest und sicher seinen Weg gegangen. Nach dem Spruche des Altmeisters Goethe: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren“, hat er sich gewehrt, wo es not tat, und so im täglichen Leben wie in der Wissenschaft sich das Glück erstritten, das derselbe Goethe als der Erdentinder höchstes preist: die Persönlichkeit. Als er nach Wolfenbüttel kam und alle Welt hier für liberal gelten wollte, hat er aus seiner konservativen Gesinnung niemals ein Gehl gemacht; niemals hat er auch später seine treue Anhänglichkeit an unser angestammtes Fürstenhaus verleugnet. Als von hoher Stelle aus die Verpflichtung unseres Erbhuldigungsseides gegen die jüngere Linie des Hauses Braunschweig in Abrede gestellt wurde, ist er in einem Aufsatze der Allgemeinen Zeitung frei und offen für die entgegengesetzte Ansicht eingetreten<sup>1)</sup>. Unvergesslichen Eindruck haben seine begeisterten Worte hervorgerufen, mit denen er bei dem Festmahle zu Ehren der Vermählung unserer Prinzessin Marie Luise mit dem Prinzen Max von Baden das Herzogshoch ausbrachte. Was er für recht hielt, davon ließ er sich durch nichts abbringen. Leicht und heftig loberte da im Streite der Meinungen das Soldatenblut in ihm auf, das von seinen Vorfahren her in seinen Adern floss. Wie konnte er sich in den letzten Jahren ereifern, wenn er auf die Guttenbergbibel zu reden kam, die, wie er fest überzeugt war, Bibliothekare von hohem Namen in niedriger Gesinnung seiner geliebten Anstalt, wenn nicht entwandt, so doch vorenthalten hatten<sup>2)</sup>.

Viel Schweres und Trübes war ihm in der Familie in den letzten Zeiten zu tragen auferlegt. Er sah seine geliebte Gattin an schweren, unheilbaren, mit unsäglichem Geduld getragenen Leiden langsam dahinsiechen, bis der Tod ihr am 14. Februar 1902

wie eine Erlösung kam. Drei erwachsene Kinder sanken vor ihm in das Grab: der ältere Sohn Hans als Student, der jüngere, Lothar, der den Spuren des Vaters gefolgt war, als ordentlicher Professor der Geschichte in Tübingen, wo er nach mancherlei Enttäuschungen gerade jetzt eine ganz neuen Wünschen entsprechende akademische Tätigkeit begonnen hatte; eine begabte Tochter, von der er hoffte, daß sie durch eine glückliche Operation von langer schwerer Krankheit befreit worden sei. Alle diese Schicksalsschläge hat er wie ein Held ruhig und gefaßt ertragen, in vertrauensvoller Ergebung in Gottes Fügung, die ein Ausfluß seiner tiefreligiösen, echtchristlichen Gesinnung war. Trost und Erholung fand er außer in dem Glück seiner jüngeren Tochter, die an den Direktor der Preussischen Staatsarchive Dr. R. Koser verheiratet ist, und in der Freude an den Enkeln vornehmlich in rastloser Arbeit, die lebenslang sein Element war. So ist sein mühevolleres Leben denn auch ein reichesegnetes, nach dem schönen Worte des Psalmisten ein köstliches gewesen.

Auch an äußerer Anerkennung seiner Verdienste hat es ihm nicht gefehlt. Viele wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften rechneten es sich zur Ehre an, ihn zu den ihrigen zu zählen. Die historische Klasse der Akademie der Wissenschaften in München erwählte ihn durch Diplom vom 25. Juli 1868 zum korrespondierenden Mitgliede, ebenso der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg (1863), der Bergische (1868), der Anhaltische Geschichtsverein (1875), der Geschichtsverein des Erzstifts und Herzogtums Magdeburg und der historische Verein für Niedersachsen (1885); der thüringisch-sächsischen Verein hatte ihn schon 1862 zum ordentlichen Vereinsmitgliede ernannt. Zum 8. Mai 1897 hatte er den Titel eines Geheimen Hofrats, schon ein Jahr vorher das Kommandeurkreuz II. Klasse des Ordens Heinrichs des Löwen erhalten, dem zum 1. April 1903, wo er unter reger Teilnahme von den verschiedensten Seiten das Jubiläum einer fünfzigjährigen Diensttätigkeit feierte, das selten verliehene Kommandeurkreuz I. Klasse nachfolgte. In seinem Adoptivvaterlande Anhalt hatte er am 29. April 1897 durch die Ernennung zum Kommandeur II. Klasse des Ordens Albrechts des Bären verdiente Anerkennung gefunden. Von Preußen hatte er schon 1895 „in Anbetracht seiner wissenschaftlichen Leistungen und hervorragenden Verdienste auf bibliothek-technischem Gebiete“ den roten Adlerorden III. Klasse erhalten.

Bis in sein hohes Alter hat sich von Heinemann eine staunenswerte Rüstigkeit, bis zu seinem Tode, der am 7. Juni 1904 an Herzschwäche erfolgte, die geistige Frische erhalten. Dennoch suchte er sich nach Vollendung seines 70. Lebensjahres allmählich etwas zu entlasten, von einzelnen seiner vielen Geschäfte zu befreien. Zu Ostern 1894 gab er den Un-

<sup>1)</sup> Vgl. unten Nr. 63.

<sup>2)</sup> Eb. Nr. 103.

terrichtet am Lehrerinnenseminare, zum 1. Oktober 1897 den an der technischen Hochschule zu Braunschweig auf. Schon ein halbes Jahr vorher war er aus der Prüfungskommission der Lehramtskandidaten ausgeschieden. Im Sommer 1897 legte er den Vorsitz im Harzvereine, im Herbst 1898 den im Ortsvereine nieder. In beiden Vereine wurde ihm als ein kleines Zeichen des Dankes das Ehrenpräsidium übertragen. Mit der weiteren Entwicklung unseres Vereins, mit der Loslösung vom Harzvereine und der Begründung eines selbständigen Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig hat er sich freilich niemals befreundet können. Er sah darin nur ein unüberlegtes Verlassen der von ihm mit bestem Erfolge für beide Vereine eingeschlagenen Bahnen und war nicht davon zu überzeugen, daß dieser Schritt nach Lage der veränderten Verhältnisse, wie die übrigen tätigen Mitglieder des Vereins einstimmig meinten, wollte man einen offenbaren Rückschritt vermeiden, eine Notwendigkeit war. Das führte leider zu einer Entfremdung zwischen ihm und dem Vereine, dem er böse Folgen aus diesen Neuerungen vorherzusagen zu müssen glaubte. Wir besorgen sie nicht, und wir brauchen sie nicht zu befürchten, so lange wir, wenn auch auf anderem Wege, dennoch weiter arbeiten in dem Geiste, in dem Otto von Heinemann 25 Jahre lang unseren Verein geleitet hat. P. Z.

### Schriften O. von Heinemanns.

Nicht berücksichtigt sind in diesem Verzeichnisse die Bücherbesprechungen und die kleineren Aufsätze, die von Heinemann für größere Sammelwerke verfaßt hat, da sonst diese Übersicht, die durch sie etwa um das siebenfache vermehrt werden würde, gar zu umfangreich geworden wäre. Denn er hat allein für das literarische Centralblatt, für das er von 1865 bis 1903 tätig war, mehr als 500 Bücheranzeigen geliefert; in einzelnen Jahren belief sich ihre Zahl nach Ausweis des durch von Heinemann selbst aufgestellten Verzeichnisses, das wir benutzen konnten, auf 34; sie beziehen sich namentlich auf die verschiedensten Gebiete der Geschichtswissenschaft, der Bibliotheks- und Bücherkunde; einige von ihnen haben auch zu kleinen literarischen Streitigkeiten Anlaß gegeben, von denen nur kurz auf die Polemik mit Julius Ficker in Innsbruck hingewiesen sei<sup>1)</sup>. Außerdem hat von Heinemann einzelne Bücherbesprechungen für die deutsche Reichszeitung (1851.

<sup>1)</sup> Sie knüpfte sich an die Besprechung von Köhlers Werke über die Schlacht von Tagliacozzo (1885 S. 78—79), die Ficker angriff. von Heinemann erwiderte darauf S. 162 und rief dadurch eine scharfe Entgegnung Fickers hervor: „zur Charakteristik literarischer Kritik“, die in den Mittheil. d. Instituts f. österr. Geschichtsf. B. 6 S. 2 erschien und unbeantwortet blieb.

52), das Braunschw. Magazin (1852), v. Sybels Histor. Zeitschrift (1868), die Braunschw. Zeitung (1872), die Jenaer Literaturzeitung (1876), die Göttinger Gelehrten Anzeigen (1877. 79. 98 u. 1902), die Österr. Lit. Zeit. (1885. 86), die Zeitschrift des Harzvereins (1898) und die Deutsche Literaturzeitung (1901) geschrieben. Für die Allgemeine Deutsche Biographie (B. 1—24) verfaßte er ziemlich 30 Aufsätze, die sich zumeist auf Anhaltische Fürsten, Brandenburgische Markgrafen älterer Zeit u. a. beziehen. Für die deutsche Enchiklopädie behandelte er in den Buchstaben M—T ein Dutzend Braunschweigischer und Brandenburgischer Fürsten, Staatsmänner etc.

1. Sir Robert Peel.  
Deutsche Reichszeitung 1851. Nr. 219. 222. 225. 228.
2. Aeneas Sylvius als Prediger eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Türken. (Gymnasialprogramm) Bernburg, 1855. 4<sup>o</sup>.
3. Über die Niederlage der Sachsen durch die Normannen im J. 880.  
Br. Magazin 1855. S. 205—9. — Vgl. unten Nr. 51.
4. Das Königreich Hannover u. das Herzogthum Braunschweig dargestellt in malerischen Original-Ansichten ... historisch und topographisch beschrieben I II. Darmstadt 1858.  
Daraus: Braunschweig u. seine Umgebung . . . Darmstadt 1863.
5. Markgraf Gero e. histor. Monographie. Braunschweig 1860.
6. Herzog Heinrich Julius als dramatischer Dichter.  
Br. Magazin 1860 S. 1—8. — Im Wesentlichen wiederholt als „Herzog H. J. u. die Anfänge des deutschen Theaters“ Beibl. d. Magdeb. Zeit. 1879 Nr. 40—42.
7. Das Königreich Preußen in malerischen Originalansichten ... Provinz Sachsen. Bief. 24—56 (mit Ausnahme von „Erfurt“) Darmstadt, 1860—62.
8. Noch Einiges zur Geschichte der Grafen von Valkenstein am Harz.  
Neue Mittheil. a. d. Gebiet histor.-antiquar. Forsch. IX. B. 3. u. 4. Heft (1862) S. 25—53.
9. Markgraf Gero und die Lausitz.  
Neues Lausitzisches Magazin. 39. B. (1862) S. 211—216.
10. Auch einige Erläuterungen zu der Schenkungs-urkunde über Schweinfurt an das Erzstift Magdeburg v. J. 1100.  
Neue Mittheil. aus d. Geb. hist.-antiquar. Forschungen X. B. (1864) 2. Hälfte S. 213—222.
11. Die Abtei Nienburg und die Nienburger Güter in der Lausitz.  
Neues Lausitzisches Magazin 40. B. (1863) S. 513—526.
12. Albrecht der Bär e. quellenmäßige Darstellung seines Lebens. Darmstadt 1864.

13. Die Stiftskirche zu Gernrode und ihre Wiederherstellung. (Gymnasialprogramm) Bernburg 1865. 4°.  
Vgl. Beibl. z. Magdeb. Zeitung 1865 Nr. 42 u. 43; unten Nr. 43.
14. Chronica principum Saxonie herausgegeben. Märkische Forschungen 9. B. (1865) S. 3—30.
15. Zur Genealogie u. Geschichte des Billungischen Herzogshauses.  
Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen. Jahrg. 1865. S. 138—150.
16. Anhaltische Fürsten (Rudolf d. Tapfere; Wolfgang; Christian I).  
Beilage z. Bernburger Wochenbl. 1866 Nr. 1—7.
17. Der falsche Waldemar.  
Westermanns illustr. d. Monatshefte B. 21 (1867) S. 574—92.
18. Die älteren Siegel des Anhaltischen Fürstenhauses. Festschrift ... des Herzogl. Carl's-Gymnasiums zu Bernb. Bernburg 1867. 4°.
19. Die Annalen von Pöhlde u. ihre Bedeutung für die ältere Brandenb. Geschichte.  
Märk. Forschungen B. 11 (1867) S. 245—63.
20. Codex diplomaticus Anhaltinus. Auf Befehl S. H. des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt herausgegeben. I—VI. Dessau, 1867—83. 4°.
21. Lothar der Sachse und Konrad III. Halle 1869.  
N. u. d. T.: Erzählungen aus d. deutschen Mittelalter Hg. von Otto Masemann. 5. B.
22. Bruchstück e. Nekrologiums des St. Johannis-Klosters zu Halberstadt.  
Zeitschr. d. Harz-Vereins 2. Jahrg. 2. Heft (1869) S. 1—14.
23. Catalogus episcoporum Halberstadensium.  
Ebd. S. 15—18.
24. Der Kirchenschatz des Stifts St. Sebastian zu Magdeburg.  
Geschichtsbl. f. Stadt u. Land Magdeburg 3. B. (1868) S. 332—34.
25. Die Lessing'schen Autographa in d. Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.  
Archiv f. Literaturgeschichte B. I (1870) S. 299—312.
26. Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Briefe u. Aktenstücke . . . Leipzig 1870.
27. Die Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel.  
Bücher u. Blätter. Monatschrift f. d. Preßgewerbe 1870. Nr. 1. u. 2.
28. Die Burg Anhalt mit ihrem Zubehör und das Rügegericht zu Volkmannsrode.  
Zeitschr. d. Harzvereins 3. B. (1870) S. 139—159.
29. A. M. Cohn, Stammtafeln z. Geschichte d. europäischen Staaten. I B. Braunschw. 1871. querfol.  
Die Tafeln 224, 225 u. 225a hat nach dem Vorworte v. H. gearbeitet.
30. Die noch vorhandenen Originalbildnisse Lessing's.  
Braunschw. Zeitung 1872. Nr. 48 u. 49.
31. Herzog Christian von Braunschweig u. die Pfalzgräfin Elisabeth Stuart.  
Sonntagsbeil. z. Braunschw. Zeit. 1873 Nr. 1.
32. Die Glockendonsbibel zu Wolfenbüttel.  
Braunschw. Tagebl. 1873 Nr. 251 Beil.
33. Braunschweigische Fürstensitze (Dankwarderode; Wolfenbüttel; Blankenburg; Salzdahlum).  
Braunschw. Nachr. 1873 Nr. 29. 31. 33. 36.
34. Drei lateinische Räthsel des Mittelalters.  
Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 20. B. (1873) Sp. 360.
35. Elf Briefe von Jerusalem-Verther.  
Im neuen Reich IV. Jahrg. 1. B. (1874) S. 970—80.
36. Nordhäuser Wachstafeln aus d. J. 1358.  
Zeitschr. d. Harzvereins. 7. B. (1874) S. 59—85.
37. Die Urkunden der älteren deutschen Kaisergeschlechter.  
Deutsche Monatshefte. 2. Jahrg. 4. B. (1874) S. 161—69.
38. Zur Costümkunde der deutschen Postboten.  
Deutsches Postarchiv 1875. S. 157—162.
39. Zu dem ältesten Stadtsiegel von Sangerhausen.  
Zeitschr. d. Harzvereins 8. B. (1875) S. 333—4.
40. Aus einer Wolfenb. Handschrift (585 Helmsst.).  
Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit. 22. B. (1875) Sp. 183—4.
41. Die Grafschaft Aschersleben bis zu ihrem Übergehen in den Besitz des Hochstifts Halberstadt.  
Zeitschr. d. Harzvereins 9. B. (1876) S. 1—25; 316—21.
42. Zur Beschreibung der Teppiche des Jungfrauenklosters Marienberg bei Helmstedt.  
Zeitschr. d. Harzvereins 9. B. (1876) S. 297—300.
43. Geschichte u. Beschreibung der Stiftskirche zu Gernrode. Mit 6 Kunstbeilagen.  
Zeitschr. d. Harzvereins 10. B. (1877) S. 1—68.  
— Vgl. Nr. 13.
44. [Bibliothekszregistrator Theodor Thies.]  
Br. Tagebl. 1877 Nr. 117. — Wiederh. Br. Anz. 1877 Nr. 118.
45. Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel.  
E. Vortrag. Hg. von d. Ortsv. f. Gesch. u. Alterth. zu Br. u. Wolf. Wolfenbüttel, 1878.  
2. Aufl. völlig umgearbeitet als: E. Beitrag zur Gesch. deutscher Büchersammlungen. Wolfenb. 1894.
46. Goslarer Wachstafeln a. d. J. 1341 bis 1361.  
Zeitschr. d. Harzvereins 12. B. (1879) S. 72—77.
47. Eine verkaufte deutsche Prinzessin.  
Magdeburg. Zeitung Febr. 1880.
48. Ein Anhaltischer Rohlfhaas.  
Mittheil. d. Vereins f. Anhalt. Gesch. u. Alterth. 2. B. (1880) S. 545—71.
49. Die Burg Dankwarderode. Vortrag.  
Braunschw. 1880.  
Wiederh. aus Br. Anz. 1880 Nr. 67—69.
50. Heinrich der Löwe im Wendenlande.  
Magdeb. Zeit. 1880 Nr. 211. 17. 19. 43 u. 49.
51. Die Niederlage der Sachsen durch die Normannen 880.  
Mittheil. d. Ver. f. Hamb. Geschichte 3. B. (1880) S. 58—65; Vgl. nr. 3.
52. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand v. Br. u. die franz. Revolution.  
Beibl. d. Magdeb. Zeit. 1881 Nr. 9—12.



53. Festrede gehalten am hundertjähr. Todestage Lessings. Wolfenb. 1881.
54. Das Herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel. Wolfenb. 1881.  
Sonderabdruck aus dem 4. Berichte über d. Kindergarten, d. höh. Mädchenschule . . . im Herzgl. Schlosse zu W.
55. Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses. Sechs Vorträge. Wolfenbüttel 1881.  
Enthält die Nr. 50. 6. 47 u. 52.
56. Das Stammbuch e. deutschen Gelehrten [E. Th. Langer].  
Br. Anz. 1882 Nr. 151.
57. Geschichte von Braunschweig und Hannover. I—III. Gotha 1882—92.
58. Nekrolog. Aufzeichnungen aus e. Handschrift der Wolfenb. Bibliothek (Kloster Marienberg).  
Ztschr. d. Harzvereins 15. B. (1882) S. 201—5.
59. Aus e. Wolfenbüttler Handschrift (525 Helmst.).  
Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 30. B. (1883) Sp. 87—88.
60. Aus alten Kochbüchern.  
Beibl. z. Magdeb. Zeitung 1883. Nr. 14 u. 15.  
— Vgl. Br. Anz. 1898 nr. 252—54.
61. Die Lutherreliquien in d. Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel.  
Magdeb. Zeit. 1883 Nr. 525. — Wiederh. Br. Tagebl. 1883 Nr. 527 u. 29.
62. Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.  
I. Abtheilung die Helmstedter Handschr. I—III.  
II. Abtheilung die Augusteischen Handschr. I—V.  
III. Abtheilung die Weißenburger Handschr. Wolfenbüttel. 1884—1903.
63. Der braunschweigische Erbhuldigungszeit.  
Beil. z. Allgem. Zeit. Nr. 253 vom 12. Sept. 1886. — Wiederh. Brumonia 1886 Nr. 61.
64. Die Gräfin Aurora von Königsmarck als Dichterin.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1886 Nr. 42.
65. Ein Todtschlag und seine Sühne im 16. Jahrh.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1887 Nr. 1.
66. Zwei Stammbücher von Mitgliedern des welfischen Hauses [Herzog August d. J. und Elisabeth Sophie Marie, Gem. August Wilhelms].  
Br. Anzeigen 1887 Nr. 7—12.
67. Aus zerschnittenen Wolfenbüttler Handschriften [Bruchstücke altdeutscher Gedichte und Prosafstücke].  
Zeitschrift f. deutsches Alterthum u. d. Litt. 32. B. (1887) S. 69—123.
68. Testamentarische Überweisung e. Handschrift an d. Universität von Orleans . . . aus d. J. 1391.  
Centralbl. f. Bibliothekswesen 5. B. (1888) S. 367—68.
69. Einladung zu e. Kindtaufe aus d. J. 1471.  
Korrespondenzbl. d. Ver. f. niederb. Sprachforsch. 14. Heft (1889—90) S. 6—7.
70. Lessings Amtsgenosse in Wolfenbüttel [Karl Joh. Ant. v. Eichin].  
Grenzboten. 49. Jahrg. 2. Viertelj. (1890) S. 152—65; 257—67.
71. Zur diplomatischen Wirksamkeit des Rubens. Kunstchronik N. F. 1. B. (1889/90) Nr. 25. Sp. 400—3.
72. Joh. Rud. Heinr. v. Heinemann.  
Br. Anzeigen 1890 Nr. 151—53.
73. [Beschreibung des neuen Wolfenbüttler Bibliotheksgebäudes].  
In Arnim Graefel's Grundzügen der Bibliothekslehre (Leipzig 1890) S. 63 ff. — 2. Aufl. (Leipz. 1902) S. 99—102.
74. Noch einmal die Wolfenbüttler Bibliothek u. das Museum in Braunschweig. E. Erwiderung [auf H. Kiegel. Vgl. Br. Mag. 1900 S. 189].  
Sonntags-Beilage d. Vossischen Zeitung v. 9. Nov. 1890 Nr. 45.
75. Ein Brief Melancthons.  
Zeitschr. f. Kirchengeschichte hg. v. Brieger 12. B. S. 213 f.
76. Noch einmal das älteste Sangerhäuser Stadtsiegel, nebst einigen Bemerk. über d. alte thüring. Landgericht zu Mittelhausen.  
Ztschr. d. Harzvereins 25. B. (1892) S. 256—62.
77. Rede zur Eröffnung der 25. Hauptversammlung des Harzvereins f. Gesch. u. Alterthumsk. geh. zu Wernigerode am 26. Juli 1892.  
Festschrift zur 25jähr. Gedächtnisfeier d. Harzvereins 1893 S. 1—10. gr. 4°.
78. Instruction für die Bearbeitung des alphabetischen Zettelkatalogs in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenb. [von D. v. Heinemann u. G. Milchack]. Wolfenb. 1893.
79. Ein fürstl. Besuch am Hofe zu Wolfenb. u. Braunschw. 1674 [Prinzen Christian u. August von Sachsen-Merseburg].  
Br. Anzeigen 1894 Nr. 276.
80. Die Ex-libris-Sammlung der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Mit e. Einleitung. Berlin, 1895.
81. Hans Sachs und sein Rätschen.  
Grenzboten 54. Jahrg. 1. B. (1895) S. 168—74.
82. Joh. Arnold Eberts Jugendliebe.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1895 nr. 11—14.
83. Die Zellerfelder Chronik des Magisters Albert Cuppius. Zum 1. Male vollständig herausg.  
Ztschr. d. Harzvereins 28. B. (1895) S. 253—360.
84. Lessingiana.  
Euphorion 2. B. (1895) S. 632—36.
85. Joh. Arn. Ebert als Brautwerber e. Thüring. Fürsten [Christian Günther v. Schwarzburg-Sondershausen].  
Aus d. Heimat (Beibl. d. Nordhau. Couriers) 1895 Nr. 19—21.
86. Ein zeitgenössisches Gedicht auf Franz von Sickingen.  
Westdeutsche Ztschr. f. Gesch. u. Kunst 14. B. (1895) S. 293—305.
87. Zur Katastrophe Heinrichs des Löwen.  
Br. Magazin 1895 S. 49—52, 58—62.
88. Über die angebliche Ermordung des letzten

- Edelherrn v. Homburg u. d. Übergang seiner Herrschaft an d. Haus Braunschweig.  
Br. Magazin 1896 S. 129—32, 137—41.
89. Fürst Christian I von Anhalt.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1896 nr. 50. 52; 1897 nr. 1.
90. Herzog Karl Wilh. Ferdinand von Br. u. das Manifest an die franz. Nation von 1792.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1897 Nr. 20—23.
91. Eine ärztliche Necklame aus d. 15. Jahrhundert.  
Br. Magazin 1897 S. 204.
92. Herzog Julius von Br. u. seine Navigationspläne.  
Br. Magazin 1898 S. 25—28, 35—37, 43—46.
93. Wolfenbütteler Bruchstück des Grec.  
Jtschr. f. deutsches Altert. u. d. Litt. 42. B. (1898) S. 259—267.
94. Herzog Ulrich v. Württemberg. G. Lebensbild.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1900 Nr. 23—26.
95. Harzburg und Canossa. Vortrag.  
Br. Magazin 1901 S. 1—5, 9—13.
96. Die Todtentänze des Mittelalters in Wort u. Bild.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1901 nr. 32.
97. Hückelheim u. Langensalza. Vortrag.  
Br. Magazin 1901 S. 153—56, 161—65.
98. Über die verschollene Chronica Saxonum.  
Neues Archiv der Gesellsch. f. ä. d. Gesch. 27. B. (1902) S. 473—82.
99. Die Wolfenbütteler Bibliotheksverwaltung durch Hertel betr.  
Br. Anz. 1902 nr. 33.
100. Wolfenbüttel u. Lessings Emilia Galotti.  
Grenzboten 61. Jahrg. (1902) B. I. S. 311—21.
101. Aus vergangenen Tagen. Lebenserinnerungen in Urteilen u. Ausführungen. Als Manuscript gedruckt. Wolfenb. 1902.
102. Ein Kampf um Rom.  
Beibl. z. Magdeb. Zeit. 1902 Nr. 35—39.
103. Zur Plünderung der Wolfenb. Bibliothek sowie der ehemal. Universitätsbibliothek zu Helmstedt.  
Br. Anz. 1903 nr. 27. — Wiederh. Br. Landeszeit. Nr. 55. Beil.
104. Notiz über den Besuch des Lessinghauses durch Wilh. Georg.  
Br. Anz. 1903 nr. 106.

## Der Rechtsstreit zwischen Johann Brüning und Franz von Damm.

Im 6. Bande des Braunschweigischen Magazins vom J. 1900 S. 39 hat Herr Oberlehrer Hasselbraut auf einen eigenartigen Rechtsstreit aufmerksam gemacht, von dem er in den Braunschweigischen Historischen Händen gelesen hatte. Diese sind aber für den Streit nur eine dürftige Quelle. Dagegen ist in den verschiedenen Urteilsbüchern und libris sententiarum aus dem 16. Jahrhundert, die im Braunschweiger Stadtarchive handschriftlich vorhanden sind, oftmals von dem langwierigen und viel

Aufsehen erregenden Prozesse die Rede. Es handelt sich darum, daß Franz von Damm von Johann Brüning, einem Bürger zu Halberstadt, ein Pferd unter der Bedingung gekauft hatte, es mit Gerste bezahlen zu wollen, und zwar wollte er für den ersten Hufnagel ein Gerstenkorn, für den andern zwei, für den dritten vier, für den vierten acht und so fort bis zu 32 Hufnägeln immer doppelt aufgeschlagen geben.

Ein merkwürdiger Kauf! Aber er war von den Parteien rechtmäßig abgeschlossen, sie hatten sich öffentlich die Hand darauf gegeben und die Bedingung zu halten eingewilligt.

Als aber Franz von Damm seiner Verpflichtung nachkommen sollte, da weigerte er sich. Er hatte eingesehen, daß er bei dem sonderbaren Kaufe großen Schaden erleiden werde. Johann Brüning aber war nicht damit einverstanden, die Sache einfach fallen zu lassen, sondern verflagte seinen Gegner bei dem Untergerichte. Dies bestand aus einem Mitgliede des Rates als Gerichtsverwalter, einem Gerichtsvogt, einem Gerichtsschreiber und zwei Gerichtsbeisitzern (Schöffen) aus dem Mittel (der Mitte) der ehrlichen Bürgerschaft. Die Verhandlungen dieses Gerichtshofes sind mir nicht vor Augen gekommen. Es geht aber aus einer Bemerkung in den Urteilsbüchern hervor, daß Franz von Damm auch in die Kosten verurteilt wurde.

Das war im Jahre 1556 gewesen. Franz von Damm gab sich mit der Entscheidung nicht zufrieden, er erhob Einspruch bei den Bürgermeistern und dem Rate der Stadt Braunschweig. Diese entschieden nach langwierigen Verhandlungen im Jahre 1559, eigentlich sei ja der Handel, darum geklagt werde, für gar keinen Kauf zu achten, aber da dieser rechtsgültig abgeschlossen sei, so hätte es Franz von Damm auch nicht freigestanden, nach seinem Gefallen zu handeln, sondern er „wäre von Recht verpflichtet und schuldig gewesen, darin zu volnfahren. Diemeil aber die Summe des Gerstens bis anher noch nicht liquidiret auch nochmals gar eigentlich zu liquidiren nicht wohl möglich und dannoch aus ungefährlichem Überschlage soviel zu befinden, daß Beklagter von Damm, wo er dem Handel nachsetzen sollte, gar weit und viel über die Hälfte des rechten Wertes übersetzt und beschwert würde, so wird er von der eingebrachten Klage billig absolviret und losgesprochen, wie wir ihn auch hiermit absolviren und lossprechen und die Expensen (= Ausgaben) aus bewegenden Ursachen gegen einander aufheben und kompensiren. Von Rechts wegen.“

Das Urteil war für Franz von Damm günstig ausgefallen, aber nicht für Johann Brüning. Dieser war denn auch mit dem Ausfall nicht einverstanden und wandte sich an die höhere Instanz, an das Hofgericht zu Wolfenbüttel. Wenn nun Hasselbraut meint, die Entscheidung des Herzogs sei nicht vorhanden,

würde aber auch schwerlich anders ausgefallen sein wie die des Rates, so irrt er sich in beiden Stücken. Freilich erkennt das Urteil des Herzogs vom 23. September 1560 an, die Richter der vorigen Instanz hätten wohl geurteilt, aber „der Anhang des Urteils sei zu reformiren, nämlich der Gestalt, daß gedachter Appellat (von Damm) dem Appellanten (Brüning) den gebührlichen Wert des Pferdes, wie er ihn mit seinem leiblichen Eide erhalten mag, samt allen aufgelaufenen Zehrungen und Gerichtskosten zu entrichten und zu bezahlen schuldig sei.“

Mit diesem Urteile begnügte sich Johann Brüning. Er erlitt dabei keinen Schaden, sein Pferd wurde ihm bezahlt, wenn er auch bedeutend weniger dafür bekam, als bei dem Kaufe ursprünglich abgemacht war, aber er mag wohl manche Sticheleien haben hören müssen, als habe er den Franz von Damm übers Ohr hauen wollen, denn man war damals nicht auf den Mund gefallen, und Äußerungen von spitzer Zunge wurden oft vernommen. Den Käufer Franz von Damm aber bekümmerten die hohen Gerichtskosten, die er bezahlen sollte. Er war daher höchst unzufrieden mit der Entscheidung des Herzogs und beschloß dagegen vorzugehen. Er legte also Berufung ein bei dem Reichskammergericht zu Speier. Die Akten liefen dort im April 1561 ein. Sie wurden sicher gründlich geprüft, denn erst am 29. August 1565 traf die Entscheidung ein. Sie lautete für Franz von Damm günstig. Es wurde nämlich „zu Recht erkannt, daß durch Richter vorgehender Instanz übel geurteilt, wohl davon appelliret, aber durch Richter erster Instanz, nämlich Bürgermeister und Rat der Stadt Braunschweig, wohl geurteilt und übel davon appelliret, die Gerichtskosten derothalben aus bewegenden Ursachen gegen einander compensirende und vergleichende.“

So hat der Rechtsstreit fast zehn Jahre gedauert. Man muß dem Rate recht geben, solch ein Kauf war kein Kauf, er widerspricht auch den Satzungen des römischen Rechts, nach dem ein Kauf ungültig war, wenn für einen Gegenstand die Hälfte über den Wert bezahlt war. Und bestraft war ja Franz von Damm genug durch die Scherereien, die er von dem leichtsinnig abgeschlossenen Kaufe gehabt hatte, und die Gerichtskosten mögen auch nicht gering gering gewesen sein, wenn er auch nur die Hälfte bezahlen mußte.

Otto Schütte.

### Bücherschau.

Ludwig Löfer, Herostrot von Ephesus. Tragödie in fünf Aufzügen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1904. 96 S. 8°. 2 M.

Diese Tragödie, die erste Versdichtung des Verfassers, von dem bereits in früheren Jahren mehrere moderne Lust- und Schauspiele, der „Zaubergrösch“

auch im Hoftheater, die Bühnenprobe bestanden haben, entlehnt ihren Stoff und die Grundlinien ihrer Fabel dem gleichnamigen Drama Ludwig Fuldas mit derselben Unbefangenheit, mit der die Alten ohne Ausnahme, aber auch von den Neuern viele der Besten nicht bloß Sage und Geschichte, sondern auch deren frühere literarische Gestaltung ohne Bedenken als Stoffquelle für ihre Bühnenwerke benutzt haben. Ich möchte zwar das Formalprinzip in der Kunst nicht so allgemein und unbedingt proklamieren, wie es Löfer in seinem kurzen Vorworte im Einvernehmen mit Fulda tut: „Der Kunstwert einer literarischen Arbeit ist von ihrer stofflichen Selbständigkeit unabhängig“ — denn sicherlich bleibt die Erfindungskraft das erste und unerläßlichste Erfordernis für jeden wirklich schaffenden Künstler; aber gerade dem Dramatiker bietet sich in der Ausgestaltung des Übernommenen, in dem, was den Nerv der dramatischen Handlung ausmacht, der Verknüpfung der Begebenheiten, soviel Gelegenheit, auch dieses Vermögen zu bewähren, daß, wenn ihm dies gelang, niemand mit ihm wegen der Entlehnung des Rohstoffes wird rechten dürfen. Und Löfer ist es zweifellos gelungen: sein Herostrot und fast mehr noch sein Praxiteles und die beiden Frauengestalten an ihrer Seite stehen den entsprechenden Personen der Fuldaschen Unterlage durchaus selbständig gegenüber, woraus natürlich auch ein völlig anderes Handeln und andere Schicksale fließen. Überhaupt weht ein grundverschiedener Geist durch die beiden Stücke, und meines Erachtens ist die Auffassung und Behandlung des dramatischen Problems durch den jüngeren Dichter die tiefere und künstlerisch wertvollere. Der athenische Leichtfuß Fulda, der das betrogene Bürgermädchen, nachdem er sie beider auch als Modell benutzt hat, einfach sitzen läßt und sich ohne Abschied davon stiehlt, so daß dem armen Dinge menschlich und dramatisch nichts übrig bleibt, als die Liebeslei mit einem Sprunge ins Meer zu beschließen — dieser Praxiteles verdankt seinen Künstlersegg über Herostrot allein der Gnade des Dichters, nicht der eigenen Persönlichkeit. Dem Praxiteles Löfers glauben wir, daß er der ist, dessen Namen er trägt, und das kann, was er geleistet haben soll. Schade nur, daß er mit dem vierten Akt von der Bühne verschwindet und an der Katastrophe nicht einmal als Zuschauer sichtbaren Anteil hat! Dies ist um so bedauerlicher, als das Schicksal der drei anderen Hauptpersonen in dieser Katastrophe mit so sicherer Hand zusammengeknüpft und zum Ziele geführt wird. Manchem mag dabei der Mord der holden Eidothea, der bei Löfer die Vorstufe zum Tempelbrande bildet, zu gewaltsam und kraß erscheinen. Ich möchte aber glauben, daß der Dichter, um das Wahntwzig-Ungeheure psychologisch wahrscheinlich zu machen, vor allem aber um es als eine tragische Tat, nicht als den Torenstreich eines eiteln Schwäch-

lings erscheinen zu lassen, gut daran getan hat, seinen Helden ins Furchtbare zu steigern und schrittweise von der Menschlichkeit loszulösen. Zugleich ist die Grausamkeit, mit der Löser seine lieblichste Gestalt vernichten läßt auf der Höhe ihres Glücksgefühles, ein Zug des echten, rücksichtslosen Dramatikers — oder sollte Cordelia, sollte Leonore Fiesco leben bleiben? Für vortrefflich zu demselben Zwecke, die Katastrophe vorzubereiten und bis zu einem gewissen Grade notwendig zu machen, halte ich auch die Einführung des babylonischen Priesters: sie ermöglicht nicht etwa bloß eine der theatralisch eindrucksvollsten Szenen — den Vorwurf mit dem Zauber Spiegel —, sondern dient vor allem dazu, das andere Gesicht der Artemis als Naturgöttheit, die furchtbare Zerstörerin des von ihr Geschaffenen, dem Helden nahe zu bringen, dies andere Gesicht, das dann für ihn das eigentlich allein Wahre werden muß, um ihn den ungeheuern Gedanken der letzten Freveltat fassen zu lassen. Zeigt sich Löser somit in Hinsicht auf den geistigen Gehalt seines Planes dem Vorgänger überlegen, so ist ihm meiner Überzeugung nach auch die Ausprägung dieses Gehalts in Vers und Sprache in höherem Maße gelungen. Nicht ungestraft hat Fulda das hergebrachte jambische Metrum zu Gunsten freier rhythmischer Verse aufgegeben: das relativ Neue war hier wieder einmal nicht das Bessere, es wirkt nur verwildert oder verfinstert. Löser's Jamben Sprache, im ersten Akt noch etwas unfrei, wird immer reicher und eigener; wohl läßt sich der Grillparzer'sche Typus und etwas moderner Einfluß, etwa Hofmannsthal's, nicht verkennen, aber was da geworden ist, ist keins von beiden, sondern ein Drittes, Selbständiges, und so das würdige Gefäß eines gleichwertigen Empfindungs- und Gedankeninhaltes: wer die Erzählung des Praxiteles im zweiten, seinen Monolog und die Schlussszene des dritten Aufzuges schreiben konnte, der ist zweifellos ein Dichter. Wie weit das Drama auf der Bühne wirksam sein wird, ist ja erfahrungsmäßig schwer zu beurteilen; doch läßt der Aufbau des Ganzen, die Steigerung der Spannung in der fallenden Handlung — auch der vierte Aufzug ist nicht, wie sonst so häufig, leer oder nur episodisch bewegt —, die Technik der Aktschlüsse, der Wechsel der Stimmungen und Tonarten in den einzelnen Szenen auch nach der Seite hin ein günstiges Prognostikon stellen. Jedenfalls verdiente das heimische Kunstwerk, das mit den üblichen Oberlehrertragödien nichts als den antiken Stoff gemein hat, eher die Bretter zu beschreiten, als das Meiste von dem, was Berlin alljährlich der „Provinz“ sendet und der Dramaturg nach wenigen Wiederholungen, wenn das aktuelle Interesse verbraucht ist, feufzend ad acta legt.

W. Br.

**Joh. Arctschmar, Gustav Adolfs Pläne und Ziele in Deutschland und die Herzöge zu Braunschweig**

und Lüneburg. Hannover und Leipzig, Hahn 1904. 525 S. 8°. M. u. d. T.: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens. Herausgegeben vom Historischen Verein f. Niedersachsen. B. XVII. 10 M.

Das Buch bringt neue und äußerst wichtige Beiträge zur Geschichte Gustav Adolfs und unserer niedersächsischen Verhältnisse. Denn die Verhandlungen, die zwischen dem schwedischen Könige und den Herzögen zu Braunschweig und Lüneburg geführt wurden, den wirklichen Abschluß einer Allianz aber niemals gebracht haben, waren in ihrem wahren Verlaufe so gut wie unbekannt. Der Verfasser behandelt sie in lichtvoller Weise im ersten Kapitel seines Buches (S. 1—54). Sie zeigen die tatsächlichen Absichten und Ziele des Königs in voller Deutlichkeit: er wollte kein Bündnis unter Gleichberechtigten schließen, sondern die Braunschweigischen Lande, und zwar nicht nur die neuerworbenen Gebiete, wie das große und kleine Stift Hildesheim, sondern auch die alten Welfischen Stammlande mehr oder weniger unter seine Botmäßigkeit bringen; er forderte für sie insgesamt Loslösung aus dem Reichsverbände und Umwandlung in ein schwedisches Lehen. Diese weitgehenden Ansprüche des Königs waren es, die selbst einen schwachen Regenten wie den Herzog Friedrich Ulrich kopfschütteln machten, und es war nur Politik, wenn die Räte Gustav Adolfs bald von diesen Forderungen nachließen und bereitwillig auf einen Vertrag eingingen, den der König dann aber auch niemals vollzogen hat. Wesentlich beeinflusst wurden die diplomatischen Verhandlungen durch die Kriegereignisse der Zeit. Von denen in Niedersachsen entwirrt R. im zweiten Kapitel (S. 55—152) ein zuverlässiges anschauliches Bild, das erkennen läßt, wie ungenau die bisherigen Darstellungen dieser ganzen politischen und militärischen Verhältnisse gewesen sind. Im dritten Abschnitte (S. 153—219) werden dann ruhig und klar die letzten Pläne und Ziele Gustav Adolfs erörtert. Hat dieser anderen Fürsten gegenüber seine eigentlichen Absichten auch niemals so unverhüllt erkennen lassen, wie bei Friedrich Ulrich, so bewegten sich seine Bestrebungen doch überall stets in derselben Richtung. Er wollte mit weitgehenden Rechten das Haupt eines Corpus Evangelicum werden, in dem auch alle evangelischen deutschen Staaten vereinigt werden sollten. Daher rührte das Mißtrauen, das viele Stände dem Schwedenkönige von vornherein entgegenbrachten, der schnelle Abfall von dem Schweden, der eben erst als Retter der protestantischen Sache erschienen war; man bangte nicht ohne Grund vor dem Verlust der „Libertät“. R. geht kurz auf das Verhältnis des Königs zu den einzelnen Staaten ein, auch auf seinen Plan, seine Tochter mit dem Kurfürsten von Brandenburg, dem späteren großen Kurfürsten, zu vermählen, und endigt das Ergebnis seiner politischen Erwägungen mit dem Ausspruche von Treitschke's:

„Ein gnädiges Geschick rief den Retter des Protestantismus hinweg gerade in dem Augenblicke, da er der Feind unseres nationalen Staatswesens werden mußte“. Die schwedischen Verhandlungen mit Brandenburg wird der Verfasser demnächst in den Forschungen zur brandenburgischen Geschichte behandeln. Alle diese Studien bilden die Vorarbeit zu einer Darstellung des Heilbronner Bundes, der wir mit Interesse entgegensehen. — Mehr als die Hälfte des Buches (S. 223—515) nehmen die Beilagen ein, die das urkundliche Beweismaterial für die Ausführungen des Verfassers enthalten, insbesondere die Entwürfe zu den Verträgen, über die zwischen Schweden und Braunschweig 1632 u. 33 verhandelt wurde, und der Briefwechsel Gustav Adolfs mit den Welfischen Herzügen, ein bislang fast unbekanntes Material, dessen Abdruck bei seiner Wichtigkeit nur willkommen heißen werden kann.

Die 300 jährige Geschichte des Hauses F. A. Lattmann zu Goslar bis zur Jetztzeit. Mit Kunst- und Sonderbeilagen und zahlreichen Illustrationen. Goslar im August 1904. Druck und Verlag von F. A. Lattmann. 74 S. gr. 4° 5 M.

Es ist ein erfreuliches Bild aufsteigenden Strebens und Schaffens, das uns in dieser 300 jährigen Geschichte eines Geschäftshauses vorgeführt wird. Im J. 1604 wurde in Goslar von Joh. Voigt eine Buchdruckerei begründet. Die Firma wechselte bald den Namen, hieß lange Zeit (1628—1783) Dunder, dann Kircher, 1827 Brückner, 1888 Jäger & Sohn, bis 1898 Herm. Lattmann Alleinbesitzer des Geschäftes wurde. Schon Kircher hatte seit 1783 mit dem Betriebe der Druckerei die Herausgabe einer Zeitung verbunden, die vom 1. Januar 1889 ab den Namen „Goslarische Zeitung“ annahm. Hierzu kommt noch die Spielkartenfabrikation, die 1818 zuerst in Goslar ausgeübt wurde, und für die F. A. Lattmann 1841 die Konzession erhielt. Sie hat im Laufe der Jahre einen sehr beträchtlichen Umfang gewonnen. Erst 1900 gesellt sich zu diesen Unternehmen noch ein selbständiger Verlag. Dr Edgar Alfred Regener gibt uns von ihm S. 53—61 eine ausführliche Charakteristik, in der er auch allgemeiner interessierende Einzelheiten, wie über die Entstehung des Jura von Börries v. Münchhausen, mitteilt, während uns Wilh. Schaer S. 47—52 in gemütvoller Weise erzählt: „Wie ich zu meinem Verleger kam“. — Die 1840 von Grotendorf über den Goslarer Buchdruck gemachten Mitteilungen erfahren hier namentlich aus den Ratsakten erwünschte Ergänzungen und eine Fortführung bis in die neueste Zeit, in der uns Einrichtung und Betrieb der Buchdruckerei, der Spielkartenfabrik und die Herstellung der Zeitung eingehend dargelegt

werden. Zahlreiche Wiedergaben von Druckerzeugnissen, Spielkarten usw. aus alter und neuer Zeit stellen uns die technische Leistungsfähigkeit der Firma anschaulich vor Augen. Wohl gelungen ist auch der Dreifarbendruck neben dem Titel, wo uns allerdings ein anderer Gegenstand als der hier gewählte der Würde einer von ehrlicher Arbeit zeugenden Festschrift angemessener erscheinen würde.

Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Zweiter Band. (Des ganzen Werkes vierter Band). Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening 1904. 6 u. 643 S. gr. 8°. 10 M.

Der vorliegende Band des an dieser Stelle schon mehrfach angezeigten und empfohlenen Goethewerkes behandelt neben einigen kleineren Entwürfen und Anläufen nur den „Faust“ und „die Geschwister“. Leider wird es dem Vernehmen nach auf absehbare Zeit das Letzte sein, was wir von der so verdienstlichen Arbeit erhalten, da der Verfasser und Verleger zwar alle Anerkennung von wissenschaftlicher Seite, aber nicht den materiellen Erfolg geerntet haben, der allein eine alsbaldige Weiterführung der wertvollen Publikation hätte ermöglichen können. Dabei steht noch die Mehrzahl der vollendeten Dramen, die Mitschuldigen, Götz, Iphigenie, Stella, Tasso, die natürliche Tochter u. a., sowie die dem dritten Teile vorbehaltenen gesamte Masse der Gedichte, namentlich die ganze Lyrik und Spruchdichtung aus, für die eine Sammlung der Äußerungen des Dichters gerade die empfindlichste Lücke in der vorhandenen Literatur füllen würde. Hoffen wir darum, daß die Fortsetzung nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, daß die Mühe der Vorarbeit nicht vergebens aufgewandt sei, vielmehr die Mittel und Wege sich finden mögen, das Unternehmen in dem vollen Umfange, wie es geplant ward, zum glücklichen Ende zu führen. Und freuen wir uns einstweilen, daß wenigstens das Lebenswerk Goethes noch in diesem Bande seine vollständige Erledigung gefunden hat. Obwohl Pniomer fleißig vorgearbeitet hatte, blieb doch, wie der Augenschein lehrt, auch im Texte noch manches nachzutragen, und daneben ist wieder in den Anmerkungen eine Fülle spür- und scharfsinnig zusammengetragenen Materials zum vollen Verständnis der Goethischen Äußerungen und zur Bestimmung der oftmals sehr unsicheren Daten derselben beigebracht — jedenfalls ein Fundament zur authentischen Entstehungsgeschichte und Erklärung im Einzelnen und Ganzen, wie wir es für kein anderes Werk der Weltliteratur außer der Bibel und dem Homer befigen und bedürfen.

W. Br.

# Braunschweigisches Magazin.

Im Auftrage  
des Geschichtsvereins für das  
Herzogtum Braunschweig



herausgegeben von  
Dr. Paul Zimmermann  
in Wolfenbüttel.

1904.

Dezember.

Nr. 12.

[Nachdruck verboten.]

## Drei westliche Lieder aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Mitgeteilt von Ludwig Hänselmann †.

Bei Akten des Hofes St. Thomä in Braunschweig, unter andern Schreibereien aus dem Nachlaß einer Konventualin, fanden sich acht Blätter Papiers in gr. 8°, die sichtlich aus einem gebundenen oder doch gehefteten Volumen gelöst sind. Bl. 3—7 tragen oben zur Rechten die Zähler 137, 138, 139, 152, 154, 156; auf den stellenweis zermürbten obern Rändern von Bl. 1, 2 und 8 vermißt man 135, 136, 153. Die ersten vier Blätter der Lage sind also foliiert, die letzten paginiert, auf deren Rückseiten aber je und je die anschließenden ungraden Ziffern (153, 155, 157) überschlagen. Mitteninne, zwischen Bl. 139 und S. 152, fehlt eine Anzahl von Blättern. Bl. 137v. beginnt

Lorenz Kulemans von Eluerßhausen auf  
dem Amte Brunstein freiwillige vndt gutt-  
liche bekandtnuß zc.

— Urgichten von Mordbrennereien, die dieser In-  
kulpat mit drei anderen um Geld und auf Geheiß  
eines Kriegsmanns der Stadt Braunschweig im  
Lande verübt haben sollte. Unten auf Bl. 138v.  
mit den Worten „was es seyn solte, das sie in  
Braunschwei-“ bricht die Aufzeichnung ab; S. 152  
nimmt sie mit „selbst sie einen halben Tag gewar-  
tet“ den Faden wieder auf, und auf der folgenden  
geht sie dann mit dem Vermerk aus:

Dieß haben gleicher gestalbt Baltin Degen-  
hardt, Georg Lacherkopff vndt Baltin Wun-  
dermann guett- vndt peinlich bekandt zur Ca-  
telnborg No 1609 den 18. Nouemb. zc.

S. 154 schließt sich eine  
Zeitung auf dem Lande zu Thüringen von  
dem großen Wasser Schaden No 1613  
an, deren erster Abschnitt S. 157 unten mit der  
Nachricht endet:

Dieses ist von Ihena durch David Heußern

nomine Superintendentis Dn. D. Johann: Ma-  
ioris an Johann N. Burgemeistern zu Eys-  
nach geschriben.

S. 158

Verzeichnuß der Persohnen, welche vf den  
29. Maij No 1613 vf den Abendt zu Weh-  
mar ertrunden zc.,

das mit S. 159 abermals abreißt.

Ohne Zweifel gehörten diese Überbleibsel einem  
der häufigen privaten Miszellenbücher an, wie sol-  
che im 16. und 17. Jahrhundert schriftkundige Leute  
zu führen und mit Denkwürdigkeiten aller Art zu  
füllen liebten.

In ihren Jahrszahlen und durch ihren Inhalt  
gewähren die beiden hier erhaltenen historischen  
Fragmente einen Anhalt, allerdings nur ungefähr,  
immerhin jedoch sicherer, als der Schrifttypus allein  
dies ermöglichen würde, zu bestimmen, wann und  
wo drei vorausgehende Stücke von größerem In-  
teresse:

Ein neues liedt Bl. 135,

Ein anderß Bl. 135v.,

Ein anderß Bl. 136v.,

an dieser Stelle auf uns gebracht sind. Die Hand,  
die das erste Lied aufgezeichnet hat, ist nicht weni-  
ger gewandt als die des Schreibers jener beiden  
Berichte, aber individueller geprägt, nicht so starr  
an den Kanzlei- oder Schulduktus gebunden. Noch  
eigenartiger, dabei jedoch merklich viel unbehender,  
graphisch sowohl wie orthographisch durchaus vom  
Gepräge der Ungelahrtheit, ist die dritte Hand, der  
wir die andern beiden Lieder verdanken.

Hier folgen nunmehr alle drei. Je voran, für  
philologische Liebhaber des reinen Naturwuchses in  
jeder Ur- und Umgestalt, buchstäblich die echte Über-  
lieferung; nur die Häufung großer Anfangsbuch-  
staben und lange „f“ im Auslaut („auf“, „wiß“)  
sind beseitigt. Man erkennt: sie ist öfters aus un-  
zuverlässigem Gedächtnis, aus Unverstand, aus  
Stumpfheit gegen Ausdruck und Rhythmus ge-  
flossen, prosodisch und sprachlich stark verwahrloßt,



inhaltlich durch Verderbnis und Lücken entstellt. Der konjekturale Versuch einer Reinigung und Herstellung ist dem Urtext hier versweis gegenüber gestellt.

Offentlich trägt die gewählte Trifur keinen Mafel grober Unachronismen und schreiender Versündigungen gegen den Geist dieser Findlinge in sich. Andere mögen andere, ansprechendere Lösungen suchen; für verweislich und unstatthaft kann solch Unterfangen an sich wohl nicht gelten. Hat man es hier doch mit Volksdichtung zu tun, die an Kneten und Umkneten von Haus aus gewöhnt, gewissermaßen vogelfrei war und noch heute ist, deren Erzeugnisse, namentlich in alter Zeit, kaum je bei Einem eingekehrt sind, der sie nicht skrupellos nach seinem Geschmack oder Ungeschmack, seinem Verstande, seiner Laune in die Mache nahm, um sie pro virum modulo zu wandeln, zu pressen, zu recken. Daher denn auch der Schwarm von Varianten, womit diese Gattung durch die Welt geht.

Die Interpolation ganzer Zeilen in Strophe 8 des zweiten Liedes und in 2—6 des dritten erschien mir durch den Bau der vorausgehenden Strophen geboten. Meine Willkür ist das gleiche Verfahren im ersten Liede. Es reizten dazu die im ursprünglichen Texte ohne Reimecho verklingenden dritten Zeilen — dem warnenden Einwande zum Troß, daß dieser subjektiv empfundene Mangel von den Tabulatoren der Vorzeit nicht als solcher empfunden worden sei. Geben diese Zutaten rgernis, so können sie — mit Ausnahme weniger Fälle, wo

denn anderweit Rat werden mag — ohne Abbruch der Verständlichkeit kurzer Hand ausgemerzt werden. Zu gelegentlicher Mehrung oder Minderung der Versfüße zwangen die gegebenen Maße der entsprechenden Zeilen. Die Umstellung von 1, 2. 3. 4 wahr, wie mir scheint, die natürliche Gedankenfolge besser als die Reihung dieser Strophen in der Textüberlieferung. Völlig freie Hand mußten Sinnentgleisungen oder Reimbrüche lassen wie die, womit 1,3 (2)<sup>7</sup> und 4 (3)<sup>7</sup> aufzuräumen war. II 4<sup>5</sup> könnte „ohn“ sich zur Not halten: man kann sich beides gefallen lassen, entweder „sie hatte keine Zeit für mich, obwohl sie nicht eilig“, oder „weil sie eilig war.“

Den Sinn von „krumme zierung“ I, 2 (4)<sup>4</sup> — Wirrwar, Störung, Angelegenheit — legt der Zusammenhang nahe, aber nachweisen kann ich diesen Tropus sonst nicht. „Kron“ II, 2<sup>1</sup> = corona, umstehende Menge; „adermher“ II, 2<sup>7</sup> = Adermähre. „Schabab“ III, 5<sup>7</sup>, schab ab! schramm ab! = abgewiesen; „auf glück ich beit“ III, 8<sup>1</sup>: beiten = warten.

Das dritte Lied ist bereits anderweit bekannt: J. W. Freiherr v. Dittfurth fand es unter „Fünff Schönen Newen Weltlichen Liedern“, Augsburg bey Marx Anthony Hannas, 4 Bl. 8<sup>o</sup>, o. J., und hat es in seiner Sammlung Deutscher Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts (Mordlingen 1872) S. 6 veröffentlicht. Das erste und das zweite habe ich weder hier noch in andern mir zugänglichen Sammlungen auffinden können.

# (I.)

## Ein neues Lied.

1. Aus meinem gemühte  
ein neues lied  
wil ich singen  
von einem zarten jungfrewlein,  
wolt Got, sie solt mein eigen sein  
wil sie nicht, so schlaff sie allein.
4. Ohn alle schuldt  
dz megdelein hatt gewolt,  
das muß ich sagen.  
Allein dz hofe mutterlein  
dz macht mir krum sbrunge drein  
sonst solt es noch viel ein reicher sein.
2. Wils geschehn?  
ich wils wol sehen,  
die zeit wirts geben.  
Sie sol nicht frein nach großem guht,  
Gott der strafft den vbermuht  
die mich so verachten thut.

1. Aus mein gemüt  
ein neues liedt  
will ich iht singen  
von einem zarten jungfrewlein,  
wolte Gött, sie solt mein eigen sein  
vndt mir ihr frenglein bringen —  
wil sie nicht, schlaff sie allein.
2. Das megdelein wolt,  
es war mir holdt,  
das muß ich sagen.  
Allein das hofe mutterlein  
das macht mir krumme zierung drein:  
weil ich am daum muß nagen,  
ein viel reicher sol es sein.
3. Wils denn geschehn?  
ich wils wol sehn,  
die zeit wirts geben.  
Sie sol nicht frein nach großem gut,  
Gott der strafft den vbermut,  
die selbtmauß sol nicht schweben,  
gewarnt sei, junges blut.

3. Wer hatt gelbt  
in dieser welt,  
der ist der beste.  
Er sei krum oder lahm,  
Gott straffe diese person,  
die mich so verachten thut.

5. Wirts geschehen,  
ich wills wohl sehn,  
die zeit wirdts geben.  
Untreue seinen eigen hern schlecht,  
welchs dich auch wiederfahren,  
dir geschehe eben recht.

6. Das liedlein hatt ein endt,  
die liebe ist blint,  
das mus ich sagen.  
Hette es alle mein tage nicht gedacht,  
dß die lieb hette so große macht  
Ade, seins lieb zu guter nacht.

4. Wer dich hat gelbt  
in dieser welt,  
der ist der beste.  
er sei gleich buckelt, krumb vndt lahm.  
Gott straffe sie mit schimpff vndt scham,  
so sie vmb solch gebreite  
Verachtet meinen fram.

5. Wirdts denn geschehn?  
ich wilß wol sehn,  
die zeit wirds geben.  
Untreu den eigen herren schlegt,  
geschicht ihr das, geschicht ihr recht.  
Ein pflaster druff zu kleben,  
wo ist der badersknecht?

6. Das lied hier endt,  
lieb ist verblendt,  
das mus ich sagen.  
Hett all meine tage nicht gedacht,  
dß die liebe hette so große macht,  
nu muß ichs vbel tragen.  
Ade, seins lieb zu guter nacht.

(II.)

Ein anderß.

1. Bey tage vndt sonnenschein  
kam ich zur liebsten mein,  
vmb einen tanß  
freundtlich ganz  
ich sie bat;  
sie mirs versagt —  
phu dich an du stolze magt.

2. Redliche jungfrawen schon,  
schaut, solcher spott vndt hon  
daß mir wardt  
auß hofart,  
die vnehr  
krencket mich sehr —  
phu dich an, du ader miher.

3. Ich ging zum andermal  
noch einß zu ihr in den fall,  
Medlein holt,  
sprach ich, wolt  
tanßen hie.  
Nein, sprach sie —  
phu dich an, du reudigeß vieh.

4. Sind noch auß liebes brunst  
einmal hin, war vmbfunst,  
sprach zu ihr:  
Tanßet mit mir.  
Sie ohn eil  
hatte kein weil —  
phu dich an, du heußliche eul.

1. Bey tag vndt sonnenschein  
kam ich zur liebsten mein,  
vmb einn tanß  
freundtlich ganz  
ich sie fragt;  
sie mir's versagt —  
phu dich an, du stolze magt.

2. Redliche jungfrawen kron,  
schaut, solcher spott vndt hon  
hie mir wardt  
auß hofahrt,  
die vnehr  
krenckt mich sehr —  
phu dich an, du adermher.

3. Ich ging zum andern mal  
zu ihr noch in den sal:  
medlein holt,  
ei ich wolt  
tanßen hie.  
Nein, sprach sie —  
phu dich an, du reudigsvieh.

4. Bat sie auß liebesbrunst  
zum dritten mal vmbfunst,  
sprach zu ihr:  
tanzt mit mir.  
Sie in eil  
hatt kein weil —  
phu dich an, du heßlich eul.

5. Jedoch zu leß sie muß  
mitt mir tanzen ohn lust,  
wie die katz  
auff dem platz  
mitt der mauß  
tanzett im hauß —  
phue dich an, du kaler strauß.

6. Tanget mit ihr, wer wil  
nach ihrem tanz frag ich nicht viel;  
o homut  
thut kein gut  
bey dem findt  
das ihr fhindt —  
phue dich an, du stolzes gefindt.

7. Tugent vber alleß gilt  
an einen jungfreuwlichen bildt,  
wan sie nich  
einen verspricht;  
sonß saget man:  
phue dich an,  
der teuffel mag dich han.

8. Adde, daß sey geschenck  
vnd der magdt fur den tanz gedanck,  
daß sie wol tanzen sol,  
zu ander  
thun wundern —  
phue dich an, du magdt vhon Flandern.

5. Jedoch zulezt sie must  
mirß gonnen ohne lust,  
wie die katz  
auff dem platz  
mit der mauß  
tanzt im hauß —  
phu dich an, du kaler strauß.

6. Tanz nu mit ihr, wer wil,  
darnach frag ich nicht viel;  
hoher mut  
thut kein gut  
bei dem findt,  
das er findt —  
phu dich an, du stolß gefindt.

7. Treuw vber alles gilt  
an einem jungfrauen bildt,  
das nicht bricht,  
wans verspricht;  
sonst saget man:  
phu dich an,  
der teuffel mag dich han.

8. Adde, dieß sey mein danck,  
ist trawen ein guter schwand,  
daß ohn lust  
sie tanzen must;  
mag zu andern  
sie nu wandern —  
phu dich an, du magdt aus Flandern

(III.)

Ein anderß.

1. Muß den die treuwe mein  
so gar mitt falschen herzen  
von dir belohnet sein?  
vor schmerzen  
ich schir gar vergehe,  
weil ich kein gunst von dir verstehe,  
bringt mir ihn schwere pein.

2. Ach wie so listiglich  
hat mich dein wortt betrogen,  
auf welches stets bauwet ich  
Ich meintt, du werst gewislich mein,  
iz nimt dein herz ein ander ein,  
dein vntreuw tawret mich.

3. Regiert ihn liebeß bant  
bey dir ihn solchem wanden?  
daß hab ich nicht erkant,  
Bistu nicht worden einß bericht,  
Daß alte liebe rostet nicht,  
sey wo eß wil ihm lande.

1. Muß denn die treuwe mein  
so gar mit falschem herzen  
von dir belohnet sein?  
vor schmerzen  
ich armer narr schier gar vergeh,  
weil ich kein gunst von dir versteh,  
das bringt mir schwere pein.

2. Ach, wie so listiglich  
hat mich dein wort betrogen,  
auff welches stets bauwet ich.  
es war gelogen.  
Ich meint du werst gewislich mein,  
izt nimt dein herz ein ander ein,  
dein vntreuw tawret mich.

3. Regiert der liebeßbrant  
bey dir in solchem wanden?  
das hab ich nicht erkant,  
muß nu dran franden.  
Bistu nicht worden einß berichtt,  
daß alte liebe rostet nicht,  
seys, wo eß wil im landt?

4. Thue dich bedencken schir,  
was du mitt deinem mundlein  
so oft verheissen mir.

Du spr[a]chs, ich solt mich trosten der zeit,  
daß wiederkommen wirdt bringen freuwtd.  
Darauff scheidt ich von dir.

5. Hastu aber den schin,  
was dir nicht ist ihn augen,  
lestu baldt fharen hin,  
So ist es auch geschehen an mhir,  
als ich ein kleines war von dir,  
ihund schabab ich bhin.

6. Auff glück ich endlich baitt,  
das mich noch wirdt erfreuwen,  
Gott weiß die rechte zeit.  
Laß faren, waß nicht bleiben wil,  
seindt doch der mutter kinder viel,  
wer weiß, wems noch gerewt.

4. Thu dich bedencken schier,  
was du mit deinem mundlein  
so oft verheissen mir,  
in manchen abendstundlein.  
Du sprachst: Getroste dich der zeit,  
das wiederkommen bringt uns freuwtd.  
Darauff scheidt ich von dir.

5. Dwohe, du hast den sinn,  
was dir nicht mher in augen,  
lestu baldt faren hin,  
kan dir nicht taugen.  
So ist es auch geschehn an mir,  
als ich ein kleines war von dir,  
ihundt schabab ich bin.

6. Auff glück ich endlich beitt,  
das mich noch wirdt erfreuwen,  
Gott weiß die rechte zeit,  
wan sichs sol neuwen.  
Laß faren, was nicht bleiben wil,  
seindt doch der mutterkinder viel —  
wer weiß, wems wirdt gereuwen.

Bei Ditsfurth 1.<sup>1</sup> ,dann'. <sup>5</sup> ,bald gar'. <sup>7</sup> ,eine schwere'. 2.<sup>2</sup> ,haben mich deine'. <sup>3</sup> ,auf welche bauet ich'. <sup>4</sup> ,gedacht'. <sup>5</sup> ,ig' ] ,so'. <sup>6</sup> ,jammert'. 3.<sup>1</sup> ,ihn' ] ,dann'. <sup>3</sup> ,nicht' ] ,nie'. <sup>4</sup> ,mit eins worden'. <sup>6</sup> ,wo sie woll'. <sup>4</sup> ,mit gutem herzen'. <sup>4</sup> ,Sprachst, ich tröst mich der lieben zeit'. <sup>6</sup> ,bringet freud'. <sup>6</sup> ,jehund scheid'. 5.<sup>1</sup> ,Hast aber noch im sinn'. <sup>3</sup> ,ob du's läßt'. <sup>4</sup> ,wie auch geschehen ist mit mir'. <sup>5</sup> ,als' ] ,da'. 6.<sup>1</sup> ,beut'. <sup>2</sup> ,das wird mich noch'. <sup>3</sup> ,rechte' ] ,liebe'. <sup>5</sup> ,es seind'. <sup>6</sup> ,wen's noch gereut'.

## Ludwig Hänfelmann †. Nachtrag.

Der Ausgabe der vorstehenden drei weltlichen Lieder, der letzten Arbeit, die Ludwig Hänfelmann dem Herausgeber dieser Blätter noch kurz vor seinem Tode übersandte, wollen wir noch einen kleinen Nachtrag zu dem Aufsatz hinzufügen, den wir dem entschlafenen Gelehrten und Freunde in Nr. 4 des Braunschw. Magazins S. 37 ff. gewidmet haben. Da ist zunächst aufmerksam zu machen auf einen kurzen Nachruf im Korrespondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Jahrg. 1903 Heft 24 Nr. 6 S. 81 f.), dem Hänfelmann seit dem Jahre 1874 als tätiges Mitglied angehörte. Es ist hier besonders seine sprachwissenschaftliche Tätigkeit gewürdigt, die in kritischer Herausgabe mittelniederdeutscher Texte und in Anfertigung trefflicher Glossare bestand, zugleich auch mit Recht sein „scharfer Sinn und sein feines Gefühl für linguistische Dinge“ hervorgehoben, die sich vornehmlich in der Wiederherstellung des niederdeutschen Textes von H. Brandis Diarium offenbarten. Hingewiesen ist hier auch auf seinen ersten literarisch wichtigen Fund, den er im Archive der Stadt Röbel in Mecklenburg machte, ein Gildesbuch des Wollenweberamtes, aus dem G. F. Visch namentlich das Bruchstück eines Fastnachtsspiels in den Jahrbüchern d. Vereins f. mecklenburg. Gesch. u. Alterth. (27. Jahrg. S. 279—86)

veröffentlichte. In einer Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, der Hänfelmann seit dem 7. Dezember 1878 als korrespondierendes Mitglied angehörte, hielt der Geheime Justizrat Professor Dr F. Frensdorff am 30. April 1904 dem geschiedenen Mitgliede, dem er auch als langjähriger Vorstandscollege des Hänfischen Geschichtsvereins nahe stand, eine schöne Gedächtnisrede, die in den Nachrichten der Gesellschaft (Geschäftl. Mittheilungen 1904 Heft 1 S. 67—74) gedruckt worden ist. Er schilderte ihn in anschaulicher, warmherziger Weise als „einen ächten deutschen Gelehrten, schlicht in seinem Wesen, unermüdet in seiner Arbeit, voll stiller freundiger Tätigkeit; der sich einen festen Mittelpunkt seines Wirkens ausersah, ihm seine ganze Kraft widmete und innerhalb dieses fest umgrenzten Bezirks die schönsten Erfolge erzielte.“

Im Vorworte des letzten Heftes der Hänfischen Geschichtsblätter gedenken Karl Koppmann und W. v. Wippen in ehrenvoller Dankbarkeit L. Hänfelmanns als ihres nun geschiedenen Genossen im Redaktionsausschusse dieser Blätter, dessen Mitglied er seit dem Jahre 1873 war. Es folgen an der Spitze des Heftes die gehaltvollen Worte „zum Gedächtnis Ludwig Hänfelmanns“, in denen der Vorsitzende des Hänfischen Geschichtsvereins, Senator Dr F. Zehling, auf der diesjährigen Jahresversammlung

zu Kiel am 24. Mai ein lebenswahres, ansprechendes Bild seines Wesens und Wirkens entwarf. Zu erwarten steht noch in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen ein Nekrolog Hänselmanns, den dessen Amtsnachfolger Dr. Heinr. Mack zu schreiben übernommen hat.

Zu dem Schriftenverzeichnis, das wir a. a. O. S. 44 ff. brachten, sind noch folgende Arbeiten Ludwig Hänfelmanns hinzuzufügen:

a. Edelmannsart.

Im neuen Reich III. Jahrg. (1873) II. B. S. 564—72.

b. Kort Borgentryk, Maler und Bildschnitzer in Braunschweig, 1457—1502.

Braunschw. Nachrichten 1875 Nr. 288—90.

c. Die Reisen Herzog Ferdinand Albrechts.

Braunschw. Anz. 1876 Nr. 193—95. 259. — 1877 Nr. 157 u. 175. — 1878 Nr. 169 u. 170.

d. Karl Friedr. Gauß in Bremen.

Nordwest I. Jahrg. 1878 Nr. 33 S. 276—78.

e. Die Enthüllung des Gauß-Denkmal in Braunschweig.

Hannov. Courier 1880 Nr. 10409 u. 10411.

f. Unser Gefängniß-Neubau.

Braunschw. Tagebl. 1882 Nr. 55. Beil.

g. [Anzeige des 1. Heftes der Zeitschrift:] „Aus allen Zeiten und Landen“.

Braunschw. Anz. 1882 Nr. 271.

h. [Anzeige der Schrift Wilh. Rossmanns:] Kupferstiche nach Werken neuerer Meister in der Königl. Gemäldegallerie zu Dresden.

Braunschw. Anz. 1883 Nr. 44.

i. [Anzeige von] Luther in Worms. Oratorium von W. Rossmann und L. Meinardus.

Braunschw. Anz. 1883 Nr. 96.

k. [Anzeige der Festsrede W. Rossmanns:] Luther und die deutsche Nation.

Braunschw. Anz. 1883 Nr. 277.

l. Jugendgedichte Karl Bachmanns. Mitgeteilt von Ludwig Hänfelmann.

Akademische Blätter. Herausgeg. v. D. Sievers. (1884) S. 27—33. 75—86.

m. Der Vöbl. Aleyderjellere zu Brunschwig Trutzliedlin vndt Schampffernölleken vff Dornstag nach Galli anno 12. im sieben vndt achtzigsten, do sie die schirestfünftige Martinsganß zeitlig fürgefotet . . . [Br.] Durch Julium Krampen [1887]. 4°.

n. Vorwort zu Th. Reiche's „Ernsten Klängen in plattdeutscher Mundart“. Braunschw. 1891. S. III—VI.

o. Herzog Rudolf August und seine Herren Gevattern von Braunschweig. Ein Satyrspiel vor der Tragödie.

Jahrbuch des Geschichtsvereins f. d. Herzogt. Br. 3. Jahrg. Wolfenbüttel 1904 S. 1—56.

p. Drei weltliche Lieder aus d. 17. Jahrh. mitgeteilt. Br. Magazin 1904. S. 141—45.

Hinzuzufügen ist ferner auf S. 44 zu Nr. 12 Hans Borners Meerfahrt:

Im Wesentlichen wiederholt in den Braunschw. Nachrichten 1875 Nr. 115—117 als: „Ein Braunschweiger Jerusalemfahrer im Jahre 1419“.

Aus der reichen Fülle der Gelegenheitsgedichte, die im Nachlasse Ludwig Hänfelmanns sich befinden, seien hier noch zwei mitgeteilt, die für seine Sinnesart und sein Gemütsleben ebenso charakteristisch sind, wie für seine Ausdrucksweise und Verkunst, und daher namentlich seinen zahlreichen Freunden willkommen sein werden. Das erste war ihrem engeren Kreise zugebracht, als er im November 1903 an den Freuden der Martinsgans zu seinem lebhaften Bedauern seiner Gesundheit wegen sich nicht mehr beteiligen konnte. Er hat es anscheinend nicht, wie er beabsichtigte, zu Ende geführt; auch hat ihm später wohl ein Anlaß es vorzutragen gefehlt.

1, a.

Novembergrau im Lande,  
Sankt Martin fährt daher.  
Ich hoch im Schlafgewande,  
Der Odem geht mir schwer.  
In meine Kindsbreischale  
Brock ich mir Wehmut ein —  
Ihr sitzt bei besserem Mahle,  
Laßt, Brüder, euch segnet sein!

Eure Messer hör ich zischen,  
Eure Kiefer malmend gehn,  
Ich seh euch die Bärte wischen  
Und satt die Klugen verdrehn.  
Zu mir herein, o Wunder!  
Durch die Windnacht weht ein Schmach  
Von Rheinwein und Burgunder,  
Von Gänsebraten und Taback.

Wie lang? — ein Jahr — nicht länger?  
Da war ich auch dabei;  
Ein Tafelschreck — ein Sänger,  
Und aß und trank für drei.  
Ihr fluchtet in der Stille  
Dem Reimbold und seiner Bier —  
Nun ward euch euer Wille:  
Ich grame stumm und faste hier.

Die Däunung streift — die Muse  
Entschwebt, die Sünde weicht:  
Kein Schmaus mehr, kein Geschmuse,  
Die Tugend kinderleicht.  
Es ist nicht auszusagen  
Im länglichsten Choral,  
Wie sehr ein schwacher Magen  
Befördert Hochsinn und Moral.

In hehrer Vogistarre  
Verwind ich mein Ungemach,  
Nur deinem Schmauch, Cigarre,  
Stürzt meine Zähre nach.  
Verfließt in andre Gründe  
Rhein- und Burgunderwein,  
In andrer Freßer Schünde  
Geh, Martinsgans, zur Ruhe ein!

Zerfall in Rost und Moder  
 Mißbrauchtes Saitenspiel!  
 Längst zwischen Elm und Oder  
 Ward deines Schalls zuviel.  
 Zuviel des unsonoren  
 Hohl blechernen Vereims,  
 Zuviel des unbergoren  
 Erflössen Zirbeldrüsenfeims.

Zuviel! — Wohlan, so trolle,  
 Gesell, dich sacht beiseit,  
 Gib Raum auf deiner Scholle!  
 Blutatmend steht bereit  
 Mit neubezogner Leier  
 Und tritt in Reih und Glied  
 Ein besserer Versespeier —  
 Sing du, Gesell, dein Schwanenlied!

1, b.

Novembergrau im Lande,  
 Vergang, Verwesungsduft.  
 Ich schweb und schweif am Rande  
 Der grauenträcht'gen Luft.  
 Ade, besonnte Zeiten!  
 In diesem, diesem Schacht  
 Muß ich zu Grunde gleiten —  
 Ade, ade zur langen Nacht!

Doch geht der Leib zu modern,  
 Und fährt die Seele dahin —  
 Ein Feuer seh ich lodern  
 Auf einer Tempelzinn.  
 Hochwächter, die es schüren,  
 Diegen und stehn umher  
 Und lauschen den Aventuren  
 Der alten Gotteswundermär.

Das ist auf nächt'gen Pfaden  
 Verfahrener Janal:  
 Hinan zur Burg der Gnaden  
 Durch Dunkel, Graus und Qual!  
 Zu Dir ich heim begehre,  
 Der Frrfahrt mild und satt,  
 Jerusalem, du hehre,  
 Du holde, hochgebaute Stadt!

Will dort am Feuer liegen  
 Und horchen dem Geraun,  
 Mich in die Scharten schmiegen  
 Und ahnend um mich schau'n:  
 In Tiefen, Höh'n und Weiten  
 Auf aller Fata Spiel  
 Der Ewigkeit, der Zeiten,  
 Hinaus zu alles Wesens Ziel.

2.

Ob wir stürzen, ob wir gleiten —  
 Unfre Straßen fahren wir.  
 Andre Jahre, andre Zeiten,

Jede wühlt in andern Saiten,  
 Auf der Harfe, am Klavier.

Heute schrillend, morgen leise,  
 Dann zum Sturm auf eine Schanze,  
 Milde dann zu stiller Reife.  
 Aber all und jede Weise  
 Aufgespielt zum Totentanze.

Ungezählte Pilgerscharen  
 Wallen her, dahin, hinab,  
 Vorwärts, abwärts — schau die Wahren  
 Harren schon: wohlan, wir fahren —  
 Und daneben gähnt das Grab.

Fahren all zum selben Ende,  
 Hin zur Raft in schwarzer Truhe.  
 Rauf und eben das Gelände,  
 Wälder, Auen, Felsenwände,  
 Aber nirgend Raft noch Ruhe. . .

## War Jürgen aus Watenbüttel der Erfinder des Spinnrades?

Von F. M. Feldhaus.

Jürgen soll das Spinnrad 1530 erfunden haben. Ich fand kürzlich eine Spinnrad-Zeichnung von 1480; früher schon wies man auf solche Zeichnungen von 1490 und 1524 hin. Das mag Grund genug sein, dem Aufrufe, „daß die Frage nach dem Braunschweiger Anteil an der Erfindung des Spinnrades von einem Berufenen einmal gründlich in die Hand genommen werde“ (R. Andree im Braunschweig. Magazin 1896, Nr. 13, S. 104), hier zu folgen.

Gehen wir den obigen drei Jahreszahlen in ihrer Reihenfolge nach:

In einer unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch“ durch das Germanische Museum in Nürnberg 1887 veröffentlichten Handschrift fand ich, wie gesagt, unlängst (Blatt 34a) eine vorzügliche Wiedergabe eines Spinnrades. Die Handschrift ist im Besitze der Familie von Waldburg-Wolfegg. Sie stammt aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts, kann also um 1480 angesetzt werden. Da nach Mitteilung der Direktion des Germanischen Nationalmuseums an dieser Entstehungszeit nicht gezweifelt werden kann, so muß die Entstehung des Spinnrades mindestens auch über ein halbes Jahrhundert vor 1530 verlegt werden.

Ich hebe hier hervor, daß am Spinnrade der Kern der Erfindung in drei Punkten liegt: 1. in der Anordnung der uralten Spindel auf zwei Lagerböcken, 2. in der späteren Hinzufügung des „Flügels“ zum Aufwickeln des Fadens und 3. in der Vereinigung von Spule und schnelllaufendem Flügel mit einer Antriebsvorrichtung.

Die Spinnradzeichnung von 1480 weist Spule,



Flügel und eine Antriebsvorrichtung durch Handrad auf.

Die zweite bekannte Abbildung einer oder, richtiger gesagt, mehrerer Spinnvorrichtungen findet sich in den Manuskripten des großen Malers und Ingenieurs Leonardo da Vinci von etwa 1490 (Codice Atlantico, fol. 393 r, a). Grothe gibt eine dieser Vorrichtungen mit Spindel, Flügel und einem Mechanismus zur Verteilung des Fadens auf der Spule an (Grothe, Leonardo da Vinci, Berlin 1874, S. 82, Fig. 64). Die Handzeichnungen dieses großen Italieners kamen 1797 zuerst an die Öffentlichkeit, erst im letzten Jahre (1904) fand die Herausgabe seiner wichtigsten Manuskripte seitens der italienischen Regierung ihren Abschluß. Dies muß man beachten, denn es folgert sich daraus, daß Leonardos Konstruktionen dieser Spinnapparate höchst unwahrscheinlich für das 16. und 17. Jahrhundert von Bedeutung waren. Wie mit so mancher seiner Ideen, so steht Leonardo's Genie auch hier erhaben auf einsamer Höhe. Wären seine Konstruktionen um 1500 bekannt geworden, statt um 1800, dann hätten manche späteren Physiker und Techniker nicht erst weit unter seinem Niveau wieder angefangen.

Die dritte Abbildung eines Spinnapparates wurde schon von Görgeß (Waterländ. Geschichten 1843, I. 269) als Einwand gegen die Priorität des Jürgens aufgeworfen. Sie befindet sich auf einer Miniatur in der von Niklas Gledendon illustrierten Bibel auf der Wolfenbütteler Bibliothek. Auf Seite 1963 des zweiten Bandes dieser von 1524 datierten Bibel sieht man auf dem unteren der beiden Bilder eine Hausfrau mit ihren Mägden spinnend. Während diese noch die alte Spindel führen, sitzt jene an einem Gestell, das dem Spinnrade von 1480 gleicht. Herr Dr Zimmermann hatte die Güte eine Skizze dieses Spinnrades mit der Miniatur zu vergleichen. Deutlich lassen sich der Rocken und der zur Spindel führende Faden erkennen. Nur in Bezug auf Spindel und Flügel ist die Miniatur zu ungenau.

Aus den drei Daten von 1480, 1490 und 1524 können wir mit Sicherheit also entnehmen, daß man Spinnräder vor 1530 kannte.

Es bleibt nur noch die Frage: erfand Jürgens das „Trettrad“, das Spinnrad mit Tretvorrichtung? Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß Rehtmeier, der einzige Berichterstatter von Jürgens, nichts von der Erfindung der Tretvorrichtung sagt. Andererseits ist seine Bemerkung: „Spinnräder, deren sich ježo (also 1722) das Frauenvolk bedient“, auf Tretäder zu deuten. Ob er aber überhaupt Tretäder von Handrädern unterscheiden will, das kann man aus dem Worte „ježo“ allein auf keinen Fall sicher folgern.

Ich kenne zwar auch aus den Handschriften von Maschinenbauern vor 1530 keine Tretvorrichtung an irgend einer der wenigen überhaupt bekannten

rotierenden Maschinen, ausgenommen an Schleifsteinen. Doch auch das ist kein Beweis dafür, daß Jürgens die „Tretvorrichtung“ erfunden oder auch nur an Spinnrädern angebracht haben könnte.

Das erste Schwungrad mit Kurbel und Treterei finde ich erst 1568 in Amman's „Beschreibung Aller Staende“ (mit Versen von Hans Sachs) auf den Blättern H III und P II. Die großen Ingenieure Biringuccio (1540) und Agricola (1556) kennen nicht einmal das, was man für Jürgens ohne Belege, lediglich auf eine 200 Jahre jüngere Nachricht hin, „hinzuerfinden“ will.

Als „Erfinder des Spinnrades“ muß man den an sich arg spät genannten Jürgens unbedingt lassen. Seine mögliche Konstruktion eines Tretspinnrades, oder seine Priorität für die braunschweigischen Lande als Einführer des Tretades kann vorerst gegen den, der sie unbedingt behauptet, nicht angefochten werden.

Schon in dem Handbuch der Erfindungen von G. C. B. Busch (4. Aufl., Band 11, Eisenach 1821, S. 462) wird gesagt, Jürgens sei der Erfinder des „Tretades“.

Das Epitaph, das nach Rehtmeier's Angabe von Jürgens gemacht worden, und auf dem Jürgens Bild zu sehen ist, existiert noch. Es steht aber seit der Renovierung von St. Martini nicht mehr der Kanzel gegenüber, sondern hinter ihr.

## Sitzungsberichte des Geschichtsvereins.

37. Sitzung (3. Wanderverammlung) zu Gandersheim am 21. August 1904.

Nach Besichtigung der St. Georgskirche, der Stiftskirche, des Kaisersaals und der Michaeliskapelle unter Führung des Rektors Dr Brackebusch und des Museumsdirektors Prof. Dr Meier fand abends 6 Uhr in der Aula des Progymnasiums die Eröffnung der Sitzung durch Archivrat Dr Zimmermann statt. Direktor Dr Kaselitz hieß die Versammlung im Schulgebäude willkommen. Der Vorsitzende gedachte zunächst des verstorbenen Ehrenmitgliedes D. v. Heinemann, dessen Andenken die Versammlung durch Erheben von ihren Sihen ehrte. Dann folgten die Vorträge des Oberlehrers Ludwig: „Prähistorisches aus Gandersheim“, des Dr Brackebusch: „Elisabeth Ernestine Antonie, Äbtissin zu Gandersheim, Herzogin zu Sachsen-Meiningen“, des Museumsdirektors Prof. Dr Meier: „Die Aufgaben der Denkmalspflege in Gandersheim“ und des Archivrats Dr Zimmermann: „Aus den letzten Tagen des Stifts Gandersheim“.

Abends fand im „Prinz Wilhelm“ ein gemeinschaftliches Essen statt, bei dem Bürgermeister Major v. Ernst die Gäste willkommen hieß.

Am Morgen des 22. Augusts wurden zunächst unter Leitung des Baurats Pfeifer und des Mu-

seumsdirektors P. J. Meier die Überreste des Klosters Brunshausen und die Klosterkirche zur Klus besichtigt. Dann wurde über den Klusberg nach Gandersheim zurückgekehrt und mit Sonderzug nach Bodenburg gefahren. Nachdem hier der Park mit den schönen Grabdenkmälern der Herren v. Steinberg und das Schloß mit seiner reichen Ausstattung unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Grafen von Steinberg und seiner Frau Gemahlin in Augenschein genommen waren, wurde beim Gastwirte Evers schnell und gut zu Mittag gegessen und mit demselben Zuge nach Lamspringe gefahren, wo Dechant Dr. Grube aus Braunschweig, ein Lamspringer Kind, in der stattlichen Klosterkirche den Erklärer machte. Nach der Rückkehr wurden in Gandersheim noch Rathaus, Schloß und einige Privatgebäude beschen. Ein zwangloses Zusammensein in Meyers Garten beendete gegen Abend die in jeder Beziehung wohlgelungene und vom Wetter aufs beste begünstigte Versammlung.

38. Sitzung am 24. Oktober 1904 zu Wolfenbüttel.

Der Vorsitzende eröffnete die erste Sitzung des Winterhalbjahres und hob hervor, der Tod habe im verflossenen Jahre dem Vereine sehr beklagenswerte Verluste zugefügt; dem Gedächtnisse zweier Ehrenmitglieder sei die heutige Tagesordnung geweiht. Hierauf folgten die Vorträge:

1) des Archivrats Dr. P. Zimmermann „Zum Gedächtnis Ottos v. Heinemann,“

2) des Geh. Hofrats Prof. Dr. W. Blasius „Worte der Erinnerung an Alfred Rehring.“

Der erste Vortrag ist in der Novembernummer des Br. Magazins (S. 125—34) inzwischen veröffentlicht worden, der zweite soll demnächst nachfolgen.

39. Sitzung am 7. Novbr. 1904 zu Braunschweig.

Der Vorsitzende gedachte zunächst des verstorbenen Seminar-Oberlehrers Bosse und forderte die Versammlung auf, das Andenken dieses verdienten Mitgliedes durch Erheben von den Sitzen zu ehren.

Museumsdirektor Professor Dr. Schuchhardt aus Hannover sprach über frühgeschichtliche Burgen in Nordwestdeutschland.

Redner berichtete, wie es der gemeinsamen und systematischen Forschung neuerdings gelungen sei, bestimmte Kategorien frühgeschichtlicher Burgen in Nordwestdeutschland mit Sicherheit voneinander zu unterscheiden:

1) Volksburgen der Sachsen gegen Karl den Großen. Man hat solche an den durch die Annalen historisch beglaubigten Stellen im Gelände aufgefunden und ausgegraben. Sie bestehen aus einfachen Ringwällen, deren größter Durchmesser 400 m und mehr beträgt. Die Wälle sind etwa 5 m stark, mit Hölzern und Steinen durchsetzt; zum Teil auch (z. B. bei der Herlingsburg) hat man 3 m starke Trocken-

mauern ohne Kalk gefunden. An der gefährdeten Seite befinden sich vorgeschobene Befestigungen. Die wichtigsten Burgen dieser Art sind die Herlingsburg bei Schieder im Fürstentum Lippe-Detmold und der Hammerberg bei der Porta Westphalica. Die Hohensyburg an der Lennemündung und die Zburg bei Driburg in Westfalen sind von Karl dem Großen früh erobert, haben fränkische Zutaten erhalten und können nicht mehr für intakte Beispiele des sächsischen Typus gelten. Namentlich zeigt sich dies bei den Toranlagen, welche Mauerwerk aufweisen, während die Sachsenburgen an diesen Stellen von eingerammten Pfählen hergestellte Walltürme haben.

2) Befestigte Königshöfe (curtes) Karls des Großen. Man hat sie früher für römische Anlagen gehalten, doch ist ihr Karolingischer Ursprung durch Reste von Tongefäßen erwiesen, welche zweifellos aus dem 9ten Jahrhundert stammen. Man hat diese Burgen mit der in den Kapitularien Karls des Großen enthaltenen Beschreibung einer curtis verglichen und bei ihnen die dort vorkommenden charakteristischen Merkmale wiedergefunden: den eigentlichen Wirtschaftshof etwa 100 m in Quadrat, besetzt mit mehreren kleinen einzeln stehenden Häusern, ferner Umwallungen von Mauerwerk nach Art der römischen Limes-Kastelle mit Berme und Spitzgraben. Solche curtes sind bereits 40 in Westfalen und Hannover festgestellt worden, in Hannover z. B. die Heisterburg auf dem Deister und die Vennigser Burg. Redner hält auch die eine der beiden Reitingburgen für dahin gehörig, während er die andere zu den Sachsenburgen zählt.

3) Keltische Burgen gegen die Römer. Solche reichen nur ausnahmsweise bis in unsere Gegenden. Charakteristisch für sie sind Wälle aus großen Steinklößen und das Fehlen der Gräben. Zu diesen Burgen rechnet Redner den Ringwall auf dem Hezentanzplatz und die Grotenburg bei Detmold, die er für die Teutoburg gehalten wissen will.

Ferner, nur im Lüneburgischen und im nördlichen Teile des Herzogtums Braunschweig bisher aufgefunden:

4) Kleine früh-sächsische Rundwälle aus dem 5ten bis 8ten Jahrhundert. Dahin gehört die Düsselburg. Man fand daselbst die Spuren von Verpfählungen, welche an die Limes-Kastelle erinnern.

5) Wasserhügel d. h. aus dem Überschwemmungsgebiete der Flüsse hervorragende Erhebungen von geringer Ausdehnung mit Ringmauer und Burgwall. Durch Fundstücke und nach Urkunden des Bischofs Bernward von Hildesheim lassen sie sich als Bauten des 10ten Jahrhunderts feststellen. Hierher gehören die Mündburg bei Müden, ein Hügel bei dem v. Marenholz'schen Gute Dithorst, die vom Professor Höfer bei Königshof am Zusammenflusse der warmen und kalten Bode ausgegrabene ältere

Burg beim Bodfelde an der Stelle, wo später der Königshof König Heinrichs III gelegen hat, und in unserer nächsten Nähe die Ringwälle bei Campen, Wendhausen und Querum. Redner meint, daß sie zum Teil wohl auf altem Königsgute angelegt worden sind, vielleicht von Hermann Billung als Herzog von Sachsen herrühren und gegen die Einfälle der Normannen und Wenden gerichtet gewesen sein möchten.

Der Redner erläuterte seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag durch zahlreiche Pläne. Er hat diese in achtfacher Vergrößerung der Meßtischblätter, also in dem einheitlichen Maßstabe von 1 : 3125 hergestellt. Hierdurch wird der Vergleich der Größenverhältnisse verschiedener Burganlagen auf das Beste erleichtert.

Museumsdirektor Professor Dr P. J. Meier berichtete über den geplanten Verband der Vereine für Geschichte und Altertumskunde in Nordwestdeutschland.

Bezugnehmend auf den eben gehörten Vortrag hob Redner die Notwendigkeit solchen Zusammenschlusses hervor. Die Provinzen Hannover, Westfalen und Hessen-Nassau hätten sich bereits früher zusammengeschlossen, und es sei nun der Zutritt der darauffolgenden Gebiete bis nach Holstein und Mecklenburg geplant. In Süddeutschland habe man sich zum Zwecke der Limesforschung erfolgreich vereinigt. Dieser Verband tagte alle Jahre einmal. Die Gründung des nordwestdeutschen Verbandes sei in der zweiten Osterwoche 1905 geplant.

Der Vorsitzende teilte mit, daß der Vorstand sich einstimmig für den Anschluß an den soeben besprochenen Verband entschlossen habe. Die dadurch erwachsenden Ausgaben seien gering. Für je 100 Mitglieder erhalte der Verein im Gesamtverbande eine Stimme und solle für jede solche Stimme nur 3 M. Jahresbeitrag zahlen. Diese Ausgabe liege in der Kompetenz des Vorstandes. Trotzdem brachte der Vorsitzende die Sache zur Abstimmung und erlangte einstimmige Annahme.

Professor Dr Meier wies zum Schluß auf ein ausgestelltes altes Gemälde hin, welches aus Salzdahlum stammt und von Harms gemalt ist. Es stellt den Hagenmarkt 1730 dar.

40. Sitzung am 21. Novbr. 1904 zu Wolfenbüttel.

Dr phil. Karl Steinacker machte Mitteilungen über das Schloß in Salzdahlum und seine Baumeister. Er hob nach einer kurzen Einleitung über das Typische der Lustschloßanlagen zur Zeit Ludwigs XIV die darauf bezüglichen charakteristischen Merkmale von Salzdahlum hervor, betonte namentlich auch das Zeremoniöse des Grundrisses. Er wies dann nach, daß auf die Grundrißanlage und den Aufbau das Luxembourg in Paris unverkennbar eingewirkt hätte, nicht aber Marly, wie bisher

angenommen worden war. Die französische Pablonbildung dagegen war einmal modifiziert durch die persönliche Auffassung des Architekten, dann aber durch niederländisch-norddeutsche Einflüsse, vornehmlich durch Christoph Leonhard Sturm.

Es folgte eine Parallele zwischen diesem meist nur theoretisch tätigen Baumeister, der unter Anton Ulrich mehrere Jahre an der Ritterakademie in Wolfenbüttel wirkte, und Korb, der gleichzeitig als erster Baumeister des Herzogs hier seine vielen Bauten, als wichtigste Salzdahlum (vollendet 1694) schuf. Kurz gestreift wurden dabei auch andere Schöpfungen Korbs, die Schlösser in Wolfenbüttel, Bechelde, Langelieben, Hundisburg bei Althaldensleben, dieses eine recht lehrreiche teilweise Nachahmung Salzdahlums, die Bibliothek in Wolfenbüttel, die Oper auf dem Hagenmarke in Braunschweig, das Amtsgericht an der Auguststraße, die Handelskammer auf der Breitenstraße, das ehemals Hennebergische Haus auf der Gördelingerstraße, alle in Braunschweig, die Garnisonkirche in Wolfenbüttel, die Kirchen in Salder und in Hehlen an der Weser. Redner besprach dann die Ausstattung Salzdahlums und den Garten. Er kam zu dem Schluß, daß die Absichten des Bauherrn Anton Ulrich über die ihm zur Verfügung stehenden Mittel, sowohl in betreff des Geldes als auch der künstlerischen Kräfte hinausgegangen seien, und daß daher der näheren Betrachtung eine gewisse Unfeinheit in der Ausführung des Baues wie des Gartens und der Ausstattung nicht entgegen könnte. Idee und Anlage aber seien uneingeschränkt Lobes wert.

Der Vortrag war durch eine große Anzahl von Stichen und Photographien Korbscher Bauten, besonders Salzdahlumer Ansichten anschaulich gemacht. Ein vom Redner gefertigter Plan des Schlosses gab auch die innere Einteilung wieder, so gut sie sich durch literarische Überlieferung — Grundrisse sind nicht erhalten — vergegenwärtigen läßt.

Oberlehrer Schütte berichtete über einen interessanten Rechtsstreit aus dem 16. Jahrhundert zwischen Franz v. Damm in Braunschweig und Johann Brüning in Halberstadt (Vgl. Br. Mag. S. 137 f.). Derselbe sprach dann noch über Doppelnamen und Tierstimmen. Letztere Mitteilungen sollen demnächst im Drucke veröffentlicht werden.

41. Sitzung am 5. Dezbr. 1904 zu Braunschweig.

Der einzige Punkt der Tagesordnung war der Vortrag des Redakteurs Dr Hartmann über das „Braunschweiger Nationaltheater.“ Der Redner bemerkte einleitend, daß sein Vortrag ein Abschnitt aus einer Geschichte des Bühnenseins im Lande Braunschweig sei, die er zu Anfang des nächsten Jahres bei Zwickler in Wolfenbüttel herausgeben werde. Er schilderte dann, wie sich bald nach den Freiheitskriegen in Braunschweig ein Ver-

ein bildete, um der Stadt ein besseres Theater zu sichern. Wertvolle Zugeständnisse der vormundschaftlichen Regierung erleichterten die Gründung einer Aktiengesellschaft, die mit einem Kapital von 25000 Talern das „Nationaltheater“ ins Leben rief. Am 29. Mai 1818 ward dieses mit der „Braut von Messina“ eröffnet. Direktor des Institutes wurde August Klingemann, der in seiner Leitung Energie, Weitblick und Feingefühl erwies. Er verstand es, die besten schauspielerischen Kräfte zu gewinnen, und in Sachen der Szenerie, Maschinerie und Kostümkunde huldigte er Anschauungen, die seiner Zeit so weit vorausreichten, daß sie mehrfach die Gedanken der Meininger vorwegnahmen. Als Opernleiter stand ihm Gottlieb Wiedebein ebenbürtig zur Seite. Der Redner charakterisierte hierauf die einzelnen Künstler des Nationaltheaters und alsdann dessen Repertoire, aus dem sich ergibt, mit welcher Sicherheit es die Direktion verstand, aus den Neuheiten des Tages sich gerade das Wertvolle anzueignen. Heinrich Heines „Ulmansfu“ ist hier zum ersten und einzigen Male gespielt worden. Er hatte aber das Mißgeschick ausgezischt zu werden, weil man den Verfasser mit einem Braunschweiger Bucherer verwechselte. Ein Zufall nur hat verhindert, daß der „Freischütz“ nicht in Braunschweig die Feuertaupe erhalten hat. Künstlerisch stand so das Nationaltheater auf rühmlicher Höhe; leider aber nicht finanziell. Obwohl die vormundschaftliche Regierung immer mit ständigen und außerordentlichen Beihilfen zur Hand war, stieg das Defizit durch die Ungunst der ersten Jahre immer höher und betrug eine Zeitlang fast die Hälfte des Grundkapitals. Als sich dann die Verhältnisse zu bessern begannen, kündigte Herzog Karl, der inzwischen zur Regierung gelangt war, den Vertrag zum 1. April 1826, da er ein eigenes Hoftheater haben wollte. So mußte die Gesellschaft liquidieren, und auf jede Aktie von hundert Talern konnten wenig mehr als 31 Taler heimgezahlt werden. Aus den Beständen des Vaterländischen Museums waren vom Bankdirektor Walter zahlreiche Porträts von Künstlern des Nationaltheaters und Theaterzettel aus jener Periode aufgestellt, die lebhaftes Interesse fanden.

## Die heilige Gra in Braunschweig.

### Nachtrag.

Die Frage, die Rich. Andree in Nr. 2 S. 24 des Braunschw. Magazins aufwarf: „Woher stammt der Name Gra?“, hat die Einsendung verschiedener Deutungsversuche des Namens an ihn veranlaßt. Wir teilen sie hier mit in dem Wunsche, daß sie zu weiterer Behandlung der Frage anregen möchten, da eine allseitig befriedigende Erklärung wohl noch keine der Deutungen finden wird. Rechtsanwalt H. Andree denkt an eine Ableitung aus dem Griechi-

sehen *ἱερός, ἱερά* (heilig), die von sprachlichen Schwierigkeiten abgesehen der Umstand erschwert, daß die Kirchensprache lateinisch, nicht griechisch war. Hofrat Dr med. M. Höfler in Tölz, der verdiente bayerische Volkskundler, will den Namen durch einen Lesefehler erklären. Im Heiligenlexikon von Stadler (Mugsburg 1869 B. III. S. 649) stehe unter Kimmernis: „im ehemaligen Hochstift Braunschweig wurde sie die heilige Eva genannt“. Ähnlich vermutet Professor G. Schnürer in Freiburg (Schweiz), ein großer „Kimmernisforscher“, der Name Gra sei aus einer falschen Lesung der Inschrift des Schnitzwerkes entstanden, die Igvard me fecit lautet. In dem Inventare von 1482 sei der Name des Künstlers in Erhardus entstellt (vgl. Neumann, Reliquienschatz des Hauses Braunschweig S. 36, 326), daraus könne Era entstanden sein. Die Erklärung eines offenbar volkstümlichen Ausdrucks aus einem Lesefehler ist nicht recht durchschlagend. Aber wer weiß eine bessere Lösung der Aufgabe?

## Bücherschau.

Otto von Heinemann, die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Zweite Abtheilung. Die Augusteischen Handschriften V nebst Zugabe zu Abteil. II und Anhang zu Abteil. I/II. Mit vier Facsimiles in farbigem Lichtdruck. ... Dritte Abtheilung. Die Weißenburger Handschriften. Mit vier Facsimiles in Lichtdruck. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1903. 443 S. gr. 8° 20 Mr.

Der vorliegende Band bildet die letzte Frucht der verdienstlichen Tätigkeit, die der verstorbene Geh. Hofrat Otto von Heinemann der Katalogisierung der Wolfenbüttler Handschriften in langjähriger Arbeit gewidmet hat. Im Vorworte nimmt er „in Rücksicht auf sein hohes Alter“ Abschied von dem Werke, dessen Fortführung er nun „seinen lieben und getreuen Mitarbeitern“ überlassen müsse. Die Verzeichnung der Handschriften dieses Bandes ist noch ausschließlich seiner Hände Werk; erst bei dem Register setzt die Mitarbeit Dr. Milchsacks ein. Es liegt uns hier der fünfte und letzte Teil der reichen Handschriftensammlung des Herzogs August vor, der die Nr. 34. 1—91 oder in neuer fortlaufender Zählung die Nr. 3401—3877 umfaßt. Als eine Zugabe erscheint unter den Nummern 3878—3905 ein Katalog von Literalien der verschiedensten Art, die zu den Handschriften im strengsten Sinne des Wortes nicht gerechnet werden können, aber schon seit lange den Augusteer Manuskripten angeschlossen sind. Dazu gesellen sich als ein Anhang zu ihnen wie zu den Helmstedter Handschriften (Abteilung I) diejenigen Schriftstücke, die mit Druckwerken in sog. Mischbänden vereinigt sind. Es sind die Nr. 3906 bis 4083.

Die dritte große Handschriftenabteilung der Bi-

bliothek bilden die Weissenburger Manuskripte, die der berühmten Abtei St. Petri und Pauli zu Weissenburg im Elsaß einst angehörten, dann von dem Vicepräsidenten des R. Oberappellationsgerichts zu Prag, Heinr. Julius v. Blum, erworben und von diesem wieder nach längeren Verhandlungen (1678—89) an die Söhne Herzog Augusts verkauft wurden. Sie bilden eine kleine, aber sehr wertvolle Gruppe des Handschriftenschazes der Bibliothek (103 Bände Nr. 4084—4187). Gehören zu ihr doch die Bruchstücke der gotischen Bibelübersetzung des Wifilas, die Abt Knittel zuerst als solche unter einer späteren Schrift erkannte (Nr. 4148), der sog. Weissenburger Katechismus, ein wichtiges althochdeutsches Sprachdenkmal (Nr. 4175), die Abhandlung Berengers von Tours, die Lessing entdeckte und in einer besonderen Schrift 1770 behandelte (Nr. 4185), u. a. Aus den beiden ersten Handschriften sind interessante Blätter in Lichtdruck wiedergegeben. Wie in den früheren Bänden bilden diese zugleich mit den Wiedergaben von Miniaturmalereien, Einbänden u. f. w. einen schönen Schmuck des Werkes. Es zeigt im Ubrigen in Anlage und Ausführung die schon öfter hervorgehobenen Vorzüge des ganzen Unternehmens. Ein sorgfältig gearbeitetes Register, das in seiner Einrichtung dem der Helmstedter Handschriften entspricht, umfaßt die gesamten Augusteer und Weissenburger Handschriften und erleichtert in dankenswerter Weise die Benutzung des Werkes, dessen Druck und Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen.

In dem Archive für Reformationsgeschichte (I. Jahrg. Heft 4 S. 337—54) hat Oberschulrat D. Dr. Fr. Koldewey eine deutsche Predigt des Humanisten Johannes Caselius besprochen und herausgegeben, die 1556 in Wittenberg verfaßt worden ist. Es ist dies, soviel man weiß, die einzige Schrift, die der berühmte, letzte große Vertreter des deutschen Humanismus neben seinen zahlreichen lateinisch und griechisch geschriebenen Arbeiten in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Der Originaldruck, nach dem die Neuausgabe erfolgt, scheint ein Unikum zu sein und befindet sich in der alten Universitätsbibliothek zu Helmstedt.

**Friedrich Karl von Strombeck**, Henning Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und seine Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Stadt- und Justizwesens im Anfange des 17. Jahrhunderts. 2. Auflage. Mit einem Begleitwort von Dr. Heinrich Mac. Braunschweig, Wilh. Scholz 1904. 90 S. 8° 2 M.

Da das 1829 erschienene Büchlein von Strombeck über Henning Brabant jetzt völlig vergriffen ist, so ist eine Neuausgabe von ihm gerade in diesem Jahre, in das der 300 jährige Gedächtnistag des grausen Justizmordes (17. September) fällt, gewiß

vielen willkommen. Noch freundiger allerdings würden wir es begrüßen, wenn der berufene Pflger der braunschweigischen Stadtgeschichte auf Grund des inzwischen neu zu Tage gekommenen Akten- und sonstigen Materials den ganzen Gegenstand in seinem großen geschichtlichen Zusammenhange neu bearbeiten wollte.

**Braunschw. Landwehr-Zeitung.** Nr. 1. Frühling, Sylvester 1870. Kriegserinnerungen (aus Br. Mag. 1896 Nr. 1). — 5. Beil. Rapport des Braunschweiger Landwehr-Verbandes vom 1. März 1904. — 8. C. Gerloff, die Zaberger Steige und die Festung Pfalzburg. — 9. Abgeordneten-Versammlung des Verbandes der freiwilligen Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz im Br. Landwehr-Verbande am 6. März 1904. — 10. C. Gerloff, Zaberger und Hobbarr. — 14. Delegierten-Versammlung am 12. Juni 1904 im Hotel Fürstenhof zu Harzburg. — 20. 5. Sanitätskolonnenfest am 28. Aug. 1904.

**Monatsschrift für Handel und Industrie.** Jan. Gesetz die Heranziehung der Warenhäuser zu einer besonderen Gewerbesteuer (Umsatzsteuer) betreffend. — März u. April. Warenhaussteuer. — April. 53. Plenarversammlung der Handelskammer fr. d. Herzogt. Br. 14. März 1904. — Mai. Prakt. Ausgestaltung freiwilliger Lehrlingsprüfungen. — August. A. Köhler, fakultat. kaufmännische Lehrlingsprüfungen. — Okt. Wirtschaftsergebnisse der Herzogl. Br. Forstverwaltung 1902/3. — Industrie und Handel unseres Bezirkes im J. 1903. I. Industrie. 1. Bergbau, Hütten- u. Salinenwesen (Febr.). 2. Industrie der Steine u. Erden (März), 3. Metallverarbeitung (April), 4. Chemische Textil-Industrie u. (Mai). II. Handel (Juni und Juli). — Nov. u. Dez. 54. Plenarversammlung der Handelskammer fr. d. Herzogt. Br. 7. November 1904. — Sitzung der Kommission d. mitteldeutschen Handelskammern betr. die Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses 6. Dez. 1904.

**Neues Braunschweigisches Schulblatt.** Nr. 1 und 6. Zur geistlichen Schulaufsicht im Herzogtume. — 2. Zum Gedächtnis Wanders. — 3. Schulwesen des Herzogtums Br. — 4. Baron Cay von Brockdorff, Zimm. Kant. — 5. Adolf Fricke, Gesetz betr. Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben, das sog. Kinderschutzgesetz. — 7. Die Volksschule und ihre Lehrer im Landtage. — 8—9. A. Heinemann, zum Gedächtnis Herbers. — 11. A. Heinemann, Schulaufsicht in d. deutschen Staaten. — 8. u. 12. Deutsche Lehrerversammlung in Königsberg. — 13 u. 14. Über die allgemeine Volksschule; Universitätsbildung u. Volksschullehrer. — 15. Soziale Pädagogik. — 16. Die politische Bedeutung der Volksbildung. — 17 u. 18. Zum Gedächtnis des Schulinspektors Heinemann. — 19. J. Kinderbater, Konsonantenhäufung in der Bibel. — 20 u. 21. Th. Sander, der Braunschw. Landeslehrerverein u. seine Tätigkeit vom 1. Okt. 1903—1904. — 22. u. 24. B. Knorr, die Fortbildungsschule für Mädchen. — 23. Zur Gestaltung unseres Schulblattes [das vom 1. Januar 1905 ab auch Vereinsorgan des Anhaltischen Lehrervereins wird]. — 24. 50 Jahre im Dienste der Schule (W. Gehrs in Helmstedt).

**Goangelisches Gemeindeblatt.** N. 4 Oberbürgermeister Dr. Bodels †. — 11. Der braunschw. Landtag. — 13. Kirchenbauten in Braunschweig. — 23. Das neue Gesangbuch. — 36. Ferienfeste in Braunschweig. — 40. Justizrat Dr. Witting †. — 41. Landgerichtsrat Wilh. Kulemann nach Bremen verzogen. — 42. Reorganisation des Prediger-Seminars in Wolfenbüttel. — 45. Erste Jahresversammlung des Freien Kirchlichen Vereins. — 47. Die bevorstehende Landesynode. — 49. Pastor Dr. Pini †. — 52. Die 9. ordentliche Landesynode.







**zdb** Entsäuerung

26. Sep. 2011